Jeed. 1163

Vertheidigung

der

bürgerlichen Gleichstellung der Juden

gegen die

Einwürfe des Herrn Dr. H. E. G. Paulus.

Den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet

von

Gabriel Riesser,
Doktor der Rechte.

Einen Vater in den Höhen, eine Mutter haben wir,
Gott ihn aller Wesen Vater, Deutschland unsre Mutter hier.

Altona,
in Commission bei Johann Friedrich Hammerich.

1831.

Königliche
Bibliothek
Kiel

Gedruckt bei
Hammerich u. Lesser
in Altona.

Vorrede.

Die vorliegende Schrift ist das Werk weniger Tage und das Erzeugniß des unmittelbaren Eindrucks, den das Buch des Herrn Dr. Paulus auf mich gemacht: ein Umstand, den ich zur Entschuldigung mancher Mängel und Flüchtigkeiten in Form und Ausführung geltend zu machen genöthigt bin. Ich weiß sehr wohl, daß solche Entschuldigungs-Gründe einem Schriftsteller als solchem nicht anstehen, da es ja von ihm abhängt, sich Zeit zu lassen; aber es gilt hier etwas ganz anderes, als literarisches Verdienst; es gilt einen unmittelbar praktischen Zweck; es gilt den Kampf für Recht, Ehre und menschliche Würde. Ich hielt es für eine Gewissens-Pflicht, Alles aufzubieten, um den üblen Eindruck, den die Sophismen des Herrn Dr. Paulus da, wo sie am unmittelbarsten wirken sollen, in der Badenschen Stände-Versammlung etwa hervorbringen könnten, so weit es meine schwachen Kräfte vermögen, zu mindern. Sollte Herr Dr. P. hier seinen Zweck erreichen, so wird ihm kein Ehrenmann das Verdienst beneiden, eine Sache, die, da die Zeit keine rückgängige Bewegungen macht, am Ende siegen muß, um einige Jahre hingehalten zu haben.

Ich habe den Inhalt meiner früheren Schrift (über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland) nur da vertheidigt, wo die Einwürfe des Herrn Dr. P. die Sache selbst, nicht, wo sie meine persönlichen Gesinnungen betreffen: denn es kann nur sehr Wenigen daran liegen, diese zu kennen. Diese Wenigen werden meine Schrift selbst lesen, und sich leicht überzeugen, daß Hr. Dr. P. meine Gesinnungen auf die unwürdigste Weise verzerrt und verdreht hat.

Jedenfalls würde es in den Augen verständiger Männer der Sache nicht schaden, wenn sie einen ungeschickten Vertheidiger an mir gefunden hätte. Sie gehört Gottlob! zu denen, in Betreff derer jeder redliche, wohlwollende, vorurtheilsfreie Mann zu dem rechten Resultate gelangen muß, wenn er nur zu ernstem, eignem Nachdenken darüber angeregt wird, und das Verdienst einer solchen Anregung ist das einzige, auf das ich Anspruch mache.

Hamburg, im Mai. 1831.

Wenn einer Gesetzgebung, die der Fanatismus, oder doch der Gedanke, daß ein bestimmter Glaube erforderlich sei, um im Menschen den Mitbürger, den Bruder, den Menschen zu erkennen, in's Leben gerufen, diese ihre Grundlage durch eine veredelte Gesinnung entzogen worden, so müßte in jedem gesunden kräftigen Staatsleben die natürliche Folge davon sein, daß jene Gesetzgebung, von Grund aus umgeschaffen, einer neuen, aus der veredelten Gesinnung und dem Bedürfniß der Zeit hervorgegangenen Platz mache; und es genügt nicht, allenfalls „einen Lappen von neuem Tuch an das alte Kleid „zu flicken: denn der neue Lappen reißt doch vom Alten, und „der Riß wird ärger."

Aber um eine solche Umgestaltung da, wo sie nicht gewaltsam erzwungen werden kann, ernstlich zu wollen, ist außer der bloßen Erkenntniß, daß das Alte unzureichend worden, ein warmes Gefühl für Recht und Menschenwürde, ein gutes Herz, dem der Gedanke peinlich ist, Tausenden seiner Mitmenschen ohne Noth und Nutzen die Freude ihres Daseins zu verkümmern, und außerdem ein gewisses Gefühl der Kraft, ein gewisses Vertrauen auf das Vermögen und die Zukunft der Menschheit vonnöthen, ohne welche man sich das schlechte, das verweste Alte gefallen läßt, weil man es sich, weil man es der Menschheit nicht zutraut, das Bessere begründen, neues, frisches Leben schaffen zu können. Wo jenes Gefühl, jenes gute Herz, jenes Vertrauen fehlen, und, wo doch Verstand

genug vorhanden ist, um einzusehen, daß sich die alten Gesetze und Einrichtungen auf ihrer alten Grundlage nicht mehr halten lassen, da sucht man durch mancherlei qui pro quo's und Taschenspieler-Kunststücke dem alten morschen Gebäude eine neue Grundlage, auf welcher vernünftiger Weise ein ganz verschiedener Bau aufgeführt werden müßte, unterzulegen; das alte Vorurtheil, das sich selbst als ein solches erkannt zu haben vorgiebt, hüllt sich Proteus-artig in die mannichfachsten Verkleidungen, um sich als etwas Anderes, als es ist, sehr oft gerade als das Entgegengesetzte geltend zu machen.

Solche Verkleidungen haben leider oft noch einen andern schlimmeren Grund. Es giebt keinen schmutzigen Winkel, in welchem sich nicht Ungeziefer einnistete, das bei der Reinigung des Hauses ausgetrieben zu werden fürchtet; es giebt keine Anomalie, keine krankhafte Stelle im Staatsleben, bei deren Heilung nicht ein oder das andere, wenn auch noch so geringe und schmutzige Interesse gefährdet wäre. Die Inquisition hat ihre Häscher, der Despotismus seine Spione genährt; der Sklavenhandel hat seine Seelenkäufer, Monopole und Prohibitiv-Systeme haben ihre Wucherer bereichert. Daß Interessen dieser Art, wenn sie bedeutend sind, sich nicht schämen, sich offen zur Schau zu stellen, und ihre Sache der der Menschlichkeit gegenüber zu vertreten, haben unter Anderem die vieljährigen Verhandlungen über die Abschaffung des Sklavenhandels im Englischen Parlament zur Genüge gezeigt. Wenn sie aber so unendlich geringe sind, daß man sie mit bloßen Augen ohne die Vergrößerungs-Gläser der Habsucht nicht wahrzunehmen vermag, so ist es ihnen nicht der Mühe werth, sich in ihrer eigenen Gestalt sehen zu lassen; sie greifen daher begierig nach jedem Vorwande, der sie dessen überhebt, und sie doch in den Stand setzt, das Bessere zu bekämpfen.

So hat der Judenhaß, der es eingesehen hat, daß es ihm nicht mehr möglich ist, sich als Religions-Haß, seine ausschließenden Gesetze als der Religion frommend einer zugleich

hell denkenden und religiösen Zeit gegenüber geltend zu machen, mancherlei Masken, insbesondere die der öffentlichen Interessen, der Nationalität und der Aufklärung angethan, und ist eifrig bemüht, unter diesen Devisen jene Gesetze aufrecht zu erhalten. Im praktischen Leben geschieht dieses in der Regel mehr oder weniger unverhohlen aus dem zweiten, in der Theorie oft aus dem ersten der angeführten Motive, von Männern, die persönlich bei der Sache durchaus unbetheiligt, aber von irgend einem Lieblings-Plane, den sie seit langen Jahren verfolgen, von unüberwindlichen Vorurtheilen, von allerhand fixen Ideen, insbesondere von einer Vorstellung von den Juden geleitet sind, die sie sich vor 50 Jahren aus Eisenmenger und den Mährchen ihrer Ammen gebildet haben, und welche aus dem Leben zu berichtigen, es ihnen seitdem nur an gutem Willen gefehlt hat.

Die hier bezeichneten Ansichten sind in Deutschland und in anderen Ländern seit 50 Jahren sehr oft zu Tage gefördert, eben so oft gründlich in der Theorie, noch viel gründlicher in der Erfahrung durch die heilsamen Folgen, die man in allen Ländern, wo die Gesetzgebung nach den entgegengesetzten Grundsätzen umgestaltet worden, ohne Ausnahme wahrgenommen, widerlegt worden. Dennoch haben sie jetzt an Herrn Dr. Paulus in der folgenden Schrift:

> Die Jüdische Nationalabsonderung nach Ursprung, Folgen und Besserungs-Mitteln. Oder über Pflichten, Rechte und Verordnungen zur Verbesserung der jüdischen Schutzbürgerschaft in Teutschland. Allen teutschen Staatsregierungen und landständischen Versammlungen zur Erwägung gewidmet von Dr. H. E. G. Paulus. (Aus dem Sophronizon besonders abgedruckt.) Heidelberg, Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter. 1830. 150 S. in 8.

wieder einen ausführlichen Vertheidiger gefunden. Die in manchen anderen Dingen nicht gewichtlose Autorität des Ver-

faſſers, ſeine entſchieden ausgeſprochene Abſicht, auf die Verhandlung der Frage bei der Badenſchen Stände-Verſammlung, wo ſie jetzt vorliegt, zu wirken, machen dieſe Schrift mehr als ihr Inhalt zu einer der guten Sache Gefahr drohenden Erſcheinung. Indem ich es, da dieſelbe zum Theil durch eine früher von mir verfaßte veranlaßt worden, für meine Pflicht halte, ſie zu widerlegen, fühle ich die Ungleichheit des Kampfes, was die Autorität, das Talent, die Gelehrſamkeit der Streitenden betrifft, ſehr wohl, und bitte meine Leſer, dieſes Moment in ihrer Beurtheilung zu Gunſten der Sache, die ich vertrete, in die Wagſchale zu legen, damit ſie nicht leide durch die Unzulänglichkeit ihres Vertreters. Abhalten vom Kampfe konnte mich dieſes Bewußtſein nicht, da ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß das Uebergewicht der Gründe, die für meine Sache ſprechen, ſo groß, daß die Argumentation, die zur Widerlegung erforderlich, durchgängig ſo einfach iſt, daß die unbedingteſte Ueberlegenheit jedes Gegners dadurch neutraliſirt würde.

Um die verſchiedenen Geſichtspunkte, die Hr. Dr. P. mit einander verwirrt, — eine Verwirrung, die zu den Mitteln gehört, durch welche Herr Dr. P. ſcheinbar zu ſeinen Reſultaten zu gelangen ſtrebt, — zu ſondern, was zur Verſtändigung durchaus erforderlich iſt, will ich zuerſt den des öffentlichen Intereſſe, nebſt dem Verhältniß zu den ſtaatsbürgerlichen Pflichten, dann den der Nationalität, und zuletzt den der Aufklärung in's Auge faſſen. Vorher ſind aber noch einige Bemerkungen über die Stellung der Frage nöthig, die Herr Dr. P. mit einer unbegreiflichen Einſeitigkeit aufgefaßt hat.

I.

Standpunkt der Frage.

a. Rechtlicher.

Verzeihlich für einen Theologen, aber durchaus unverzeihlich, wissenschaftlich und moralisch, für einen Schriftsteller, der einen Gegenstand dieser Art mit der Absicht behandelt, auf die Berathungen gesetzgebender Versammlungen, die in diesem Augenblick in vier Deutschen Staaten, in Baden, Kurhessen, Hannover und Braunschweig auf denselben hingeleitet sind, unmittelbar einzuwirken, ist die tiefe Unwissenheit, in welcher sich Hr. Dr. P. über den rechtlichen Zustand der Juden in den verschiedenen Deutschen Staaten befindet, und die ihn zu der Behauptung verleitet, es käme bei der ganzen Sache bloß darauf an, den Juden zum Regieren über die Christen zu verhelfen, da ihnen alles Uebrige, das Recht, Handwerke und Ackerbau zu treiben (S. 109), Rechts-Beistände zu werden, (S. 90—91 in der Note) allenthalben zustände. Diese Unwissenheit ist um so unverzeihlicher, da mich Hr. Dr. P. hier geradezu einer Lüge anklagt, ohne sich die geringe Mühe gegeben zu haben, einige sehr leichte Erkundigungen darüber einzuziehen. Es ist daher nöthig, den Zustand der Dinge, wie er in verschiedenen Deutschen Staaten noch ist, in einigen Zügen näher zu bezeichnen. In Hamburg, wo eine Juden-Gemeinde von gegen 10000 Seelen ist, kann es ein Jude in einem zünftigen Handwerk, wie das des Schneiders, Schusters, Zimmermanns, ohne Christ zu werden, nicht bis zum Lehrburschen bringen. Eben so ist es, mit Ausnahme einzelner besonderer Concessionen, in Hannover, in Braunschweig, in Sachsen, jedoch hier nach einem Gesetz von 1819 mit der Modifikation, daß sie Lehrburschen und

Gesellen, aber nicht Meister werden können; so war es bis vor ganz kurzem in Mecklenburg. Ferner dürfen die Juden in allen jenen Staaten keinerlei Grundbesitz haben, ohne welches Recht es den Umständen nach unmöglich ist, daß sie Landbau treiben. Die Gründe aber, mit welchen man in diesen Staaten die Verbesserungen, die die Meinung aller Verständigen dringend fordert, bestreitet, sind ganz genau dieselben, mit denen Hr. Dr. P. für die Staaten, die etwas weiter fortgeschritten sind, weitere Verbesserungen bekämpft. Was Beschränkungen anderer Art betrifft, so bemerke ich, daß in Frankfurt a: M. die jährlichen Heirathen auf eine gewisse Zahl beschränkt sind, eine Bestimmung, von der es Mühe kostet, zu glauben, daß sie dem Jahr 1823 ihre Entstehung verdankt; daß auf ähnliche Weise in Baiern die Zahl der an jedem Orte zur Ansässigkeit befugten Familien auf eine bestimmte Zahl beschränkt ist, mit dem Unterschiede, daß die Regierung hier dazu befugt ist, über die Zahl hinaus zuzulassen, was bei nicht Handel treibenden oft, aber keinesweges immer und nach einer festen Regel geschieht. Von der Advokatur sind Juden in Hamburg, Mecklenburg, Sachsen durchaus ausgeschlossen, wovon in Mecklenburg eine einzige Ausnahme nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen durch besondere höchst verdiente Begünstigung gemacht worden; in Holstein und in Hannover werden sie nur durch eine besondere Dispensation vom Justiz-Ministerium, die nach Belieben ertheilt oder versagt werden kann, zugelassen. Auch in ganz Alt-Preußen kann kein Jude, ohne zum Christenthum überzutreten, als Rechts-Beistand fungiren, da dort bekanntlich die Geschäfte der Rechts-Beistände von sogenannten Justiz-Kommissarien verwaltet werden, die einer Anstellung von der Regierung bedürfen, diese aber, obgleich es ihr gesetzlich frei stände, den Grundsatz hat, keine Juden anzustellen. Eben so hat in ganz Deutschland, außer in Würtemberg, kein Jude, der Beruf fühlt, sich dem akademischen Lehrfach

zu widmen, Aussicht, je ein Lehramt zu erhalten, er mag sich auch noch so sehr dazu befähigen; ja auf vielen Universitäten darf er nicht hoffen, als Privat-Docent zugelassen zu werden, besonders seitdem man auf mehreren die kostbare ehemals jedem Graduirten gestattete Lehrfreiheit, die uns andere Nationen, besonders die Franzosen, lange beneidet haben, aus verschiedenen Gründen überhaupt zu beschränken angefangen hat. —

b. Moralischer Standpunkt.

Ich habe es nicht für nöthig gehalten in meiner früheren Flugschrift dergleichen Einzelheiten zu berühren, weil sie allbekannt sind, und weil ich voraussetzen mußte, daß jeder redliche Mann, der über diesen Gegenstand urtheilen wollte, sich ihre sehr zugängliche Kenntniß mit leichter Mühe verschaffen würde. Wie sehr erstaunt mußte ich aber sein, zu finden, daß Hr. Dr. P. einen Fall, in welchem ich mich selbst unter Anderen befinde, für eine Unmöglichkeit, und daß er es für eine Uebertreibung erklärt, daß Viele von uns durch die bestehenden Gesetze von jeder Stellung im bürgerlichem Leben, von einer Sphäre für Uebung und Anwendung ihrer Kräfte, ausgeschlossen seien; daß wir, weil wir die alte Bahn verlassend, bei der Wahl unsres Standes der entschiedensten Neigung, die doch wohl der Jüngling für Anlage — denn an welchem andern Zeichen sollte er diese erkennen? — zu halten berechtigt ist, gefolgt sind, und weil der Schritt, der uns allein mit leichter Mühe aller Unbequemlichkeiten überheben könnte, mit unseren moralischen nicht minder, als mit unseren religiösen Ansichten in Widerspruch steht, uns in die Alternative versetzt sehen, unser Gewissen oder unsere bürgerliche Existenz zum Opfer zu bringen. Ich habe es deutlich genug schon früher gesagt, und wiederhole es, daß jedes Urtheil über die Gesinnung der wirklich Uebergetretenen nicht zur Sache gehört,

ſondern daß es hier lediglich auf den Standpunkt der nicht Uebertretenden ankommt. Es iſt ja möglich, daß alle Die, die ſich durch den Uebertritt den Weg zu Aemtern und Würden gebahnt haben, deren Zahl ſich in Preußen allein auf mehrere Hunderte beläuft, daß ſelbſt Die, die ſich offenbar ſo lange gegen jenen Schritt ſträubten, bis ſie, von nagendem Hunger oder nagendem Ehrgeiz überwältigt, nachgaben, gerade im entſcheidenden Augenblick zu ihrem Glück eine Umänderung in ihren Ueberzeugungen erfuhren. Aber nichts deſto weniger bleibt eine Geſetzgebung ſchimpflich und unſittlich, die eine Handlung, welche nie anders, als wie das Werk der reinſten religiöſen Ueberzeugung ſollte gedacht werden können, mit einem ewigen Verdachte befleckt, und die der Unwahrheit und dem Leichtſinn eine gefährliche Lockung bietet. Glaubt Herr Dr. P., es gäbe keinen andern Zwang, als den, welcher mit dem Tode oder körperlichen Qualen droht, und das wäre keiner, der durch die Vorenthaltung ſchmerzlich vermißter bürgerlicher Exiſtenz und Ehre auf die Gemüther wirkt? Iſt es doch der Erfahrung gemäß, daß Mancher in einer Stunde der Begeiſterung für ſeine Ueberzeugung zu ſterben vermöchte, der nicht im Stande wäre, der täglich wiederkehrenden Qual des Bewußtſeins eines für immer verfehlten Berufs und des verſagten Strebens nach der Auszeichnung, nach welcher zu ringen er die Kraft in ſich fühlt, zu widerſtehen! Hr. Dr. P. mag es glauben, daß ein hoher Grad angebornen Frohſinns und jugendlicher Lebens-Kraft dazu gehört, um durch ein ſolches Bewußtſein nicht in der Blüte der Jahre geiſtig niedergedrückt zu werden!

Der Verfaſſer wendet (S. 115) gegen dieſe Anſicht von der moraliſchen Seite der Sache ein, daß ſie auf dem Mißverſtändniß beruhe, wie wenn die Taufe zu irgend einer Kirchenmeinung, und nicht rein zum Chriſtenthum überhaupt einweihe. Aber dieſes Chriſtenthum überhaupt oder Urchriſtenthum hat doch auch wohl ſeine beſtimmte

religiöse Ueberzeugung, mit welcher ein selbstständiger, erwachsener Mann, der zu ihm übertritt, nicht spielen darf, sondern sie haben, und im innersten Grunde seines Herzens davon durchdrungen sein muß. Zu dieser Ueberzeugung nun, so wie zu den Lehren aller bestehenden christlichen Confessionen ohne Ausnahme scheint mir nach der besten Kenntniß, die ich mir vom Christenthum durch Lesen im neuen Testament und in manchen theologischen Schriften zu verschaffen gesucht, der Glaube daran, daß Jesus Christus Gottes Sohn *), und zwar nicht bloß in dem figürlichen Sinn, wie dieser Ausdruck in den orientalischen Sprachen wohl vorkommt, sei, und daß durch ihn — d. h. nicht bloß durch seine Lehren, sondern auch durch seine Menschwerdung, seine Leiden und seine Auferstehung — die Menschheit von ihren Sünden erlöst sei, wesentlich zu gehören. Es ist sehr wohl möglich, daß ich hier in einem großen Irrthum befangen bin; ich weiß nicht einmal genau, und es geht mich auch wenig an, in wie fern Hr. Dr. P. darin mit mir übereinstimmt; aber das weiß ich gewiß, und das muß Hr. Dr. P., der ja einen großen Theil seines Lebens auf theologische Streitigkeiten verwandt hat, noch viel besser wissen, daß ein sehr großer Theil seiner Glaubens-, besonders seiner Standes-Genossen, diese Meinung theilt, die sich daher natürlich anders Glaubenden mittheilen muß. Aber auch der Uebertritt zum Christenthum seiner moralischen Natur wegen erfordert bei einem gewissenhaften Manne mehr als die bloße Anerkennung, daß die christliche Moral an sich gut und schön sei; er erfordert meines Bedünkens mindestens die Ueberzeugung, daß sie hoch über allen übrigen moralischen Lehren stehe, wie das Göttliche über dem Menschlichen: zu dieser Ueberzeugung sind aber Viele von uns bei einer ganz unpartheiischen Betrachtung nicht gelangt.

*) Dieses scheint auch die Ansicht des Herrn Dr. P. zu sein, da er S. 61 Joseph den Pflegevater Christi nennt.

Ich habe einmal kurz nacheinander die Berg-Predigt und das Handbuch des Epiktet geleſen, und ich muß geſtehen, daß das letztere einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht, meine Stimmung in höherem Grade geſtärkt und erhoben hat. Auch bin ich der Meinung, daß viele moraliſche Lehren enthaltende Stellen des alten Teſtaments, ja ſelbſt manche in dem verſchrieenen Talmud und in rabbiniſchen Schriften den trefflichſten Stellen des neuen Teſtaments an die Seite zu ſetzen ſind. Aus dieſen Gründen würde ich es auch von dieſer Seite bei meinen jetzigen Ueberzeugungen für unredlich halten, ein Chriſt zu werden, und wenn ich darum in meinen bürgerlichen Rechten geſchmälert bin, ſo möchte ich wiſſen, was in aller Welt es anderes iſt, als meine Ueberzeugung, wegen welcher mich der Staat ausſchließt? Dieſe Bemerkungen mögen genügen, um meinen Standpunkt zu rechtfertigen: redliche Männer mögen urtheilen! Nur das bemerke ich noch, daß in dieſem Punkte die öffentliche Meinung ganz auf meiner Seite iſt; daß ſie allgemein den Uebergetretenen, der ſeinem Uebertritt Vortheile verdankt — was unter zehn Fällen in neunen der Fall iſt — ſelbſt ohne viele Prüfung ſeiner Ueberzeugung und daher vielleicht oft mit Unrecht in Verdacht hat, während ſie Den achtet, der dieſen Vortheilen entſagt, um ſeinem Glauben treu zu bleiben *).

---

*) „Müſſen wir nicht Alle — ſagte der Freiherr v. Cotta in der Würtembergiſchen Stände-Verſammlung — den Iſraeliten achten, „der, treu und auf Ueberzeugung am Glauben ſeiner Väter hangend, denſelben wegen ſchnöden Gewinns nicht verläßt; müſſen „wir dagegen den nicht verachten, der denſelben zeitlicher Vortheile wegen gegen den chriſtlichen wechſelt? Dieſem, den wir „verachten, können wir aber die Rechte nicht verſagen, die „wir Jenem, den wir achten und ſchätzen müſſen, verweigern wollten, während er doch ſchon längſt alle Laſten und „Pflichten des Würtembergiſchen Unterthanen tragen und erfüllen „muß?“ Man vergleiche die Verhandlungen in der Kammer der

II.

Oeffentliches Intereſſe.

Ich komme nunmehr zur Sache ſelbſt. Herr Dr. P. hat die ganze Frage auf die Zulaſſung zu Aemtern beſchränkt, und ſie ſo ausgedrückt, ob Chriſten von Juden regiert werden ſollen? Daß die Frage in vielen Deutſchen Staaten eine ganz andere iſt, habe ich bemerkt, will ſie aber jetzt [illegible] dem Standpunkte des Herrn Dr. P. betrachten. Vorher muß ich den lügenhaften Vorwurf ablehnen, als hätte ich über den eigentlichen höchſten und letzten Zweck unſerer Beſtrebungen ein kluges Stillſchweigen beobachtet. Ich habe mich ſeltener des Ausdrucks „Emancipation“ als des Deutſchen aller Welt verſtändlichen „bürgerliche Gleichſtellung“ bedient; beſonders darum, weil ich glaube, daß es Zeit iſt, Dinge, die in Deutſchland immer mehr heimiſch werden, mit Deutſchen Namen zu bezeichnen. Vollkommen klar iſt aber für Jeden, der nur hie und da einmal eine Zeitung zu leſen pflegt, auch der Sinn, den der heutige Sprachgebrauch jenem fremden Ausdruck giebt; Jedermann weiß, daß darunter in Beziehung auf die Juden nicht etwas unbeſtimmt fabelhaftes der Erfahrung unbekanntes, ſondern der Zuſtand vollkommener rechtlicher Gleichheit zu verſtehen iſt, wie wir ihn in Frankreich, Holland, Belgien und in Würtemberg (und zwar hier an Bedingungen geknüpft, die dem Princip der vollen rechtlichen Gleichheit der Confeſſionen keinen Abbruch thun) vor unſeren Augen beſtehen ſehen. Man muß in der That für Schul-

---

Abgeordneten des Königreichs Würtemberg über den k. Geſetzes-Vorſchlag die öffentlichen Verhältniſſe der Iſraeliten betreffend. (Aus den Allgem. polit. Annalen XXVII. Bd. 2. Heft beſonders abgedruckt) S. 66

knaben oder Pedanten, nicht für Leben und Anwendung zu schreiben gewohnt sein, wenn man Erörterungen dieser Art mit grammatischen Ableitungen des Wortes „emancipiren“ von mancipium beginnt.

1.

Zulassung zu Aemtern.

Durch einen plumpen Kunstgriff hat Herr Dr. P. jene Frage so gestellt, daß der Pöbel unter seinen Lesern, auf welchen zu wirken einer seiner Zwecke zu sein scheint, da er ja ganz offen S. 17 und 129 mit Pöbel-Reaktionen droht, glauben muß, es handle sich darum, die Juden mit einem Male in Masse, und zwar Hausirer, Schacherer alle miteinander zu Staatsregierern zu machen; denn auf ein solches Verfahren einzig und allein passen alle seine Argumente. Es ist ein Leichtes, alle seine Widersprüche nacheinander in's klarste Licht zu setzen.

Herr Dr. P. giebt zu, daß Juden, ohne zum Christenthum als Religion (seine Theorie vom Uebertritt zum Christenthum als Nationalsache habe ich weiter unten zu beleuchten) überzutreten, durch Lossagung von allen den Vorurtheilen und Eigenthümlichkeiten, die seiner ebenfalls weiter unten zu beleuchtenden Meinung nach ihrer Aufnahme im Wege stehen, sich der Aufnahme würdig machen könnten. Das diese Lossagung nicht in Masse geschehen könne, versteht sich nach den Gesetzen jeder menschlichen Entwickelung von selbst; es kann auch, wenn man von dem durchaus unbestreitbaren Grundsatz ausgeht, daß die Juden in Allem, was den Staat angeht, eben nichts gemeinsames haben sollen, unmöglich gefordert werden. Wie vertrüge es sich auch mit den ersten Grundsätzen der Gerechtigkeit, daß der Eine um der Fehler und der Vorurtheile des Anderen Willen leiden sollte *)? Nun aber

*) Treffend sagte darüber der Minister des Innern in der Württembergischen Kammer: „Freilich giebt man nur den fleißigen Schü-

ſchließen alle die Geſetzgebungen, um deren Aufrechthaltung oder Umgeſtaltung es ſich handelt, die Juden nicht unter gewiſſen Bedingungen aus, und laſſen ſie unter den entgegengeſetzten zu, ſondern ſie ſchließen ſie unbedingt aus, wenn ſie nicht Chriſten werden. Alle Bedingungen aber, die erforderlich ſind, damit irgend ein Individuum die Pflichten, die ein Amt ihm auferlegt, erfüllen, damit er das Vertrauen, das ihm zur Amtsführung Noth thut, beſitzen könne, verſtehen ſich in jedem geſetzlich geordneten Staate von ſelbſt; auch würde kein Jude, der Hoffnung hätte, durch eine veränderte Geſetzgebung eine öffentliche Stellung im Staate zu erlangen, wenn es nicht als überflüſſig erſchiene, etwas dagegen haben, daß dieſe Bedingungen ausdrücklich feſtgeſtellt werden. Daß ein Amt, welches eine ſechstägige Arbeit erfordert, Dem nicht gegeben werden kann, der, ſei es aus Trägheit, aus Körper-Schwäche, oder wegen ſeiner religiöſen Meinung an einem dieſer Tage ſich nicht zur Arbeit verſtehen kann; daß ein Wahl-Collegium einen Deputirten nicht wählen darf, der des öffentlichen Vertrauens aus irgend einem Grunde entbehrt; daß eine Regierung, die im mindeſten auf Ehre hält, einen Wucherer nicht zum Richter, einen Mann, dem die Achtung ſeiner Mitbürger fehlt, nicht zum Beamten wählen wird: das alles verſteht ſich ſo ganz und gar von ſelbſt, daß eine Geſetzgebung ſich lächerlich machen würde, wenn ſie es ausdrücklich ausſpräche. Hält ſie es aber für nöthig, ſo thue ſie es; kein Jude wird etwas dagegen einzuwenden haben. Jeder, der die Verhältniſſe, auf welche es hier ankommt, im Leben beobachtet, und ſich nicht in ſeinem Studirzimmer eine Vorſtellung davon zuſammengeträumt hat, hat die Ueberzeugung, daß ein

---

„lern Prämien (um mich des Beiſpiels eines ehrenwerthen Mit„glieds dieſer Kammer zu bedienen) aber in keiner Schule wartet „man mit der Prämien-Vertheilung, bis alle Schüler fehlerfrei „ſind.“ M. ſ. die angeführten Verhandlungen S. 60.

Jude, die Gesetzgebung möge noch so liberal sein, das Vertrauen der Regierung wie des Volkes in höherem Grade verdienen, und, was noch mehr sagen will, besitzen müsse, um sich auf eine Stellung im öffentlichen Leben Hoffnung machen zu können *); daß es also von dieser Seite gerade, die Herr Dr. P. für die einzige Seite der Sache hält, nicht die Reichsten, sondern die Besten, Achtungswerthesten und Geachtetsten sind, die eine Ausschließung einzig und allein trifft, welche den Uebrigen vollkommen gleichgültig sein kann.

Es scheint unglaublich, daß ein Mann von Ehre dieses sonnenklare Argument dadurch zu entkräften glauben kann, daß er anführet, wie Hr. Dr. P. (S. 17) thut, es sei nicht bloß das Vertrauen, das die Wahlen mache, sondern Einfluß des Geldes und ähnliche. Es ist bekannt, daß ein solcher Grund im Englischen Unterhause geltend gemacht worden; aber man war auch ehrlich und verständig genug, den einzigen Sinn desselben, die Käuflichkeit der Parlaments-Sitze, diesen Schandfleck der Englischen Staats-Verfassung, den zu vertilgen England jetzt alle seine Kräfte aufbietet, offen anzuführen. Wo aber werden in Deutschland Sitze in den gesetzgebenden Versammlungen verschachert? Wo wird gewuchert mit Aemtern und Ehrenstellen? Solche Gründe anführen heißt Deutschlands Fürsten und ihre Räthe für Schelme, seine Gemeinden für unmündige Thoren erklären. Wenn es diese Furcht ist, die Euch bestimmt, bei der Ausschließung zu verharren, dann fürwahr hat Herr Dr. P. recht, wenn er meint, daß sie uns

*) Nicht weil er kein Vertrauen erwecken zu können meinte, wie Herr Dr. P. S. 18 sagt, hat Spinoza die Professur in Heidelberg zurückgewiesen — und so tief, um das meinen zu können, hat Spinoza die Christen seiner Zeit nicht verachtet — sondern weil man seine philosophische Lehrfreiheit, wenn auch mit der zartesten Schonung, doch durch eine leise Andeutung beschranken zu wollen schien; wie es allbekannt und u. A. in einem Aufsatz über Spinoza in Herders Adrastea zu lesen ist.

nicht zur Unehre gereicht; aber Euch wird sie zur ewigen, zur unauslöschlichen Schande gereichen: denn die Furcht vor der eignen Schlechtigkeit, das offene Bekenntniß, daß Ihr unfähig, mithin unwürdig seid, Euere Vertreter und Beamte zu wählen, gehörte zu den Grundlagen Eurer Gesetzgebung!

Noch klarer tritt der innere Widerspruch, das lügenhafte in der Argumentation des Verfassers von einer anderen Seite hervor. Einer seiner Haupt-Gründe gegen die Zulassung der Juden zu öffentlichen Aemtern ist der Unwille, den dieselbe bei'm Volke erregen würde: ja er treibt es S. 17 bis zu der wahnsinnigen Voraussicht, daß sie ein unaufhaltsamer Aufruf zu Mord und Vertreibung gegen die Juden werden würde! Und doch fürchtet er auf derselben S. 17, daß dasselbe Volk, das so eben durch die ihm gestattete Befugniß, Juden zu seinen Vertretern und Beamten zu wählen, in blinde Wuth versetzt worden, von eben dieser Befugniß einen ihm selbst nachtheiligen Gebrauch zu machen sich verleiten lasse! Zeigt nicht Der, der sich zweier solcher einander vernichtenden Argumente zugleich bedient, deutlich genug, daß er an der inneren Wahrheit seiner Sache selbst verzweifelt, und zu den Künsten der Lüge seine Zuflucht genommen? Solche Argumentationen würden wir, da Herr Dr. P. ein Christ ist, christliche zu nennen berechtigt sein, wenn wir roh genug wären, um dieses Wort in dem Sinne gebrauchen zu wollen, wie der Pöbel und Hr. Dr. P. das Wort „jüdisch" so gerne zu gebrauchen pflegen. Es ist zu hoffen, daß jeder ehrliche Badische Landmann, dessen einfacher Sinn nicht durch Spitzfindigkeiten verwirrt ist, diese einfache Sache richtiger auffassen wird; er wird zu seiner Regierung das Zutrauen haben, daß sie ihm keinen seines Vertrauens unwürdigen Beamten von irgend einer Konfession aufdringen wird; er wird es nicht für eine Kränkung seiner Rechte halten, wenn man ihm die Befugniß giebt, einen Juden zu seinem Vertreter oder Gemeinde-Beamten zu wählen; bei der Wahl selbst aber wird er den nach

seiner Meinung Tüchtigsten, den seines Vertrauens Würdigsten wählen: wenn man gleich für das nächste Jahrzehend wohl annehmen muß, daß er im Fall der Konkurrenz bei gleicher Tüchtigkeit den Juden nicht wählen wird.

Unbegreiflich ist es endlich, wie ein Mann, der auf Erfahrung Anspruch macht, bei einer so ganz praktischen Frage die aller Welt vorliegende von Niemanden in Zweifel gezogene Erfahrung größerer und kleinerer Staaten übersehen konnte. Frankreich und die Niederlande haben seit 40, Würtemberg hat seit 3 Jahren die Juden in ihren Staaten für zulässig zu allen Aemtern und Würden erklärt, ohne andere Bedingungen, als die sich nach der Natur der Sache von selbst verstehen. Und in allen jenen Ländern wird über die Folgen jener Zulassung auch nicht die allermindeste Klage geführt. In Frankreich gaben vor Kurzem die Verhandlungen der Kammern über die Besoldung der jüdischen Geistlichen Veranlassung, die Verhältnisse der Juden von allen Seiten zu beleuchten; und, während sich auch nicht eine einzige Stimme erhob, um etwas, was einer Klage ähnlich sähe, vorzubringen, vereinigten sich alle, um die segensreichsten Wirkungen der vollsten bürgerlichen Gleichstellung zu bezeugen. So sagte der Minister Mérilhou in der Rede, mit welcher er den Entwurf der Pairs-Kammer überreichte: „dans les fonctions „publiques, où ils ont été appelés, sous les drapeaux „de nos phalanges immortelles, dans les lettres, les „arts, les sciences, l'industrie ils ont en un quart de „siècle donné parmi nous le plus noble démenti aux „calomnies de leurs adversaires.“ Auch die Wenigen, die aus Gründen ganz anderer Art gegen das Gesetz sprachen *), — selbst der Einzige unter so Vielen, der unter allgemeinem Widerspruch die Meinung äußerte, daß noch nicht alle

*) Die Minorität bei der Abstimmung war in der Deputirtenkammer von 71 gegen 212.

Spuren von den üblen Folgen des früheren bürgerlichen Mißverhältniſſes verwiſcht ſeien — ſuchten vor allem den Schein, daß ſie der bürgerlichen Gleichheit entgegen ſeien, wie etwas Gehäſſiges und Unwürdiges von ſich abzuwenden. Und wo ſind denn in Würtemberg die ſchrecklichen Folgen der Zuläſſigkeit der Juden zu allen Arten öffentlicher Aemter ſichtbar? Hat dort der Volks-Unwille die Juden gemordet und vertrieben? Hört man davon, daß die Juden ſich dort für Geld Aemter erſchleichen, und zum Schaden ihrer Untergebenen verwalten? Die erſte — ich weiß nicht, ob bis jetzt die einzige — Anwendung, die die Regierung von der ihr zugeſtandenen Befugniß machte, war die, daß ſie den in der juriſtiſchen Literatur rühmlich bekannten Herrn Dr. Maier als Profeſſor der Rechte nach Tübingen berief. Dieſer Mann hatte vor dem neuen Geſetz, obgleich er unter den Würtembergiſchen Juriſten ſeines Alters am meiſten Ruf hatte, nicht einmal zur Advokatur gelangen können, wäre alſo ohne dasſelbe nie im Stande geweſen, von ſeinen trefflichen Kräften zum Nutzen ſeiner Mitbürger Gebrauch zu machen. — Uebrigens ſind auch in mehreren anderen Deutſchen Staaten, in Preußen, Baiern, Heſſen-Darmſtadt die Juden zu Gemeinde-Aemtern, die das Vertrauen der Betheiligten beſetzt, längſt wählbar. In allen dieſen Staaten haben einzelne Gemeinden davon Gebrauch gemacht, und nirgends iſt eine üble Folge davon bemerkbar.

Dieſe unbeſtreitbare Erfahrung aller der Staaten, die den Schritt, welchen Herr Dr. P. ſeinen Landsleuten abräth, zum Theil unter viel ungünſtigeren Umſtänden gethan haben, da wo ſie hingehören, mit Stillſchweigen zu übergehen, iſt gewiſſenlos; lächerlich iſt es, wenn der Verf. dieſer Einwendung an einer Stelle, wo von etwas ganz anderem die Rede iſt (S. 143) in einer Note erwähnt, und ſie durch die Bemerkungen beſeitigen will, daß in Nord-Amerika eine Oeffentlichkeit herrſche, die noch nicht Europäiſch geworden,

und daß auch dort und in Holland die Exempel selten seien, daß Juden in öffentliche Aemter kommen. Was den ersten Punkt betrifft, so fehlt in Deutschland die nöthige Oeffentlichkeit, damit sich eine Meinung über Beamte und ihre Verwaltung bilden und aussprechen könne, hoffentlich nirgends; jedenfalls wird sie nicht lange mehr fehlen, am wenigsten in Baden nach den neuesten ständischen Verhandlungen über Preßfreiheit, die in ganz Deutschland wiederhallten. In Beziehung auf den zweiten Punkt ist es unbegreiflich, wie Herr Dr. P. die geringe Anzahl von Beamten für sich geltend machen kann, da er ja gerade von ihrem Zunehmen, von dem Mißbrauch der Freiheit die größte Gefahr fürchtet! Uebrigens ist in Frankreich und Holland die Anzahl der Staatsdiener gerade, wie es sich erwarten läßt, weder sehr bedeutend, noch sehr geringe, sondern ziemlich verhältnißmäßig. In Frankreich sind u. A. zwei Generale mosaischen Glaubens und eine beträchtliche Anzahl von Beamten. In Holland war der berühmte Meyer lange Präsident eines Tribunals; der bekannte Assur bekleidete eine der ersten Stellen im Justiz-Ministerium, und hat bekanntlich nach dem interimistischen Rücktritte van Maanen's im vorigen Jahre eine kurze Zeit an dessen Spitze gestanden.

2.

Erfüllung der Bürgerpflichten.

So wie es sich von selbst versteht, daß die Zulassung zu einem bestimmten Amt in jedem Staate, in welchem nur von gesetzlicher Ordnung die Rede ist, an die unerläßliche Bedingung der Erfüllung der mit diesem Amte verknüpften Pflichten gebunden ist, so versteht es sich auch von selbst, daß die Erfüllung aller allgemeinen Bürgerpflichten an die Erhaltung des Bürgerrechts unerläßlich geknüpft ist. Ich habe schon früher behauptet und behaupte noch jetzt, daß die Juden in den

Deutſchen Bundes-Staaten alle allgemeinen Bürger-Pflichten bereits erfüllen und erfüllen müſſen, und die Beleuchtung der einzigen Einwendung, die Hr. Dr. P. nach vielen und weitläuftigen Phraſen S. 105-6 dagegen wirklich vorzubringen verſucht, iſt am beſten dazu geeignet, um jeden Leſer zu überzeugen, daß es damit ſeine volle Richtigkeit hat. Ich weiß es ſehr wohl, daß es außer den pekuniären Verpflichtungen gegen den Staat noch eine andere unendlich bedeutendere und höhere Bürgerpflicht, die der Vertheidigung des Vaterlandes, die Kriegs-Pflicht giebt. Ich weiß aber auch, und alle Welt weiß es, daß in den Deutſchen Bundes-Staaten die Juden ſeit langer Zeit, und zwar in Baden mindeſtens ſeit 1808 Kriegsdienſte leiſten und zu leiſten gehalten ſind *). Herrn Dr. P. kann das auch unmöglich unbekannt ſein, obgleich er es ignorirt, und ſich im Gebiet allgemeiner Vorausſetzungen hält; aber er wendet ein, ſie würden am Sabbath keine Kriegsdienſte thun und anſtatt deſſen Andere bezahlen, um ſich für ſie todtſchlagen zu laſſen. Nun möchte ich wiſſen, ob Hr. Dr. P. in allem Ernſte meint, daß in den Armeen Napoleon's, in den Ruſſiſchen oder Deutſchen Armeen die Juden, wenn eine Schlacht am Sonnabend geliefert wurde, für Geld Urlaub erhalten haben? Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das nie und nirgends geſchehen iſt, und weder Hr. Dr. P., noch ſonſt Jemand hat je den Schatten eines Beleges dafür angeführt. Sollte es aber irgendwo geſchehen, ſo wäre es dem Grundſatz, den alle civiliſirten Staaten annehmen, daß Niemand ſeine Religions-Meinung, um ſich einer beſtimmten allgemeinen Pflicht zu entziehen, anführen dürfe, abſolut zuwider; ſo wäre es ein

*) Gerade darum, weil in dieſer Beziehung und in anderen die Lage der Juden, was ihr paſſives Verhältniß gegen den Staat, was ihre Pflichten betrifft, eine ganz andere geworden, iſt es ſelbſt vom Standpunkt des hiſtoriſchen Rechts aus falſch, die Legalität der Fortdauer ihrer alten Beſchränkungen rechtfertigen zu wollen.

heilloser schmählicher Unfug, der den Vorschriften des alten Testaments, des Talmuds und der Rabbinen *) nicht minder als den Regeln eines geordneten Staatslebens entgegen ist: ein Unfug, dessen Beseitigung die unendlich größere Mehrzahl der Juden eifrig herbeiwünschen würde, und der auch ohne alle Rücksicht darauf sofort beseitigt werden müßte, nicht aber geduldet, um als Ausschließungs-Grund gegen Die, die ihre Pflichten gegen den Staat in jeder Beziehung zu erfüllen sich bereit erklären, geltend gemacht zu werden.

So wie aber, wo es sich um eine Pflicht gegen den Staat handelt, keine von der individuellen religiösen Ueberzeugung abgeleitete Entschuldigung zuzulassen ist, eben so ist es außerhalb dieser Sphäre nach den anerkanntesten Grundsätzen nicht die Sache des Staats, sich um die Privat-Thätigkeit der Bürger an einem oder dem anderen Tage zu bekümmern. Da der Staat Niemanden deshalb in Anspruch nimmt, daß er alle sechs Tage in der Woche keinerlei Arbeit verrichtet, vorausgesetzt, daß er sie dem Staate nicht zu leisten hat, so sehe ich nicht, mit welchem Recht er gegen das Feiern an einem dieser Tage Einwendungen machen will, da es lediglich des Einzelnen Sache ist, zu sehen, wie er dabei zurecht kommen kann.

---

*) Belege dafür, daß die Feier des Sabbaths nach den Vorschriften der letzteren der Pflicht der Vaterlands-Vertheidigung nachstehen muß, finden sich u. A. bei Dohm, über die bürgerliche Verbesserung der Juden, S. 144 in d. Note, und in dem Charakter des Judenthums von J. Wolf und S. Salomon, 2te Auflage. Leipzig, 1817. S. 42—50. Daß es sich hiemit praktisch und theoretisch so verhält, ist so allbekannt, daß es fast unglaublich scheint, wie es Einem, der auch nur die geringste Kenntniß von den Verhältnissen der Juden sich zu verschaffen bemüht war, unbekannt sein könne, und daß es mir, ich gestehe es, hier sehr schwer wird, an der Redlichkeit der Anführungen des Hrn. Dr. P. zu glauben, da ich eine zu gute Meinung von seinen Kenntnissen habe. Man vergl. auch den Anhang.

3.

Bürgerliche Beschäftigung der Juden.

Ein dritter Punkt, den Herr Dr. P. vom Standpunkt des öffentlichen Interesse aus gegen die Juden geltend macht, ist die bürgerliche Beschäftigung Vieler von ihnen, der Handel, und die Art, wie sie ihn treiben. Dieser Gegenstand führt, von seinem rechten Standpunkte, von einfachen, den allgemeinen Nutzen im Auge habenden staatswirthschaftlichen Grundsätzen aus betrachtet, zu den allereinfachsten legislativen Resultaten, wird aber leider oft verwirrt durch das Einmischen fremdartiger religiöser (oder, wie Hr. Dr. P. sie genannt haben will, nationaler) Beziehungen, woran sich denn vielfach eine Tendenz anschließt, die das Interesse der Wenigen, die Vortheil davon hoffen, die Juden von der Konkurrenz ausgeschlossen zu halten *), auf Kosten des Nutzens der Gesammtheit der Konsumenten, die von jeder Konkurrenz, da sie unbedingt frei zu wählen befugt sind, Vortheil ziehen, geltend zu machen und diese ihre Absicht unter allerhand Vorspiegelungen zu verhüllen sucht. Um zu der rechten Ansicht zu gelangen, ziehe man vor Allem nicht Theologen, Philosophen und Belletristen, die mit den ersten Grundsätzen des Handels und der Handels-Gesetzgebung unbekannt sind, — solche sind es in der Regel, die die ökonomische Gefährlichkeit der Juden behaupten — sondern praktische und theoretische Kenner statistischer und staats-ökonomischer Verhältnisse zu Rathe. Man stelle z. B. den Darstellungen des Hrn. Dr. P. das treffliche Kapitel des trefflichen Rudhardt über die Juden in dessen

---

*) Eine Schilderung dieser Tendenz, so grell, daß ich sie, wenigstens was den ehrenwerthen Stand der Universitäts-Lehrer betrifft, ungern unterschreiben möchte, findet sich in der kleinen Schrift, von welcher Herr Dr. P. seinen Ausgangs-Punkt nimmt: Ein Wort über die Emancipation der Bekenner des mosaischen Glaubens in Baden von einem christlichen Badenser. 1831, S. 26.

Bairischer Statistik gegenüber; man wäge sowohl Autorität als innere Wahrheit ab und entscheide!

Folgende Bemerkungen mögen jedem redlich Denkenden und Beobachtenden Veranlassung geben, weiter über die Sache nachzudenken, das Wahre vom Falschen zu sondern, und das Resultat für die Gesetzgebung, auf das es hier ankommt, zu gewinnen.

Im Mittelalter und in Deutschland noch bis vor etwa 20 bis 30 Jahren waren die Juden eine Handels-Kaste, in welcher sich dieses einzige Geschäft vom Vater auf den Sohn forterbte. Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht schwer aufzufinden, und dürfen in der That nicht in einer besonderen Neigung gesucht werden, wenn man bedenkt, daß bis dahin die rechtliche Lage der Juden in ganz Deutschland und fast in ganz Europa diejenige war, die sie in den oben angeführten Nord-Deutschen Staaten noch ist: daß ihnen auf dem Lande jeder Grund-Besitz, in den Städten jeder Zugang zu zünftigen Gewerben versperrt war; daß sie auf einen festen Wohnsitz selten rechnen durften, der Handel allein aber einen solchen entbehren kann; daß man sie endlich zum Kriegsdienst in der Regel nicht verpflichtete. Auch war es in einer Zeit, wo die ganze Gesellschaft in schroff von einander getrennte Stände und Kasten getheilt war, ganz in der Ordnung, daß auch der Handel seine Kaste hatte. Dazu kam das unselige totale Zinsverbot des kanonischen Rechts, welches Zins-Geschäfte mit Solchen, die nach damaliger Weise gegen dieses Verbot, welches halb für ein weltliches, halb für ein geistliches genommen wurde, privilegirt waren, nothwendig und doch gehässig machte; so wie der Umstand, daß in einer Zeit, in welcher die Mittel der Verbindung zwischen den verschiedenen Ländern spärlich und schwierig waren, das den Juden durch die Verfolgungen, denen sie preisgegeben waren, aufgenöthigte Wanderleben ihnen im Handel Vortheile, besonders durch weite Handels-Verbindungen, gewährte. Der einzige Erwerbzweig, der ihnen außer

dem Handel offen ſtand, war die ausübende Arzneikunde, und dieſe iſt immer von Einzelnen mit Eifer und Auszeichnung betrieben worden. Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß dieſes Verhältniß nach den damaligen Zeit-Umſtänden für ein ſchädliches gehalten worden, und daß man ſich damals der Juden aus Gründen der Staats-Klugheit zu entledigen geſucht hätte. Man braucht nur u. A. die geſchichtliche Darſtellung in der angeführten Schrift von Dohm S. 65-86 zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß es vielmehr für ein Privilegium angeſehen wurde, Juden halten zu dürfen, um welches zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen des Reichs geſtritten wurde. Die Geſchichte der Juden im Mittelalter zeigt den fortwährenden Kampf der von einer fanatiſchen Geiſtlichkeit angeregten Pöbelwuth mit der Beſonnenheit der Regierungen, die die Juden nicht aus Menſchlichkeit, ſondern theils des eignen, theils des öffentlichen Vortheils wegen beſchützten.

Aber Gottlob! alle dieſe Verhältniſſe haben ſich durch die Fortſchritte der Civiliſation durchaus umgeſtaltet! Alles Kaſtenweſen iſt bis auf wenige Spuren verſchwunden; ſo haben auch die Juden aufgehört, eine handelnde Kaſte zu ſein, da wo die Geſetzgebung ihnen andere Erwerb-Zweige eröffnet hat. Das kanoniſche Zins-Verbot hat einer verſtändigeren Geſetzgebung Platz gemacht, ſo daß es jener verderblichen Privilegien nicht mehr bedarf; bei der allgemeinen Leichtigkeit der Verbindungen ſteht den Juden keinerlei beſonderer Vortheil mehr zu Gebote: ſo daß nach dem Urtheile von Sachkennern, da wo ihnen keine andere Erwerbs-Quellen eröffnet werden, eine unnatürliche Verarmung, die, auf einen gewiſſen Punkt geſteigert, dem Staate ſehr läſtig werden würde, die unausbleibliche Folge ſein muß.

Herr Dr. P. behauptet aber, die Juden hätten von den ihnen dargebotenen Erwerbs-Quellen nirgends Gebrauch gemacht; er behauptet das an vielen Stellen ſeiner Schrift, ohne aber auch nur den Schatten eines Beleges

dafür anzuführen. Ich kann aber zum Beweiſe des Gegentheils unbeſtreitbare Fakta anführen. In Preußen iſt es aller Welt bekannt, daß die Juden ſeit dem Geſetz von 1812 zum größeren Theile Ackerbau und Handwerke treiben; die Belege dazu werden von Preußiſchen Behörden leicht zu erhalten ſein. Ein anderer Beleg von einem Staate, der ebenfalls erſt ſeit 1813 den Juden Gewerbe-Freiheit geſtattet hat, von Baiern, findet ſich in der Schrift von Graſer: das Judenthum und ſeine Reform, Baireuth, 1828, einer Schrift, deren Verfaſſer übrigens von ähnlichen Grundſätzen, wie Hr. Dr. P. ausgeht, aber doch beſſeren Willen, und wenigſtens von dem ſtatiſtiſchen Verhältniß der Juden einige Kenntniß hat. Es werden hier S. 192-95 in Bezug auf die zahlreichen Juden im Obermain-Kreiſe nach amtlichen Berichte folgende Fakta angegeben:

„Man kann annehmen, daß nun die geſammte männ-
„liche Jugend, mit Ausnahme weniger Individuen, welche ih-
„ren gebrechlichen Aeltern zur Unterſtützung im Handel, ohne
„große Härte, belaſſen werden mußten, der Erlernung der
„Künſte, Wiſſenſchaften, der Gewerbe und des Ackerbaues
„obliegt. Vor ſieben Jahren *) wurden ſchon über 300 jüdi-
„ſche Lehrjungen und über 50 Geſellen im Obermain-Kreis
„gezählt. Im Obermain-Kreis giebt es nicht allein jüdiſche
„Metzger, Tuchmacher und Schneider, ſondern auch Weber,
„Strumpfwürker, Färber, Buchbinder, Glaſer, Kirſchner,
„Seifenſieder, Lebkuchner, Porzellain-Mahler, Uhrmacher,
„Kammacher, Lohncößler. Während vor Eintritt jenes Edikts
„beinahe alle Juden, welche im Obermain-Kreis gegen 1400
„Familien zählen, vom Schacher lebten, hat ſich ihre Zahl
„bereits nach und nach bis auf ungefähr 280 gemindert.

Auch in Würtemberg iſt ſchon vor dem neuen Geſetze von 1828, nach dem Zeugniſſe des Miniſters des Inneren

*) Höchſtens 8 Jahre nach dem Edikt von 1813.

und anderer höherer Beamten *) in dieſer Beziehung geſchehen, was ohne das erſt durch dieſes Geſetz geſtattete Ueberſiedlungs-Recht geſchehen konnte. —

Jeder billige Menſch wird zugeſtehen, daß ſolche Reſultate einer z. B. in Baiern erſt 15jährigen Umgeſtaltung, wenn auch von redlichen Bemühungen der Behörden unterſtützt, nach der Angewöhnung vieler Jahrhunderte Achtung und Anerkennung verdienen, und daß ſolchen augenſcheinlichen Erfahrungen gegenüber die unüberwindliche Abneigung der Juden gegen jeden Erwerb außer dem Handel als Fabel und Lüge erſcheint, ſelbſt wenn an anderen Orten, wozu übrigens Herr Dr. P., wie geſagt, keinerlei Belege angeführt hat, die Reſultate viel weniger günſtig ſein ſollten.

Aber lächerlich iſt es, wenn man den richtigen Satz, daß es unſeren Verhältniſſen höchſt unangemeſſen und in manchen Beziehungen ſchädlich ſein würde, wenn die Juden in der ihnen ehemals aufgenöthigten Stellung einer Handels-Kaſte, da wo ihnen andere Erwerbs-Quellen eröffnet werden, verharren wollten, ſo dreht, als wenn der Handel derjenigen Juden, die einen geſetzlich Jedem erlaubten Handel — denn für den unerlaubten ſind Straf-Geſetze da, die auf Juden, wie auf Chriſten anwendbar ſind — treiben, etwas beſonderes und beſonders ſchädliches ſei. Herr Dr. P. ſpricht hier von Dingen, von denen er einmal von ferne hat reden hören, ohne einen deutlichen Begriff damit zu verbinden. Er weiß offenbar nicht, wovon er ſpricht, wenn er z. B. S. 40 das Abſchließen von Geſchäften zwiſchen Käufern und Verkäufern, das Makler-Geſchäft, als etwas verderbliches, den Juden ganz eigenthümliches darſtellt. Jeder, der den Gang kaufmänniſcher Geſchäfte in Handels-Städten nur wenige Augenblicke beobachtet hat, hätte ihm ſagen können, daß dort alle Handels-Geſchäfte durch Makler abgeſchloſſen werden, und

*) M. ſ. die Verhandlungen S. 50. und an anderen Orten.

daß z. B. in Paris der Stand der Waaren- und Wechselmakler (courtiers de commerce, agens de change) ein sehr geachteter ist.

Herr Dr. P. spricht auch sehr viel vom „Schacher", und definirt ihn S. 47 als einen „wegen eines unbestimmten „wucherlichen Gewinns mit jedem schnell zu erhaschenden Ge„genstande getriebener Zwischenhandel." Ich will es praktischen Staatsmännern überlassen, zu entscheiden, ob dieser Begriff die nöthige Bestimmtheit hat, um zur Grundlage eines Gesetzes zu dienen. Aber vor Allem ist hier die einfache Frage zu stellen, die allein zu einem Resultate führen kann, und über welche Herr Dr. P. nirgends eine rechte Auskunft giebt, und dadurch die Sache in ein verwirrendes Helldunkel bringt: ist die hier bezeichnete Art des Handels, für Juden und Christen, erlaubt oder verboten? Denn das muß vorausgesetzt werden, daß die Gesetzgebung keines civilisirten *) Staats mehr den ersteren etwas erlaubt, was sie den zweiten verbietet: und sollte so etwas noch irgendwo existiren, so wäre es die Aufgabe der Gesetzgebung, dergleichen Unkraut sofort mit der Wurzel auszureißen. — Ist sie nun erlaubt, und halten Die, die sie treiben, sich in den Gränzen des gesetzlich erlaubten, so ist es Unsinn, es gegen sie geltend zu machen, daß sie sich eines ihnen gesetzlich freistehenden Erwerbs bedienen. Ist sie aber verboten, wie es allenthalben der Wucher, wie es in manchen Ländern, für Juden und Christen, der Hausirhandel ist, so daß Diejenigen, die sie treiben, sich der Uebertretung eines Gesetzes schuldig machen, nun so bestrafe man sie dafür mit der gesetzlichen Strafe, lasse aber ihr Vergehen Die nicht entgelten, die nichts gemein damit haben. Lauheit in der Anwendung der bestehenden Gesetze, Nachlässigkeit der Richter und Beamten und daraus hervorgehende Straf-

*) Ein Staat, in dem sich dergleichen fände, müßte sofort aus der Reihe der civilisirten gestrichen werden.

losigkeit der wirklichen Uebertreter wird doch wohl eine Gesetzgebung, die auf Ehre hält, nicht als einen legislativen Grund geltend machen wollen? Und wo eine solche Lauheit und Nachläſſigkeit gegen gewiſſe Vergehungen Statt findet, wird ſie da nicht mindeſtens auf gleiche Weiſe gegen Chriſten wie gegen Juden geübt? Iſt nicht, wo jüdiſcher Wucher ſtraflos iſt, mit dem chriſtlichen daſſelbe der Fall?

Die Beſtimmung aber, wie weit die Geſetzgebung in die Sphäre des Handels eingreifen, was ſie verbieten und was ſie geſtatten ſolle, hat die Theorie der Handels-Geſetzgebung *)

*) Ganz ſo verhält es ſich auch mit dem Handel mit Staats-Papieren, deſſen Herr Dr. P. S. 65. erwähnt. So lange die Regierungen auf dem Finanz-Syſtem beharren, durch Abſchlieſſung von Anleihen unter dem Nominal-Werth, die Hoffnung des Gewinns am Kapital als Supplement des Zinsfußes zu gewähren; ſo lange man überhaupt dem Staats-Credit keine ſolidere Grundlage zu geben vermag, die dem Schwanken der Kurſe ein Ende macht, ſo lange wird jener Handel ſeine jetzige Geſtalt behalten; und es iſt eine plumpe Lüge, mit welcher man höchſtens Dummköpfen Sand in die Augen zu ſtreuen hoffen kann, daß die Juden jenen Handel auf eine ſchädlichere Weiſe betrieben, als Andere. Es iſt im höchſten Grade gewiſſenlos, ſolche Behauptungen ohne Belege und ohne Sachkenntniß in die Welt zu ſchicken. In Leipzig, wo bekanntlich beinahe ſämmtliche Banquiers vor einigen Jahren in Folge von Geſchäften in Staatspapieren ihre Zahlungen einſtellten, iſt kein einziges Jüdiſches Haus. In Wien und Berlin ſind ſehr viele Staatspapierhandler von der jüdiſchen zur chriſtlichen Religion übergetreten, und es iſt noch Niemand verrückt genug geweſen, zu behaupten, daß die Art ihres Geſchäfts-Betriebs durch das Heraustreten aus dem nationalen Zuſammenhange, wie Herr Dr. P. es nennt, eine andere geworden. Es iſt bekannt wie die Pariſer Oppoſitions-Journale ſeit vielen Jahren gegen die agiotage und ihre Begünſtigung durch das herrſchende Finanz-Syſtem eifern. Aber nie iſt es einem derſelben eingefallen, den Juden als ſolchen einen Antheil daran beizumeſſen, obgleich es in Paris, wie in den Deutſchen Handels-Städten Juden und Chriſten ſind, die das Geſchäft treiben. Noch bemerke ich gegen die witzige Antitheſe auf S. 17. von Verdienſten um den Staat und um die Staats-Papiere, daß unter Verdienſten um die Staats-Papiere Niemand, der weiß, wovon er ſpricht, etwas anderes verſtehen kann, als Verdienſte um Hebung des Staats-Credits, und daß dieſe allerdings bei dem herrſchenden Credit-Syſtem Verdienſte um den Staat ſind.

ohne Beziehung auf den Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten, Schutz- und Staats-Bürgern, Autochthonen und Eingebürgerten fremder Abkunft zu entſcheiden, und es iſt ſinnlos und ſinnverwirrend, ſie mit der Zulaſſung der Juden zu öffentlichen Aemtern oder zum Staats-Bürgerrecht in Verbindung zu bringen. Es iſt um ſo mehr nöthig, ſie nach einfachen Grundſätzen, ohne Beimiſchung fremdartiger Elemente zu beurtheilen, da bekanntlich mehrere der gründlichſten Kenner der Verhältniſſe des National-Wohlſtandes eine von der gewöhnlichen ſehr abweichende Anſicht darüber haben. Gerade jener viel vorſchrieene wandernde Handel mit den allergeringfügigſten Gegenſtänden, der ja Denen, die ihn treiben, eine ſo kümmerliche Exiſtenz gewährt, daß ſie ihn gerne mit einer anderen Erwerbs-Art vertauſchen, wenn ſie können, iſt in neuerer Zeit von gewichtigen Stimmen z. B. von Rudhardt in ſeiner Statiſtik von Baiern, von mehreren der kenntnißreichſten Abgeordneten in der Würtembergiſchen Kammer, für etwas höchſt unſchädliches, ſogar auf ſeine Weiſe für die Käufer auf dem Lande, denen er alle ihre Bedürfniſſe in möglichſt kleinen Doſen möglichſt nahe bringt, ſehr nützliches erklärt, es iſt von vielen Sachkennern behauptet worden, daß die Einwendungen, die man gegen dieſen Betrieb vorbringt, nicht, wie man vorgiebt, auf dem allgemeinen Intereſſe der Konſumenten, der Käufer, ſondern vielmehr auf dem Privat-Intereſſe des angeſeſſenen ſtädtiſchen Krämers beruhen, der das Privilegium haben will, den Bauern, die zu ihm kommen müſſen, nach Belieben die Preiſe zu beſtimmen. Eine genauere Erörterung dieſes Gegenſtandes, deſſen Beurtheilung verwickelter dadurch wird, daß allerdings der ſtädtiſche Krämer ſeine Abgaben-Pflichtigkeit zu ſeinem Vortheil gegen den Hauſirer geltend machen kann, gehört nicht hieher. Darauf aber iſt es wichtig, aufmerkſam zu machen, daß unter den Klagen, die man hie und da über die Einwirkung der Juden auf den Handel hört, faſt nie eine iſt, die von dem Intereſſe der Käufer ausgeht, ſondern daß man

immer nur andere Verkäufer über die Konkurrenz der Juden klagen hört, daß sie sich mit einem geringeren Gewinn begnügten, daher die Preise herunterbrächten, u. w. dgl. m. Daß aber diese Folgen der Konkurrenz das Wohl des Ganzen mehr fördern, als beeinträchtigen, liegt am Tage. Es ist auch in der That nicht abzusehen, wie bei ganz freier Konkurrenz, bei der vollkommnen Unabhängigkeit des Käufers vom Verkäufer, wie sie bei'm Waarenhandel durchweg Statt findet, irgend ein dauernder Nachtheil für den Käufer, der ja nicht wieder von Dem kaufen würde, der ihn einmal betrogen hätte, entstehen könnte. Der Kanzler von Autenrieth hat den einfachen Gedanken, auf den hier alles ankommt, nicht minder wahr als geistreich ausgedrückt, als er eine Rede in der Würtembergischen Kammer mit den scherzhaften Worten schloß: „er selbst „habe schon mehrere Male in einer so gefährlichen Lage geschwebt, daß ein Jude ihn gefragt habe „„nichts zu handeln?““ „aber mit der einfachen Antwort nein war die ganze Gefahr „verschwunden.“

Von der anderen Seite machen die Gegner der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, besonders in den Ländern, wo es sich noch um Gewerbefreiheit handelt, gar kein Geheimniß daraus, daß sie die ausschließenden Gesetze als ein Mittel der Hemmung der Konkurrenz betrachten *)! Es ist eine traurige, in Deutschland allein heimische Erscheinung, daß bei der Beurtheilung einer Frage, die die edelste Freiheit, die höchsten moralischen Interessen der Menschheit angeht, so erbärmliche

*) Ich habe schon früher den Würtembergischen Apotheker angeführt, der den Juden vor allem untersagt wissen wollte, Apotheker zu werden. Mit siegender Kraft ist jener Charakter der Opposition überhaupt von dem Minister des Innern in der Würtembergischen Kammer bezeichnet worden. Man vergleiche die angeführten Verhandlungen S. 45—46.

Rücksichten einzumischen im Stande sind. Nie hat ein Britte, nie hat ein Franzose es gewagt, in einer solchen Sache solche Argumente geltend zu machen: und fürwahr nie würde es ein Deutscher gewagt haben, wenn Deutschland eine Gesetzgebung hätte! Nur in den engen Kreisen der allerkleinsten Staaten haben solche Rücksichten je auch nur einen Augenblick das Uebergewicht gewinnen können.

Die wahre Aufgabe für die Gesetzgebung ist nach allem dem eine sehr einfache. Sie verbiete unbedingt das, was sie als schädlich erkannt hat, und sorge, daß die exekutive Gewalt über die Aufrechthaltung ihrer Verbote wache. Hält sie einen bestimmten Erwerbzweig, ohne daß sie ihn verbieten zu können meint, für unverträglich mit den höheren Befugnissen des Bürgerrechts, so knüpfe sie die Ausschließung an diesen Erwerbzweig, wie es die Würtembergische Gesetzgebung gethan hat *). In keinem Falle aber lasse sie einen Zustand der Dinge bestehen, der, selbst wenn alle die Voraussetzungen des Hrn. Dr. P. so richtig wären, als sie falsch sind, doch, anstatt dem Uebel abzuhelfen, nicht etwa nur den Unschuldigen mit dem Schuldigen, sondern den Unschuldigen ganz allein bestrafen würde. Denn Demjenigen, der sich dem Handel mit Leib und Seele hingegeben hat, wird das Fortbestehen der bisherigen Gesetze wenig Kummer machen; Dem wird wenig daran liegen, ob Der, der sich den Wissenschaften gewidmet, der sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat, zu einer würdigen Stellung gelangen kann; dieser Letztere allein, Der allein, den

*) Es ist hier zu bemerken, daß das Ausschließen der Schacher Treibenden von den Rechten des neuen Gesetzes in Würtemberg seine reelle Bedeutung nur in der Beziehung auf das Uebersiedlungs-Recht hat: wo es sich bloß um Zulassung zu Aemtern handelt, wäre eine solche ausdrückliche Ausschließung lächerlich.

ein höheres Streben beſeelt, der dem Staate mit allen ſeinen Kräften angehören und nützlich ſein kann und will, wird ſich dadurch beengt und gekränkt fühlen.

III.

Nationalität.

Das zweite Moment, das Herr Dr. P. gegen uns geltend macht, ſein eigentliches Haupt- und Grund-Argument, an welches alle übrigen Schmähungen als angemeſſene Verzierungen angefügt ſind, iſt das der Fremdheit, der verſchiedenen Nationalität. Ich habe an einem anderen Orte dieſen Einwurf, der mir von einem Recenſenten meiner früheren Schrift gemacht worden war, von der rechtlichen und geſchichtlichen Seite zu widerlegen, und durch eine einfache Darſtellung zu zeigen geſucht, wie es von Anfang an immer die Religion allein geweſen, ſo wie ſie es noch iſt, die die ausſchließenden Geſetze motivirt und die Juden dadurch in eine geſonderte iſolirte Stellung gezwungen hat. Da jener Aufſatz wenig bekannt worden, ſo laſſe ich die hieher gehörigen Stellen hier folgen.

„Ich ſehe in der Frage der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden keine andere, als eine Frage der religiöſen Freiheit, deren einfacher Ausdruck der iſt, ob es dem Staat, ob es der Religion heutzutage frommt, daß das äußere Bekenntniß eines beſtimmten Glaubens — denn mehr kann nur Gott fordern, der die Herzen prüft — vor anderen privilegirt ſei.

„Der Beurtheiler aber will in den Juden nicht bloß Andersglaubende, er will Fremde in ihnen ſehen. Er wird es mir und meinen Glaubensgenoſſen nicht verargen, wenn wir uns gegen dieſe Anſicht mit allen Kräften ſträuben, die uns

zur Verzweiflung bringen würde, wenn etwas Wahres an ihr wäre. Wenn uns Einer ungläubig nennt, und von Gott verstoßen, so sagen wir ihm, daß wir einen Gott glauben, der keines seiner Kinder verstößt; wenn aber der Deutsche uns Deutsche fremd nennen dürfte, so wären wir ohne Heimath und ohne Vaterland.

„Was den juristischen Standpunkt der Gegenwart betrifft, so fällt das ganze Gebäude durch die eine Bemerkung zusammen, daß die Gesetze aller civilisirten Staaten dem im Inlande gebornen und herangewachsenen Sohn des Eingewanderten, der auf keine andere Heimath Anspruch hat, einen erworbenen Anspruch auf das Bürgerrecht zusprechen, ohne alle Rücksicht darauf, unter welchen Bedingungen der Vater aufgenommen. Die positive Begründung, das Fundament ihrer Ansprüche steht also für die eingebornen Juden unerschütterlich fest, und es ist nur das Gesetz der religiösen Ausschließung, das man ihnen entgegenstellen kann. Daß das wirklich der rechtliche Stand der Dinge ist, tritt deutlich genug darin hervor, daß kein Staat dem zum Christenthum übergetretenen Juden das volle Bürgerrecht verweigert, und, so wenig hie und da die öffentliche Meinung dem Uebertritt günstig seyn mag, so kann und darf und wird ihnen ein solcher Anspruch nie und nirgend bestritten werden. Es ist also klar genug, daß es das Bekenntniß und nicht die Abkunft, daß es eine religiöse, nicht eine nationale Verschiedenheit ist, die die Ausschließung rechtlich begründet: es könnte mithin zu einer Verwirrung des rechten Standpunktes führen, wenn man die eine der anderen unterschöbe.

„Auch die Art, wie der Beurtheiler seine Ansicht historisch begründet, möchte nicht haltbar seyn. Allerdings waren die Juden einst eine Nation; aber sie sind als solche seit zwei Jahrtausenden untergegangen, so wie die meisten anderen Nationen, deren Abkömmlinge die heutigen Europäischen Staaten

bevölkern. Von da an lebten viele Juden in allen Provinzen des Römiſchen Reichs zerſtreut in demſelben rechtlichen Zuſtande, wie die übrigen Bewohner der von den Römern unterjochten Provinzen, hatten alſo nach der Gleichſtellung der Peregrinen gleiche Rechte mit den Römiſchen Bürgern. Ihr Glaube war hier kein Hinderniß: denn, wenn auch das Römiſche Geſetz auf Reinheit des Römiſchen Kultus hielt, ſo iſt es bekannt, daß der Römiſche Grundſatz in und außerhalb Rom den Nicht-Römern die Ausübung jedes andern Kultus geſtattete, und darin keinen Grund zur Ausſchließung vom Bürgerrechte ſah. Bei der in Folge eines Aufſtandes gegen die Römiſche Herrſchaft erfolgten Zerſtörung Jeruſalems wurde freilich eine Anzahl Kriegs-Gefangener als Sklaven abgeführt; aber das Verhältniß der bei weitem größeren Menge wurde dadurch nicht beeinträchtigt; ſie lebten nach wie vor als freie Unterthanen des Römiſchen Reichs, wie alle anderen Provinzialen, deren Hauptſtädte auch meiſt von Römiſchen Eroberern zerſtört, und von deren Landsleuten auch viele Römiſche Kriegs-Gefangene geworden waren. Erſt viertehalb Hundert Jahre nach der Zerſtörung Jeruſalems, etwa ein Jahrhundert, nachdem das Chriſtenthum Staats-Religion des Römiſchen Reichs geworden war, nehmen die ausſchließenden Geſetze gegen die Juden, aber nicht etwa als gegen eine Nation, ſondern als gegen eine Sekte gerichtet, deren Glaube dem Chriſtenthum, das über die Götter des Heidenthums einen ſo leichten Sieg erfochten hatte, Stand hielt, ihren Anfang. Der Titel im Cod. Just., der dieſe Geſetze enthält, heißt de Judaeis et coelicolis; der im Cod. Theod. de Judaeis, coelicolis et Samaritanis. Man ſieht, daß die Juden hier nicht mit anderen unterjochten Völkern, ſondern mit anderen Sekten zuſammengeſtellt werden. Die Ausübung der eignen Religion wird in dieſen Geſetzen mannichfach gehemmt, der Uebertritt zur chriſtlichen hingegen — und

zwar nach der L. 28. Cod. Theod. l. c. *) auf eine alles menschliche Gefühl empörende Weise — belohnt. Nur die Religion, die als der innere Gehalt aus der zerschlagenen Form der Nationalität hervorgegangen war, war es fortan, die den Juden eine besondere Existenz gab, sie allein hat allen Unterdrückungen und Verfolgungen derselben ihre Entstehung gegeben. Die Juden, die im 16ten Jahrhundert nach Holland und Deutschland kamen, mußten Spanien und Portugal meiden, weil sie den Glauben der Väter nicht hatten abschwören wollen, gerade so wie 100 Jahre später die Französischen Hugenotten vermöge des Widerrufs des Edikts von Nantes ihr Vaterland verlassen mußten. Die letzten wurden, obgleich fremd, von den Glaubensverwandten bereitwillig aufgenommen; die ersten wurden mit Scheu der verhaßten Religion wegen empfangen, und wurden nur aus Rücksicht auf die Vortheile, die sie durch ihre Verbindungen dem Handel brachten, zugelassen."

Aber Herr Dr. P. hat die Sache viel weiter getrieben, als der menschlicher gesinnte und kundigere Beurtheiler, dem ich damals antwortete; es ist daher noch eine Reihe anderweitiger Bemerkungen nöthig:

1. Sehr richtig ist es, daß Keiner Bürger in zweien Staaten sein kann, und zwar nicht bloß nicht Staatsbürger, sondern auch nicht Schutz- oder Orts-Bürger. Denn Niemand kann seine Bürger-Pflichten gegen zwei Staaten erfüllen; Niemand kann einer zwiefachen Obrigkeit gehorchen; Niemand kann vor Allem ein zwiefaches Vaterland verthei-

*) Es ist hier vorgeschrieben, daß, wenn ein zur christlichen Religion übergegangener Sohn gegen seinen in der jüdischen zurückgebliebenen Vater ein Verbrechen begeht, wegen dessen ihn der Vater nach allgemeinen Vorschriften enterben könnte, der Sohn freilich mit der gesetzlichen Strafe zu belegen sei: aber enterben soll ihn der Vater doch nicht können „ut hoc saltem in honorem religionis electae meruisse videatur." M. s. bei Dohm in der angeführten Schrift, S. 48. Note **).

digen. Aber wo iſt denn der andere Staat, gegen den wir Pflichten zu erfüllen haben? Wo iſt die andere Obrigkeit, die ihre Befehle den Befehlen unſerer geſetzlichen Obrigkeit an die Seite zu ſtellen wagte? Wo iſt das andere Vaterland, das uns zur Vertheidigung ruft?

2. Uns vorzuhalten, daß unſere Väter vor Jahrhunderten oder vor Jahrtauſenden eingewandert ſind, iſt ſo unmenſchlich, als es unſinnig iſt. Wir ſind nicht eingewandert, wir ſind eingeboren, und, weil wir es ſind, haben wir keinen Anſpruch anderswo auf eine Heimath; wir ſind entweder Deutſche oder wir ſind heimathlos. Oder will man im Ernſte die urſprünglich fremde Abkunft gegen uns geltend machen? Will man civiliſirte Staaten auf das barbariſche Princip der Autochthonenſchaft zurückführen? Dieſe Fragen bedürfen keiner Antwort.

3. Aber unbegreiflich iſt es, wie Herr Dr. P. den poſitiven Standpunkt der Frage, nicht nur das, was ſein ſollte, ſondern das, was vor aller Augen iſt, auf eine unerhörte Weiſe verkennen konnte. Wo in den politiſch civiliſirten Staaten Europa's iſt das Verhältniß der Juden ein ſolches, daß ſich Angehörige einer fremden Nation in demſelben Verhältniß befinden könnten? Wo iſt es nach den ausdrücklichen Worten ſo wie nach dem Sinn des Geſetzes etwas Anderes, als die Religion, und ſie allein, auf welcher die ausſchließenden Geſetze beruhen? Weiß Herr Dr. P. nicht, daß in England die ganze Frage der Emancipation der Juden ſich um die Beibehaltung oder Modifikation der Eides-Formel „bei dem wahren Glauben eines Chriſten“ dreht? *)

*) Das iſt ſo ſehr der Fall, daß Herr Robert Grant im Anfange der vorigen Sitzung auf die Aufforderung, die Bill für die Juden wieder einzubringen, erwiederte, er werde es thun, falls nicht bis dahin die Bill des Herrn Wynn, die Abſchaffung gewiſſer Eide betreffend, von beiden Häuſern genehmigt worden: als wodurch jener Gegenſtand von ſelbſt ſeine Erledigung erhalten

Weiß er nicht, daß in den größeren Deutſchen Staaten, in Preußen, in Baiern, ſo wie in der Mehrzahl der kleineren die Juden längſt Staatsbürger und daher in vielen

---

würde. Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung über ein Paar frühere Aufſätze im Sophronizon zu machen, (der letzte, Philantropos unterzeichnet, ſteht im 1n Heft des 13n Bandes, S. 120–23, den früheren hab' ich nicht zur Hand) worin die Engliſche Frage aus demſelben Geſichtspunkte, aus welchem Herr Dr. P. die Deutſche betrachtet, aufgefaßt war. Die Falſchheit jener Auffaſſung geht bis zur höchſten Evidenz aus den vorjährigen Verhandlungen ungeachtet ihres ungünſtigen Reſultats hervor. Die Oppoſition, an welcher die Bill ſcheiterte, war die des Miniſteriums; auf die Argumente des Sir Robert Peel, der das Miniſterium vertrat, kommt daher alles an. Sein einziges Argument war nun aber, daß die vorgeſchlagene Neuerung keine durchaus nothwendige und daher unzuläſſig ſei. Dieſes Argument darf aus dieſem Munde nicht befremden. Peel gehört einer Meinung an, die die Freiheit nicht liebt, die ſich aber von der der Ultra-tories Englands und der Ultra-Royaliſten Frankreichs dadurch unterſcheidet, daß ſie die Freiheit, da, wo ſie die Gewalt auf ihrer Seite hat, zu rechter Zeit als eine Nothwendigkeit anzuerkennen weiß; es war daher ſehr natürlich, daß er, nachdem er die katholiſche Emancipation, deren Unterlaſſung Gefahr drohte, durchgeſetzt hatte, ſich der der Juden, die aus demſelben Princip folgte, aber auch nur Sache des Princips war, widerſetzte. Aber Sir Robert Peel iſt ein ſtreng redlicher, wahrhafter Mann; darum hielt er es für ſeine Pflicht, auf's nachdrücklichſte auszuſprechen, daß nur das Halten an dem beſtehenden Geſetze, nicht eine Unfähigkeit irgend einer Art von Seite der Juden ſeine Meinung beſtimme. Man war alſo ſehr weit entfernt, wie der Sophronizon anticipirt hat, daß man es thun werde, den Petitioniſten (die Juden hatten übrigens nicht petitionirt) derb die Wahrheit zu ſagen. Herr Dr. P. nennt (S. 143. in der Note) die Maaßregel eine aus Sachunkenntniß ultraliberale. Alſo waren jene 168 Stimmen der Minorität, d. h. ungefähr Alles, was jenes Unterhaus an Intelligenz und Unabhängigkeit zugleich enthielt, ultraliberal und ohne Sachkenntniß! Beide franzöſiſche Kammern beſtänden demnach bis an die äußerſte Rechte hinein aus Ultraliberalen: denn es iſt kein einziges unter ihren Mitgliedern, das gegen die vollſte bürgerliche Gleichheit der Juden etwas einzuwenden hätte, obgleich die Franzöſiſchen Juden in allen den Beziehungen, die Herr Dr. P. für unüberſteigliche Hinderniſſe hält, den Deutſchen ganz gleich ſtehen. Daß die Grantſche Motion bei dem nächſten Parlament durchgehen wird, kann nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß die Minderung, die damals in der Oppoſition 168 Stimmen gegen 228

zu Magiſtraten wählbar ſind: ein Recht, das nur Solchen, die der Nation und dem Staate ganz und gar angehören, zuſteht? Weiß er nicht, daß in allen dieſen Staaten die Religion ausnahmsweiſe in einzelnen Beziehungen ausſchließt, keineswegs aber das Verhältniß des jüdiſchen Bürgers zum Staate zu einem ſolchen macht, in welchem auch ein halb oder ganz Fremder ſich befinden könnte? Doch — vielleicht weiß er das alles wirklich nicht. Aber wie es in ſeiner nächſten Umgebung, wie es in Baden, dem Lande ſeines langjährigen Aufenthalts, das er vor Schaden zu wahren ſo eifrig bemüht iſt, ſteht, das mußte er wiſſen, und Unwiſſenheit wäre hier ſo ſtrafbar, wie abſichtliches Verſchweigen. Er mußte wiſſen, was Jedermann in Baden weiß, daß ſowohl das Schutz-, als das Orts-Bürgerrecht, das Staats-Bürgerrecht vorausſetzt, daß die Juden in Baden insgeſammt längſt Staats-Bürger und in der Regel Orts-Bürger ſind, daß der Unterſchied zwiſchen Orts- und Schutz-Bürgern ſich nur auf das Verhältniß zur Gemeinde, nicht zum Staate, bezieht, daß alſo die Grund-Unterſcheidung zwiſchen Schutz- und Staats-Bürgerrecht, auf die ſein ganzes Buch baſirt iſt, in Beziehung auf Baden ſo gut, wie z. B. auf Preußen und Baiern — überhaupt auf alle Staaten, deren Geſetzgebung über die Verhältniſſe der Juden das Werk des 19ten Jahrhunderts iſt — nicht den mindeſten Sinn mehr hat; er mußte wiſſen, daß die Juden in Baden zu den Wählern in den Primär-Verſammlungen gehören, daß ſie zu Wahlmännern gewählt werden können und häufig gewählt werden, und daß das alles Rechte ſind, die den Glie-

---

aufbrachte, jetzt die der Regierung iſt; daß jene Meinung überhaupt ſchon in dem letzten Unterhauſe 50 bis 60 Stimmen mehr zählte, und daß das Miniſterium bei den neuen Wahlen mindeſtens noch einmal ſo viel gewinnen muß, um mit der Reform durchzudringen; daß endlich das ſchmähliche rotten boroughs-Argument mit der Reform wegfällt.

dern einer andern Nation nie und nimmer zugeſtanden werden können; er mußte wiſſen, daß alle Beſchränkungen der Juden in Baden einzig auf dem legalen Grunde beruhen, daß die Verfaſſungs-Urkunde die chriſtliche Religion als erforderliche Eigenſchaft für den Deputirten feſtgeſetzt, und daß ſie die Bekenner der drei chriſtlichen Confeſſionen, ohne der Juden zu erwähnen, auf gleiche Weiſe zuläſſig zu allen Aemtern und Würden erklärt hat. Unſinnig wäre es aber, zu behaupten, daß zu irgend einer Funktion im Staate ein höherer Grad von Nationalität gehöre, als zu der des Wählers und Wahlmannes; denn daß die Volksvertretung aus der reinen ungetrübten Quelle des National-Bewußtſeyns und des National-Intereſſes hervorgehe, iſt die Bedingung ihres Lebens.

4. Das Problem alſo, mit deſſen Löſung auf dem Papiere ſich Hr. Dr. P., wenn es ihm Vergnügen macht, gern weiter beſchäftigen möge, iſt im Leben längſt gelöſt, *) und die vorliegende Frage iſt nicht ſo zu ſtellen, ob die Geſetzgebung wohl daran thun werde, die Juden als der Nation des Staates (nach dem Ausdruck des Hrn. Dr. P.) angehörig, anzuerkennen, ſondern ob ſie wohl daran gethan habe, und ob ſie die aus dieſer Anerkennung in einfacher Konſequenz nothwendig hervorgehenden Folgen in Wirkſamkeit treten laſſen ſolle. Dieſe Frage iſt nun zu erörtern. Was Hr. Dr. P. für ſeine Anſicht anführt, läuft alles darauf hinaus, daß die Juden nach eigenen Geſetzen leben. Um hier klar zu ſehen, iſt nichts erforderlich, als daß man ſolche Geſetze, welche bürgerliche Gegen-

*) Die Staaten, in denen die Juden wirklich noch nicht Staats-Bürger ſind, ſind gerade die oben genannten, in denen ihnen auch die Gewerbs-Freiheit fehlt. Da nun in dieſen der Thatbeſtand ein ganz anderer iſt, als der, von welchem Hr. Dr. P. ausgeht, da hier noch das fehlt, was er ſelbſt eingeräumt haben will, und allenthalben eingeräumt glaubt, ſo paßt ſein Raiſonnement auf keinen einzigen Staat.

ſtände betreffen, von ſolchen trenne, die von Denen, die ſie halten, als aus der Religion einzig und allein hervorgehend, betrachtet werden. Nach eignen Geſetzen über Heirathen, *) Eheſcheidungen, Erbſchaften, Kontrakte und ähnliche Verhältniſſe leben die Juden ſicherlich nicht in dem zwanzigſten, eigne Gerichte zur Entſcheidung nach dieſen Geſetzen haben ſie nicht in dem funfzigſten Theile von Deutſchland mehr **). Wo dergleichen noch exiſtirt, wird ſein kümmerliches Daſein nur durch die unverzeihliche Trägheit einer Geſetzgebung gefriſtet, die den alten Wuſt anzurühren ſich ſcheuen muß, um nicht an die Forderungen des Rechts und der Staats-Klugheit, rückſichtlich der Juden überhaupt, gemahnt zu werden. Allenthalben aber wird die Geſammtheit der Juden mit Freuden alles dahin Gehörige aufgeben, wenn man ihnen nur ein beſchränktes Bürgerrecht, geſchweige denn, wenn man ihnen die volle rechtliche Gleichheit dafür geſtattet. Aber in den Staaten, wo die Juden Bürger ſind, dürften ſolche Eigenheiten ohnehin auf keine Weiſe geduldet werden, da ſie der Stellung des Bürgers durchaus widerſprechen; die allgemeine Erfahrung zeigt aber auch, daß die Juden ihrer Aufhebung nie und nirgends Schwierigkeiten in den Weg legen.

5. Aber es giebt eine ganz andere Art von Beſtimmungen, die auch den Namen von Geſetzen führen — insbeſondere die über die Beſchneidung, den Sabbath und die Speiſe-Verbote — auf ähnliche Weiſe, wie die katholiſchen Beſtimmungen über die Faſten Faſten-Geſetze genannt werden. Dieſe Beſtimmungen werden von den Juden insgeſammt als von der Religion aus-

*) Es verſteht ſich, daß, ſo weit die Ehe nach den Geſetzen des Staates eine religiöſe Handlung iſt, ſie nach den Vorſchriften der Religion der Kontrahirenden vollzogen werden muß.

**) Uebrigens waren dieſe Gerichte, wo ſie beſtanden, aus dem Geſichtspunkte von Kompromiß-Gerichten zu betrachten, ungefähr ſo wie die audientia episcoporum für Civilſachen nach Juſtinianiſchem Recht.

gehend, betrachtet: denn ſelbſt Diejenigen, — deren Anzahl aller Orten ſehr beträchtlich iſt, — die davon abweichen, gehen dabei von der Anſicht aus, daß ihre Religion auf einer höheren Entwickelungs-Stufe dieſer Aeußerlichkeiten entbehren könne, nicht aber, daß dieſelben vom Anfang an mit der Religion in keiner Beziehung geſtanden. Hr. Dr. P. nun hält das für einen Grund-Irrthum, und iſt der Meinung, daß jene Geſetze ſchon bei Moſes etwas rein politiſches, ein Ausfluß rein nationaler Geſetzgebung, die der Religion ganz fremd war, geweſen ſein. Wir wollen das einmal zugeben: worauf beruht denn nun unſer Irrthum? doch darauf, daß wir Verpflichtungen, die es nicht ſind, für Religions-Pflichten halten, nicht darauf, daß wir ſie üben, nachdem wir ſie für der Religion fremd, für der politiſchen Geſetzgebung angehörig, erkannt haben. Hr. Dr. P. begeht hier den ſonderbaren Fehler, daß er uns unvermerkt ſeine „richtigere“ Anſicht unterſchiebt, während er uns doch ſo ſehr wegen unſerer traurigen Begriffs-Verwirrung bedauert. Daß wir *) jene Geſetze beobachten, weil wir ſie, der Anſicht des Hrn. Dr. P. entgegen, für religiöſe **) halten, nicht aber, wie Hr. Dr. P. die Sache dreht, „weil wir uns durch „unſere Religion verpflichtet glauben, eine beſondere Nation zu „bleiben,“ geht auf's klarſte daraus hervor, daß wir uns insgeſammt in allen den Beziehungen, die wir als dem bürgerlichen

*) Ich ſage hier wir — ohne Rückſicht darauf, daß, wie geſagt, Viele von uns nach ihrer religiöſen Ueberzeugung ſich der Beobachtung dieſer Geſetze überhoben glauben — weil dieſe Verſchiedenheit ganz und gar in das Gebiet der religiöſen Meinung gehört, und es den Letzteren nie eingefallen iſt, daß ſie durch die Nicht-Beobachtung jener Geſetze dem Staate um ein Haar breit näher treten.

**) In Beziehung auf die Beſchneidung iſt es merkwürdig, daß Hr. Dr. P. ſelbſt nicht umhin kann, (S. 14 und 25) einzugeſtehen, daß ſie in ihrem Urſprunge bei Abraham eine rein religiöſe Bedeutung gehabt habe. Für eine angebliche Metamorphoſe aber, vermöge deren dieſe Ceremonie gerade jetzt von den Juden als ein Nationale-Abzeichen betrachtet werden ſoll, hat er nicht den allermindeſten Beleg beigebracht.

Geſetz angehörend betrachten, für verpflichtet halten, den Geſetzen des Landes unbedingt zu gehorchen, während Keiner von uns ſich verpflichtet glaubt, von jenen anderen Geſetzen im Allgemeinen um des Staates willen abzuweichen.

Damit es aber nicht ſcheine, als ſei jene der des Herrn Dr. P. entgegengeſetzte Anſicht etwas ſo ganz leeres aus der Luft gegriffenes, daß der Verdacht entſtehen müßte, als diene ſie zur Verhüllung einer nationalen Tendenz, ſo will ich verſuchen, den Grund derſelben kurz darzulegen, wobei ich aber meine Leſer zu erwägen bitte, daß ich kein Theologe bin, daß mir nur die allgemeine Kenntniß meiner Religion und ihrer Geſchichte, wie ſie bei jedem Laien anzutreffen iſt, zu Gebote ſteht, und daß es mir auch in dieſem Augenblick an Zeit fehlt, um die erforderlichen Belege zu ſammeln.

Der geſchichtliche Standpunkt, der dahin führt, den Ceremonial-Geſetzen eine politiſche Natur unterzulegen, iſt der, daß Moſes ſich der Lehre Abrahams von dem Einen Gotte, der Himmel und Erde geſchaffen, als Mittel bedient habe, um einen Staat zu bilden, um ſeiner politiſchen Geſetzgebung im Ganzen und im Einzelnen Autorität zu verſchaffen, gerade ſo, wie in Rom und in den Griechiſchen Republiken die Religion der Prieſter und Auguren den Staats-Zwecken diente. Das letzte einzige Ziel, das Moſes vor Augen hatte, war demnach die Gründung eines Staates; alle ſeine Geſetze waren auf einen politiſchen Zweck berechnet; die Religion war ihm, was man heutzutage in Frankreich un moyen de gouvernement, une théorie du droit divin pour soutenir la légitimité nennen würde; der angebliche religiöſe Sinn und göttliche Urſprung ſeiner Geſetze war ein gar feiner Kunſtgriff, um ihnen bei einem rohen Volke Autorität zu verſchaffen; ſeine ganze göttliche Geſetzgebung ein kluger Mechanismus, ſein Einer ewiger Gott der deus ex machina deſſelben, und er der ſchlaue Maſchinenmeiſter, der das Schiff des Staates ſo auf die beſte Weiſe lenken zu können meinte. Gegen dieſe Anſicht von der

Sache, die ich kritisch nicht zu bestreiten vermag, wird es mir erlaubt sein, einzuwenden, daß es von diesem Standpunkt aus eine leere Redensart ist, die fünf Bücher Mosis ein Religions-Buch zu nennen, mehr, als z. B. die Römische Geschichte des Titus Livius, in welcher auch mancherlei von Weissagungen, Priestern und Auguren zu lesen ist. Moses aber, wenn man seine Bestrebungen als einzig auf die Gründung eines Staates gerichtet betrachtet, den Gesetzgebern Roms und Griechenlands an die Seite zu stellen, erscheint als eine leere Höflichkeit, wenn man bedenkt, daß der von ihm unter den allerungünstigsten Umständen gegründete Staat, von Anfang an von inneren und äußeren Kämpfen zerrissen, nie einen dauernden Ruhepunkt, noch weniger einen dauernden Glanzpunkt gehabt hat *), der dazu berechtigte, den Jüdischen Staat als Staat Rom oder Athen oder einer der Monarchieen Asiens an die Seite zu setzen. Und diese winzige politische Existenz sollte das höchste Ziel gewesen sein, das der gottbegeisterte Gesetzgeber durch zwecklose Irrfahrten zu erreichen strebte? Um sein Volk zu Eroberern zu erziehen, hätte er ihm Ceremonial-Gesetze gegeben, die für äußere Thätigkeit so mannichfach hemmend erscheinen? Man muß gestehen, das Mittel wäre sonderbar gewählt gewesen. Rom, das die Welt erobert hat, hatte ganz andere Gesetze. Und jenes kümmerliche national-politische Dasein sollte es sein, das die Gräber aller Völker der alten Welt überdauert, das über die Schlünde der Zeiten, in welchen die Riesen-Nationen des Alterthums begraben sind, hinweggesetzt hat? Ist es wirklich unter diesen Umständen so unnatürlich, und gehört wirklich das, was Herr Dr. P. eine „rabbinische Logik“ nennt, dazu, um den Geist der mosaischen Gesetzgebung im entgegengesetzten Sinn aufzufassen? Nicht die Religion, so denken wir, war dem Moses ein Mittel, den

*) Man vergleiche die Darstellung von Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte.

Staat zu regieren, ſondern der Staat, das nationale Leben war ihm die nach der beſchränkten Weiſe des Alterthums nöthige Form, um den Glauben an den Einen Gott zu befeſtigen und zu verbreiten; wie Abraham ſeine Familie, ſo hat Moſes ſein Volk dem Einen Gotte geweiht; nicht um ſein Volk als Nation von anderen Nationen abgeſondert zu erhalten, am wenigſten, um es gewaltſam herrſchend über Andere zu machen, hat er das Ceremonial-Geſetz gegeben; ſondern um die Bekenner des Einen Gottes von den Götzendienern, die ſie umgaben, zu ſondern, noch mehr aber damit ihr ganzes Leben mit allen ſeinen Trieben und Bedürfniſſen, mit allen ſeinen Schmerzen und Freuden von dem Gedanken an Gott durchdrungen werde. Nur ſo iſt das ſonſt unauflösliche Räthſel des 2000jährigen Fortlebens der Juden, die als Nation ſo klein und ſchwach und leicht zu beſiegen waren, zu erklären, und, von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, gewinnt manche leicht zu beſpöttelnde Seite des religiöſen Lebens der Juden eine ernſtere Bedeutung. Ob zu dieſem Zwecke noch heute, ob ſchon nach den Lehren der ſpäteren Propheten die Erfüllung des Ceremonial-Geſetzes das einzige oder das rechte Mittel ſei, ob das Bewußtſein den Gedanken an Gott ohne fortdauernde äußere Erinnerungs-Zeichen mit gleicher Innigkeit feſtzuhalten im Stande, iſt eine Frage, die Religion und Philoſophie zu beantworten haben, und über deren Beantwortung die Meinungen unter uns ſehr verſchieden ſind. Hier war nur die Anſicht zu rechtfertigen, in welcher wir Alle übereinſtimmen, daß die Ceremonial-Geſetze für Geſetze religiöſer, nicht politiſcher Natur zu halten ſeien.

6. Alles, was in der Schrift des Herrn Dr. P. und in ähnlichen über den Meſſias-Begriff als Hinderung der nationalen Vereinigung geſagt wird, widerlegt ſich ganz allein ſchon dadurch, daß ſelbſt die Lehren der Rabbinen es verbieten, die Hoffnung auf den Meſſias mit dem praktiſchen Leben in irgend eine Verbindung zu bringen, etwas dafür zu unter-

nehmen, in seinen Wünschen und Handlungen darnach zu streben, oder darauf zu rechnen. Von dieser nicht praktischen Natur des Messias-Glaubens sind selbst die gewöhnlichsten Vorstellungen der Juden so durchdrungen, daß ein altes bekanntes Jüdisches Sprüchwort sagt: „wer auf die Erlösung „baut, der geht zu Grunde."

Uebrigens ist es durchaus falsch, und, wer nur die mindeste Kenntniß von älterer und neuerer Jüdischer Literatur hat, kann unmöglich der Meinung sein, daß der Messias-Glaube durchgängig in jener eng nationalen Beziehung aufgefaßt worden. Es enthält darüber das bereits angeführte Buch „Charakter des Judenthums" S. 118—122 die Belege aus dem Talmud und dem Maimonides im Urtext mit Ueberſetzung.

Daß übrigens der Messias-Glaube sich der nationalen Begränzung, die bis auf einen gewissen Grad *) ihm in den Weissagungen der Propheten allerdings eigen ist, ganz und gar entkleiden könne und müsse, ohne dadurch seinen religiösen Inhalt, die Hoffnung auf ein allgemeines Reich der Wahrheit und des Friedens, auf einen Zustand, in welchem das Aufhören des Uebels und der Sünde auf der ganzen Erde nicht nur möglich, sondern wirklich geworden ist, aufzugeben, erscheint als etwas sehr einfaches, wenn man bedenkt, daß alle jene schroffe nationale Begränzung im Alterthum überhaupt nicht eine willkürliche, der vorausgehenden Idee der Menschheit aus freier Wahl entgegengesetzte, sondern eine nothwendige ist, über welche jede Nation des Alterthums, die Griechische und Römische, wie die Jüdische, so wie über ihren Horizont nicht hinausgehen konnte, die sich mithin durch einen gewonnenen weiteren Gesichts-Kreis von selbst aufhebt.

*) Der Zweck der Erlösung ist bei den Propheten allenthalben das Heil der ganzen Welt; das Jüdische Volk und ein König aus dem Hause David sind ihnen nur die Mittel, deren sich die Vorsehung zu diesem Zwecke bedient; die Erlösung soll nicht für, aber durch die Juden kommen.

7. Herr Dr. P. spricht an vielen Stellen von einer Los-sagung von jener Nationalität, die die Juden zur Gleich-stellung befähigen würde. Versteht er darunter die Erklärung, daß sie alle bürgerliche Pflichten erfüllen wollen, was sie längst müssen; daß sie den Gesetzen des Staats gehorchen und darnach leben wollen, was sie längst thun; daß sie sich von keinem anderen Erwerb-Zweig ernähren, als von ei-nem, der jedem Staatsbürger erlaubt ist, was sie ohnehin nicht dürfen; daß sie sich als dem Staate, in welchem, als der Nation, unter welcher sie leben, angehörend betrachten: so werden sie eine solche Erklärung insgesammt von ganzem Her-zen und von ganzer Seele geben. *) Sollten unter Tausenden Einige sein, die sie verweigerten, und es vorzögen, einem nicht existirenden Staat und einer nicht existirenden Nation anzuge-hören, so möchte es räthlich sein, dieselben unter polizeiliche Aufsicht zu stellen — nicht der Gefährlichkeit ihrer Ansicht we-gen, sondern weil eine starke Vermuthung für Verrücktheit vor-handen wäre.

8. Eine schändliche Verläumdung, bei deren Er-wähnung sich alle meine Gefühle empören, der ich keine, als die der Brunnen-Vergiftungen des Mittel-Alters an die Seite zu stellen weiß, enthält die Behauptung, die Hr. Dr. P. Seite 6 — 7 und 10 — 11, und an anderen Orten vorbringt, und auf welcher seine ganze Ansicht von der Sache basirt ist, daß die Reicheren und Gebildeteren unter den Juden die Aermeren und Ungebildeteren absichtlich in der National-Absonderung zu erhalten suchten, um sich ihrer Abhängigkeit zu bedienen. Leben, Glauben und Ehre will ich ihm Preis geben, wenn es ihm gelingt, die Wahrheit dieses furchtbaren Vorwurfs zu beweisen, und so die Schmach einer gewissenlosen Verläumdung von sich abzuwenden. Vorläufig ist hier nichts zu widerlegen, da Herr

*) Eine solche Erklärung ist in Frankreich im Jahre 1806 verlangt worden; ich habe die Resultate in einem Anhange beigefügt.

Dr. P. für diese schauderhafte Beschuldigung auch nicht den Schatten eines Beleges angeführt hat. Aber Jeder, der das Leben und Treiben in den jüdischen Gemeinden, besonders in den größeren, in welchen es allein möglich ist, daß von den Reicheren für die Bildung der ärmeren Klassen, ohne Unterstützung der Regierung, etwas durchgreifendes geschehe, beobachtet hat, der weiß es, daß Jene seit einer Reihe von Jahren Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten, um die Bildung und Erziehung der Letzteren zu verbessern; der weiß es, daß es ihnen in größeren Städten, z. B. in Hamburg *) und Frankfurt a. M. so wie in manchen kleineren, seit längerer Zeit gelungen ist, ohne daß die Regierungen das Mindeste dafür gethan, oder auch nur Notiz davon genommen hätten, Armenschulen zu gründen, die, nach dem Urtheile aller Derer, die sie kennen, den christlichen durchaus an die Seite gesetzt zu werden verdienen; der weiß es, daß nicht nur in Preußen und Baiern und anderen Staaten, wo es ungeachtet der gesetzlichen Gewerbe-Freiheit oft noch Schwierigkeiten hat, jüdische Lehrlinge und Gesellen bei christlichen Meistern unterzubringen, allenthalben Vereine zur Verbreitung nützlicher Gewerbe unter den Israeliten existiren, welche für ihren Zweck auf's angestrengteste thätig sind, sondern selbst in solchen Staaten, wo der Zugang zu zünftigen Gewerben den Juden noch gesetzlich versperrt ist; **) der weiß vor Allem, daß Diejenigen unter den

*) In §. 4 der Gesetze für die Israelitische Freischule zu Hamburg heißt es: „Ganz besonders aber soll bei den Freischülern auch dahin gewirkt werden, daß der größte Theil derselben gern und „willig, ja vorzugsweise, sich zu einem Handwerke bestimmen lasse, „und lieber durch körperliche Anstrengung, als durch Kleinhandel „und Trödel, sein künftiges Fortkommen suche.“ Leider konnte dieser Zweck bis jetzt nicht erreicht werden, da die zur Zeit der Gründung der Schule, im Jahre 1814, allgemein verbreitete Hoffnung, daß den Juden in Hamburg der Zugang zu den Handwerken geöffnet werden würde, noch nicht in Erfüllung gegangen.

**) In Hamburg hat ein solcher Verein vergeblich jahrelange Verhandlungen vor der höchsten Behörde gegen das löbliche Schuster-

Reicheren und Gebildetern, die Egoiſten genug ſind, um nur ihren Vortheil und ihre Bequemlichkeit zu Rathe zu ziehen, gar nichts eiligeres zu thun haben, als ſich von allen den läſtigen Beziehungen zu ihrer Gemeinde durch den Wechſel der Religion loszumachen, und ſie mit den Ehren und Vortheilen zu vertauſchen, die ſie von einem ſolchen Wechſel zu erwarten haben. Glaubt Ihr aber — ich richte dieſe Frage an Jeden, der für die Auffaſſung menſchlicher Verhältniſſe ein menſchliches Herz hat —, daß der Sinn jener Armen und Gedrückten dadurch geläutert und geſtärkt, daß das Gemüth der Gebeugten dadurch erhoben werden wird, wenn ſie ſehen, wie Die, die ſich in ihrer Mitte ausgezeichnet, die ſich die Achtung ihrer chriſtlichen Mitbürger errungen haben, auf die ſie mit Hoffnung und Vertrauen blicken, von denen ſie Vertretung gegen ungerechten Druck und gegen ungerechten Haß erwarten, ſich von ihnen losreißen, nicht etwa, weil ſie von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion ergriffen ſind, ſondern eben nur, um nichts mehr mit ihnen zu ſchaffen zu haben? Oder glaubt Ihr, daß jene Ungebildeteren ſich dadurch leichter bewogen fühlen werden, das, was Herr Dr. P. das Nationale nennt, abzuſtreifen, wenn ſie ſehen, daß Die, denen dieſes Abſtreifen gelungen iſt, mit der Religion, die Jenen heilig iſt, ein leichtſinniges Spiel treiben? Iſt es nicht klar, daß eben durch dieſes Ausſcheiden die Fortſchritte in der Bildung der Maſſe auf die nachtheiligſte Weiſe gehemmt werden müſſen? Gerade darum, weil die Juden für innere Verbeſſerungen an Schulen und Gottesdienſt mehr und

---

Amt gepflogen, um es dahin zu bringen, daß ein geborner Krüppel, der ſich nicht anders, wie durch eine ſitzende Lebensart, ernähren konnte, als Geſelle bei einem Schuſter arbeiten dürfe! Sollte Herr Dr. P. auch dieſe Angabe für eine Uebertreibung halten, ſo bin ich zur Mittheilung der betreffenden Aktenſtücke erbötig, ſo wie ich mich überhaupt hiermit bereit erkläre, für jede in dieſer Schrift enthaltene Behauptung authentiſche Belege beizubringen.

früher, als die Regierungen, gewirkt haben, besonders aber weil diese Verbesserungen, wenn die Regierungen sich derselben auch viel thätiger, als es leider bisher geschehen, annähmen, doch immer hauptsächlich aus ihren eigenen Bemühungen hervorgehen müßten, müßte es eine Regierung, der wirklich das Wohl der Masse ihrer Jüdischen Unterthanen am Herzen liegt, mit Bedauern sehen, daß durch das egoistische Ausscheiden der Reicheren — denn es ist nun einmal heut zu Tage umgekehrt, wie zu den Zeiten der Evangelisten, bei den Reichen mehr Empfänglichkeit für das Evangelium zu finden, als bei den Armen — und vor Allem der Gebildeteren, die Kräfte, die für das geistige Fortschreiten ihrer Gemeinde wirken, hinschwinden, und so zuletzt Alles in Verfall gerathe: ein Erfolg, der nur durch die fortdauernde Selbstverläugnung Jener oder durch bürgerliche Gleichstellung vermieden werden kann. Wenn Hr. Dr. P. das Gefühl, das einem solchen Erfolge mit Schauder entgegen sieht, wenn er ein Streben, das für die geistige Entwickelung, so wie für die bürgerliche Anerkennung Derer, mit denen wir durch die Bande der religiösen Gemeinschaft verknüpft sind, Alles aufzubieten bereit ist, als ein „nationales" bezeichnet und als solches verwirft, so wird uns das keineswegs bestimmen, jenes Gefühl und jenes Streben zu verläugnen; vielmehr werden wir sie immer für menschlich und pflichtgemäß halten; ja, wir sind überzeugt, daß Der, dem sie fremd sind, ohne Sinn für alles Gemeinsame, mithin auch ein schlechter Bürger seines Vaterlandes sein müßte. Das Lieblings-Argument des Herrn Dr. P., daß es doch immer nur einige Reichere und Vornehmere wären, die durch die Emancipation gewinnen würden, giebt ganz das berüchtigte Argument der Söldner der absoluten Gewalt gegen freie Verfassungen wieder, „daß das Volk doch nichts davon habe," und beruht auf derselben gemeinen Ansicht, die nur die den Einzelnen gewordene Auszeichnung, nicht das Bewußtsein der Freiheit, des Rechts und der Menschenwürde, das die Massen durchdringt, zu er-

kennen vermag. *) Nicht den Preis hat das Geſetz dem Einzelnen zu ertheilen: den ſoll ſich Jeder erringen durch Verdienſt und Mühe; aber die Schranken ſoll das Geſetz Allen öffnen; mag dann Jeder nach ſeinen Kräften thätig ſein, das Ziel zu erreichen! Ein ſchwer zu erringender Sieg erhebt den Sinn und ſpannt die Kräfte der Kämpfenden; der verſagte Kampf aber erniedrigt den Sinn und macht die Kräfte erſchlaffen. Am ſinnloſeſten aber iſt jenes Argument da, wo es gerade dem Einzelnen ſo überaus leicht gemacht wird, für ſeine Perſon das erſehnte Ziel zu erreichen.

9. Dieſe Betrachtung führt mich auf den eigentlichen Wendepunkt der ganzen Theorie des Herrn Dr. P., ohne welchen ſie in allen ihren Theilen über den Haufen fällt, nämlich darauf, daß er den Uebertritt zum Chriſtenthum zu einer (und zwar im Grunde zu der einzigen) Garantie Deutſcher Nationalität, alſo aus einem religiöſen zu einem politiſchen Akte macht. Es iſt unbegreiflich, wie ein Mann, der ſein Leben lang die Trennung von weltlichen und kirchlichen Dingen vertreten hat, auf dieſen Abweg gerathen, wie er jenes inhaltreiche Wort: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes „iſt," ſo ganz vergeſſen konnte. Wie? der Uebertritt zum Chriſtenthum ſoll nicht die Anerkennung ſeiner Lehren, ſeiner Heiligkeit, ſeines göttlichen Urſprungs, ſondern den Wunſch bedeuten, den anderen Bürgern an Rechten gleich zu ſein? Solche Windungen und Wendungen glaube ich mit Recht ſchon

*) Auf gleiche Weiſe ſieht Herr Dr. P. (S. 6.) die Folgen der Emancipation der Irländiſchen Katholiken einzig darin, daß einige Reichere Stellen im Parlament und Staats-Aemter erhalten haben, und läßt es unbeachtet, daß mindeſtens fünf Sechstheile der Nation erſt jetzt für zulaſſig dazu erklärt worden, und daß erſt ſo die Repräſentation Irlands aus einer illuſoriſchen zu einer wahrhaften geworden. Kein vernünftiger Menſch hat geglaubt, daß alle Wunden, die die Ungerechtigkeit Englands dem armen Irland ſeit Jahrhunderten geſchlagen, dadurch in einem Augenblick geheilt werden würden; aber jeder Partheiloſe war überzeugt, daß damit der Anfang gemacht werden müſſe.

früher mit dem Namen „Jesuitismus der Aufklärung“ bezeichnet zu haben. Nur eine tiefe Verachtung der Religion kann sie zum Zeichen für etwas außer ihr liegendes, für etwas Anderes, als sie selbst ist, herabwürdigen wollen. Nur ein hoher Grad von Geringschätzung gegen den Staat kann als Gewähr dafür, daß man ihm angehöre, nicht die Erfüllung der Pflichten, nicht den Gehorsam gegen die Gesetze, die der Bürger ihm schuldig, sondern einen Akt verlangen, der einer ganz anderen Sphäre angehört und angehören muß. Die Religion hat ihren Glauben, der Staat hat seine Gesetze; das Bekenntniß des Glaubens führt zur Religion; der Gehorsam gegen die Gesetze macht zum Bürger des Staates; die Verwirrung beider aber führt zur Verkennung beider, zum Leichtsinn und zur Lüge. *) Was würde Herr Dr. P. dazu sagen, wenn man in einem katholischen Staate die Ausschließung der Protestanten damit rechtfertigen wollte, daß man verlange, sie sollten durch den Uebertritt zum Katholicismus sich „der Nation des Staates“, die aus Katholiken bestehe, anschließen? Würde er nicht ein gewaltiges Geschrei erheben über Intoleranz, über Vermengung von Staats- und Kirchengewalt? **) Hält er aber seiner Kirche, weil sie ihm einmal als die bessere erscheint, Alles erlaubt, so vergesse er nicht, daß jede andere zu derselben Meinung von sich berechtigt ist.

---

*) Es ist ein sattsamer Widerspruch, daß Herr Dr. P. es mir zum bittern Vorwurf macht, daß ich den Uebertritt Vieler anderen Motiven als wahrer religiöser Ueberzeugung zuschriebe, und nun doch solche andere Motive rechtfertigt und vollkommen gelten läßt.

**) Es ist dieses keineswegs eine bloße Voraussetzung. Es ist bekannt, daß man in Frankreich, so lange man Vorwande zur Verfolgung der Hugenotten suchte, ihre Isolirung, ihre Trennung von der Masse der Nation gegen sie geltend machte, und noch vor einigen Jahren las ich in der Münchener Eos einen Aufsatz, in welchem bewiesen werden sollte, daß man in der Bartholomäus-Nacht die Protestanten nicht als Ungläubige, sondern als Antinationale todtgeschlagen habe!

Herr Dr. P. würde sehr irren, wenn er wähnte, daß die Volksmeinung, die ja bei der Beurtheilung der Nationalität die letzte Instanz ist, hier auf seiner Seite ist; es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der einfache moralische Sinn der Bekenner beider Religionen, der die Sachen für das, was sie sind, zu nehmen gewohnt ist, dieser Ansicht der Sache widerstrebt. Man sammle die Stimmen der Vorurtheilsvollsten selbst in den verschiedenen Staaten darüber, ob der Stand der Gesetzgebung von dieser Seite, die ihnen nur zu selten klar gemacht wird, ihre Billigung habe, ob sie Den, der, um der Erlangung des vollen Bürgerrechts willen, um sich der Nation anzuschließen, zum Christenthum übertritt, als moralisch und national ihnen näher getreten betrachten, wie den Zurückgebliebenen, der lieber aller Ehren und Vortheile entbehrt, als er um äußerer Zwecke willen einen anderen Glauben annimmt: man wird sehr bald finden, daß das, der Theorie von der Nationalisirung zum Trotz, nicht der Fall ist. Es wäre mithin die unerläßliche Pflicht einer jeden gesetzgebenden Versammlung, welche die Fortdauer der ausschließenden Gesetze, nicht von dem Gedanken, der sie geschaffen, daß ein bestimmter*) Glaube zum vollen Bürgerrecht erforderlich sei, sondern von dem Gesichtspunkte der Nationalität ausgehend, beschlösse, es zur Beruhigung der Gewissen ausdrücklich auszusprechen, daß sie den Uebertritt zum Christenthum für eine politische Handlung, für einen Akt der Nationalisirung ansehe; es wäre ihre Pflicht, — damit Jeder wisse, woran er sich zu halten habe, und der wahre Sinn der Sache wahrhaft ausgesprochen werde, — den Geistlichen ihres Landes, wenn sie es vermag, ausdrücklich zu befehlen, — das Gewissen aller Redlichen unter denselben würde sich sonst dagegen sträuben, — Juden auf die

*) Man vergißt es gar zu oft, daß es ja auch in Deutschland gar nicht lange her ist, daß die verschiedenen christlichen Confessionen einander selbst, gerade so wie jetzt die Juden, ausschlossen.

ausdrückliche Erklärung, daß sie dadurch nur zur Nation des Landes übergehen wollten, in den Schooß der christlichen Kirche aufzunehmen, und es von den Kanzeln zu verkünden, daß die Taufe außer der Bedeutung, daß sie zum Glauben an den Erlöser und an seine Lehren einweihe, noch eine zweite davon ganz getrennte Bedeutung, die eines Naturalisations-Aktes, habe.

10. Es giebt nur eine Taufe, die zur Nationalität einweihte: das ist die Taufe des Bluts in dem gemeinsamen Kampf für Freiheit und Vaterland! „Ihr Blut hat sich mit „dem unsrigen auf den Schlachtfeldern vermischt", das war das Machtwort, womit man in den Französischen Kammern die letzten ohnmächtigen Regungen von Unduldsamkeit und Abneigung zu Boden schlug. Auch die Deutschen Juden haben sich diesen vollgültigen Anspruch auf Nationalität vollgültig erworben. Die Juden sind in Deutschland allenthalben kriegspflichtig; sie waren es allenthalben vor den Befreiungs-Kriegen. Es haben in diesen Kriegen Juden als Freiwillige sowohl, wie als Kriegspflichtige, in verhältnißmäßiger Anzahl, in den Reihen der Deutschen gekämpft; es hat sich in den Heeren verschiedener Staaten eine nicht unbeträchtliche Anzahl durch persönliche Auszeichnung Ehrenstellen erworben. Es ist ein notorisches Faktum, daß z. B. in Preußen im Laufe des Krieges mehrere solche Fälle vorgekommen, daß man hingegen seit der Zeit des Friedens keine solche Avancements mehr hat Statt finden lassen, vielmehr den Juden in der Armee die Taufe als eine unerläßliche Bedingung jeder Beförderung vorgeschrieben worden: *) ein unabweislicher Beleg für die doppelte Wahrheit, daß sich Juden im Kriege für das Deutsche Vaterland wirklich ausge-

*) Ich bitte, dieses Faktum und ähnliche an die Frage, die Hr. Dr. S. S. 97 stellt, zu halten, „ob es denn seit vielen Jahren irgend „ein Beispiel gebe, daß eine der sanctionirten Kirchen Juden durch „Vortheile zu Proselyten zu machen versucht habe?"

zeichnet haben, und daß sie nur durch wirkliche Auszeichnung Beförderung zu erhalten im Stande sind. Und gerade die gesetzliche Möglichkeit des Avancements ist es, von der die Gesetze mehrerer Deutscher Staaten, z. B. Badens, die Juden ausschließen, und diese Ausschließung ist gerade einer von den Punkten, auf deren Aufhebung das Bestreben nach bürgerlicher Gleichstellung am entschiedensten gerichtet ist. Man hat es nirgends verschmäht, auf den zu Ehren der im Befreiungs-Kriege gefallenen Krieger errichteten Denkmälern die Namen der Juden neben die der Christen zu setzen; *) man würde es abermals nicht verschmähen, wenn das Deutsche Vaterland seine Söhne wieder zu den Waffen riefe! Aber den Lohn der Ehre für die Tapferkeit seiner Söhne, wenn sie nicht christlichen Glaubens sind, hat das Vaterland vieler Orten nicht zu ertheilen! Die Waisen der Gefallenen haben nicht den Trost, daß ihr Vater für das Vaterland, dem sie im vollen Sinne des Worts als gleich berechtigte Bürger angehören, sein Leben hingegeben! Der letzte Seufzer der Sterbenden wird nicht durch den Gedanken erheitert, daß ihre Waisen Kinder des Vaterlandes sind, das ihnen den Vater geraubt; er kann ihnen nur ein Stiefvaterland hinterlassen, das sie, wo es ihre Rechte gilt, als Fremde betrachten möchte! Das ist das geltende Recht, das sind die Gesetze, die man vor Eurem Gewissen, Deutsche Gesetzgeber, durch künstliche Phrasen rechtfertigen will. Fragt Euer Gewissen: es wird Euch antworten!

---

*) Mit Schaudern, erzählte mir ein Freund, habe er in Lübeck in der Marienkirche Namen von Juden unter den Namen der Gefallenen gelesen. Diese Stadt hat nämlich nach dem Befreiungs-Kriege die Juden, die zur Zeit der Französischen Occupation in die Stadt gezogen waren, wieder ausgetrieben; jene Unglücklichen hatten also das Unglück und die Schmach ihrer Glaubensgenossen und Angehörigen mit ihrem Blute erkauft.

IV.

Aufklärung.

Es bleibt noch ein dritter Gesichtspunkt, der der Aufklärung, zu betrachten übrig. Die Befolgung und Uebung aller jener Vorschriften und Ceremonien, an die sich ein großer Theil der Juden aus religiöser Ueberzeugung gebunden glaubt, können von einem gewissen Standpunkte der Kritik aus als Resultate von Vorurtheilen betrachtet werden, und diesen Standpunkt will Herr Dr. P. mit einigen Anderen *) so weit geltend machen, daß sie das Ablegen jener Vorurtheile zur Bedingung der vollen Aufnahme in den Staats-Verband gemacht wissen wollen.

Ich glaube nicht, daß ich mich bei einem gewissenhaften Leser meiner früheren Schrift gegen die Vorwürfe, die mir Herr Dr. P. macht, der Aufklärung abhold zu sein, meine Glaubensgenossen durch fanatische Rathschläge bestimmen zu wollen, auf dem Roheren zu beharren u. s. w., ernstlich zu vertheidigen brauche, um so weniger, da dieser Vorwurf, sonderbar genug, selbst bei Herrn Dr. P. mit dem anderen parallel läuft, daß ich den Mosaismus als reinen Deismus darstelle. Aber ich habe immer geglaubt, und glaube noch, daß es der Wahrheit unwürdig ist, mit anderen Waffen, als mit denen der Freiheit, zu kämpfen; daß Die der Aufklärung einen schlechten Dienst erweisen, die ihr, wie man in früheren Jahrhunderten es für den Glauben that, an dem Staatsgesetze eine Stütze geben möchten; die ihr pseudo-rationales Pfaffenthum, mit gleicher Gewalt ausgerüstet, an die Stelle der Dogmatik, die sie ihr Leben lang bekämpft haben, setzen möchten; die sich

*) Hierher gehört die oben angeführte Schrift von Grafer und insbesondere die Théorie du Judaisme von Chiarini.

des Protestantismus als Aushängeschild für ihre Unduldsamkeit bedienen; die an die Stelle der Intoleranz einer Kirche, die da sagt „außer mir ist kein Heil“ die viel schlimmere Intoleranz einer anderen setzen möchten, die da sagen soll „außer mir ist kein Menschenverstand“.

Es kommt hier auf die Beantwortung der doppelten Frage an, ob der bestehenden Gesetzgebung der Sinn, daß sie die Juden wegen ihrer religiösen Vorurtheile ausschlösse, untergelegt werden kann, und ob eine solche Gesetzgebung an sich und nach den vorhandenen Verhältnissen möglich und gerecht wäre? Folgende Betrachtungen mögen jedem denkenden Mann die Materialien zur eigenen Beurtheilung an die Hand geben.

1. Wahrhaft komisch erscheint jene Beziehung, die man den ausschließenden Gesetzen geben will, wenn man die wirkliche Beschaffenheit jener Gesetze in den verschiedenen Staaten in's Auge faßt. In ganz Deutschland kann ein Jude Arzt werden, und man trägt nirgends Bedenken, ihm Leben und Gesundheit, die Behandlung geistig, wie körperlich Kranker anzuvertrauen; hingegen kann ein Jude in mehreren Staaten nicht Schneider oder Schuster, Hausbesitzer oder Nachtwächter sein. Der Großhandel, da er nicht zünftig ist, ist den Juden allenthalben ohne Beschränkung gestattet; hingegen sind sie an manchen Orten von vielen Zweigen des regelmäßigen Detailhandels, welche zünftig sind, ausgeschlossen. In Frankfurt a. M. sind die Juden zu jeder Privat-Thätigkeit, auch zur Advokatur, befugt; aber das Heirathen ist nur 15 Paaren jährlich erlaubt. In Baiern übt ein reicher in den Adelstand erhobener jüdischer Banquier auf seinen Gütern Patrimonial-Rechte aus; hingegen dürfen die Juden keine Bierbrauereien haben, und ich weiß einen Fall, daß ein wackerer, mit den besten Zeugnissen versehener, der niederen Chirurgie beflissener Jude, mehrere Jahre lang vergeblich die Erlaubniß zur Niederlassung nachsuchte, weil an seinem Orte die Zahl der zulässigen Etablissements voll war.

An vielen Orten üben einzelne wenige sehr reiche Juden einen mittelbaren Einfluß auf öffentliche Verhältnisse aus, den ihnen die ausschließenden Gesetze nicht im mindesten zu schmälern im Stande sind, während gerade Die, die sich durch Auszeichnung, Tüchtigkeit, durch persönliches Verdienst und nützliche Thätigkeit in irgend einer Sphäre Vertrauen erworben haben, durch jene Gesetze gehemmt werden. Ist nun, frage ich, zum Schneider- und Schuster-Handwerk eine höhere Aufklärung erforderlich, als zur ausübenden Arzneikunde? zum Detailhandel, als zum Großhandel? zum Bierbrauen und zur niederen Chirurgie, als zur Ernennung eines Patrimonial-Richters? Erfordert in Frankfurt a. M. das Heirathen eine besondere Aufklärung? Ist jener, durch kein persönliches Verdienst, durch keine Wahl bedingter Einfluß auf öffentliche Verhältnisse weniger dem Mißbrauch ausgesetzt, als der, für dessen Nützlichkeit Verdienst, Vertrauen, Wahl der Regierung oder der Nation Bürgschaft leisten? Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf diese Seite der Sache, um sich zu überzeugen, daß es ein sinnloses Beginnen ist, Gesetze, die der Fanatismus geschaffen, die der Zunftgeist aufrecht erhält, im Namen der Aufklärung, das Werk der Finsterniß und der Beschränktheit im Namen der Vernunft in Anspruch nehmen zu wollen.

2. Hier ist nun aber besonders der Punkt in Erwägung zu ziehen, auf den ich im Verlaufe dieser Schrift schon einige Male hingewiesen, daß über jene „Vorurtheile" die Meinungen unter den Juden sehr getheilt sind, daß sehr Viele sich von jenen Ceremonien lossagen zu dürfen glauben, und zwar einzig und allein nach ihrer religiösen Ueberzeugung, nicht weil sie dem Staate dadurch irgend näher zu treten meinen; mit dem deutlichen Bewußtseyn vielmehr, daß sie in dieser Beziehung um keinen Schritt weiter kommen würden, daß ihre Gegner, die so eben ihren Aberglauben ihrer Aufnahme als ein unübersteigliches Hinderniß entgegengesetzt, sofort das Blatt wenden und ihnen ihren Unglauben verrücken würden. „Den-

noch erforderte die Gerechtigkeit durchaus, daß, wenn es wirklich jene Vorurtheile ſind, und nicht der Mangel an chriſtlichem Glauben, die die Ausſchließung der Juden motiviren ſollen, die Geſetzgebung die Gleichſtellung an die Bedingung der Ablegung jener Vorurtheile, der Nicht-Beobachtung jener Ceremonien von Seiten der Einzelnen knüpfe, und nicht die Aufgeklärten mit der Aufnahme warten laſſe, bis der letzte Jude das letzte Vorurtheil abgelegt hat. Das iſt nun aber ein Plan, deſſen Unhaltbarkeit und Unausführbarkeit ſo ſehr in die Augen fällt, der dem moraliſchen Gefühle Aller, die für Freiheit nur den mindeſten Sinn haben, ſo ganz und gar widerſtrebt, mit dem es auch Denen, die ſich ſtellen, als ſei es nur der Mangel an Aufklärung, den ſie an den Juden rügen, ſo wenig Ernſt iſt, daß noch nie eine Geſetzgebung einen Verſuch der Art gemacht hat und ſchwerlich je einer gemacht werden wird. Um nun aber dieſer einzig konſequenten Folge ſeiner Theorie zu entgehen, weiß Herr Dr. P. auch nur wieder zu jenem alten elenden Kunſtgriffe ſeine Zuflucht zu nehmen. Während er das Ceremonial-Geſetz, die nationale Auslegung des Meſſias-Glaubens u. ſ. w. als unüberſteigliche Hinderniſſe der bürgerlichen Gleichſtellung darſtellt, fertigt er Die, die an dem Allen nicht halten, die als das Weſentliche des Moſaismus ſeine Lehre von Gott, als dem Schöpfer und Erhalter der Welt, betrachten, als „Leichtſinnige“ oder (z. B. S. 10) als „Indifferentiſten“ ab, „die ſich der Beobachtung jener Geſetze mehr ſophiſtiſch als „gewiſſenhaft entziehen.“ Es ſteht ihm in der That ſehr ſchlecht an, Jenen ihren Indifferentismus vorzuwerfen, nachdem er den Uebertritt zum Chriſtenthum ohne rechten chriſtlichen Glauben, der doch, auf's glimpflichſte beurtheilt, als das non plus ultra des Indifferentismus erſcheint, als eine politiſche Handlung gerechtfertigt hat. Aber was in aller Welt berechtigt ihn zu jener Abfertigung? Hält er keine andere Aufklärung für möglich, als die von ihm ausgegangene und durch Polizei-Verfügungen einzuführende? Meint er, daß jene Losſagung,

die, als nicht der mindeſte Vortheil damit verknüpft war, als ſie nur Sache der Ueberzeugung war und ſein konnte, leichtſinnig und ſophiſtiſch geweſen ſein ſoll, dadurch, daß man ſie zur Bedingung des vollen Bürgerrechts machte, eine ernſte und gewiſſenhafte werden würde? Wenn er uns einwendet, daß der moſaiſche Glaube geſchichtlich das nicht iſt, wofür wir ihn halten, und daß wir daher bei dieſer Anſicht aufhören müßten, Juden zu ſein — eine Frage, die mit der ſtaatsrechtlichen durchaus nichts zu thun hat, und über welche ich daher meine Meinung an einem anderen Orte zu rechtfertigen ſuchen werde — ſo möchte ich ihn fragen, ob denn das, was ihm einzig wahres Chriſtenthum iſt, die Verehrung Gottes durch wahre Rechtſchaffenheit, den geſchichtlichen Inhalt des Chriſtenthums, wie es ſeit 1800 Jahren gelehrt und geübt worden, ausmacht; und ob er ſich deshalb verpflichtet erachtet, aus ſeiner Kirche herauszutreten, oder auch nur ſein Lehramt aufzugeben, weil eine große Anzahl, vielleicht die Mehrzahl ſeiner Glaubensgenoſſen, weil der Reformator, nach dem ſich ſeine Kirche nennt, weil die Bücher, die als die ſymboliſchen Bücher ſeiner Kirche doch wenigſtens von Vielen betrachtet werden, unter dem Chriſtenthum etwas anderes verſtehen? Was würde Herr Dr. P. dazu ſagen, wenn man gegen ihn und gegen ſeinen Glauben auf die Weiſe zu Felde ziehen wollte, das man ihm erſt das, was er den „Obſkurantismus“ oder „Myſticismus“ ſeiner theologiſchen Gegner nennt, als die Schuld des Chriſtenthums vorrückte, und ihn dann, weil er davon abweicht, als einen Leichtſinnnigen und Indifferentiſten behandelte.

3. Bedeutender noch, als dieſe Momente, iſt der Punkt, daß es nach dem Wege, den die Geſetzgebung bis jetzt eingeſchlagen, nach den Grundſätzen, die ſie bis jetzt allenthalben befolgt hat, als die größte Ungerechtigkeit, ja als eine Unmöglichkeit erſcheint, daß ſie den vom Herrn Dr. P. ihr vorgezeichneten Weg einſchlage: eine Wahrheit, die, wenn man in's Einzelne geht, ſich bis zur höchſten Evidenz beweiſen läßt.

Die Hauptpunkte, an deren Abſchaffung von Seiten der Geſammtheit der Juden Herr Dr. P. die Möglichkeit der Ertheilung des Bürgerrechts knüpft, ſind die Beſchneidung und die Rabbinen ſammt ihren Lehren.

Was die Beſchneidung betrifft, ſo iſt es aller Welt bekannt, daß dieſe bis jetzt in allen Deutſchen Staaten als ein geſetzliches Erforderniß für Kinder, die in der moſaiſchen Religion erzogen werden ſollten, betrachtet, und daß davon noch nirgends, ſo viel wenigſtens bis jetzt öffentlich bekannt, eine Ausnahme geſtattet worden, obgleich an manchen Orten jüdiſche Familien-Väter Verſuche der Art gemacht haben. Herr Dr. P. hilft ſich hier mit einer ihm ganz eigenthümlichen Art des Ignorirens des Allerbekannteſten; er meint, konſequentere Grundſätze hätten wohl ſolche Beſtimmungen, vor allem in Proteſtantiſchen Staaten, ſtillſchweigend aufgehoben; er hat freilich ſogar in ſeiner Nähe von einem Falle reden hören, daß ein jüdiſcher Familien-Vater zur Beſchneidung ſeines 8tägigen Knäbchens gezwungen worden; er benutzt auch die Gelegenheit, um auf die Rabbiner, die die Behörde zu einer ſolchen Ungerechtigkeit — wahrſcheinlich mit bewaffneter Gewalt — zu zwingen vermögen, zu ſchimpfen; aber er iſt nicht im Fall, ob die Sache Faktum ſei, unterſuchen zu können oder zu wollen. Ich geſtehe, daß dieſes „nicht unterſuchen wollen“ von Dingen, die ſo ganz und gar zur Sache gehören, mich im höchſten Grade befremdet, und daß mir jenes Ignoriren mit der Art und Weiſe, wie gewiſſenhafte Männer ernſte Dinge, bei denen es auf eine bedeutende praktiſche Frage ankommt, zu behandeln gewohnt ſind, ſcharf zu kontraſtiren ſcheint. Jenes geſetzliche Erforderniß der Beſchneidung iſt übrigens eine natürliche Folge davon, daß die Geſetze, ſo lange wichtige bürgerliche Inſtitute, insbeſondere der Eid, in naher Beziehung zu den beſonderen Religionen ſtehen, das Bekenntniß einer beſtimmten Religion fordern müſſen, daß ſie dieſes nothwendig an einem beſtimmten Faktum erkennen müſſen, und daß als ein ſolches Faktum nun einmal

die Beschneidung in Beziehung auf die mosaische Religion von der Gesetzgebung, vielleicht mit Unrecht, aufgefaßt worden. Daß ein Gesetz diesem Zwange ein Ende machen könne, daran ist nicht zu zweifeln, und ein solches Gesetz wird von vielen Juden eifrig herbeigewünscht; hingegen zweifle ich sehr daran, daß konstitutionelle Regierungen sich ermächtigt halten werden, den Stand der Dinge ohne ein Gesetz, durch eine bloße Belehrung, wie Herr Dr. P. vorschlägt, dahin abzuändern. Es bedarf übrigens für jeden vernünftigen Menschen kaum der Erwähnung, daß ein solches Gesetz das gänzliche Unterbleiben, nicht bloß das Verschieben der Beschneidung gestatten müsse; denn das letztere für Kinder zu gestatten, und dann den Erwachsenen zur Beschneidung oder zur Taufe zu zwingen — bis zu einer solchen Barbarei, (auf die übrigens der Aufsatz im Sophronizon, Bd. 13, Heft 1, S. 118 — 120 hinaus zu wollen, und die überhaupt das non plus ultra jener par force Aufklärer zu sein scheint,) wird sich hoffentlich die Gesetzgebung keines civilisirten Staates vergessen. *) Aber ein solches Gesetz, welches die Unterlassung der Beschneidung gestattet, genügt dem Herrn Dr. P. noch bei weitem nicht; er will, daß man das wirkliche Unterlassen als unerläßliche Bedingung der Erlangung des vollen Bürgerrechts festsetze. Ich bemerke hier zuerst, daß ein totales Verbieten — so weit wagt Herr Dr. P. seine Grundsätze nicht zu treiben — viel gerechter und menschlicher sein würde: denn es wäre eine unerhörte Ungerechtigkeit, es in das Belieben der Eltern zu stellen, ihre Kinder zur Erlangung des vollen Bürgerrechts unfähig zu machen. Aber hält Herr Dr. P. die Gesetzgeber sämmtlicher Deutscher Staaten wirklich für so verrückt, daß sie bis auf den heutigen Tag ein National-Abzeichen, welches ein Staat nie

*) Wie wenig jenes gewaltsame Aufklären Sache der Civilisation ist, geht hier daraus hervor, daß nirgends ein Versuch gemacht worden, auf die Abschaffung der Beschneidung mit Hülfe der Staatsgewalt zu wirken — als in Rußland.

und nimmer bei ſeinen Angehörigen von irgend einer Klaſſe dulden darf und wird, als eine religiöſe Ceremonie hätten fordern ſollen? Oder hält er ſie für ſo entblößt von allem Gefühle für Recht und Billigkeit, daß ſie, weil er jenes Zeichen für der Aufklärung zuwider laufend hält, weil er die kluge Entdeckung gemacht zu haben wähnt, daß es eigentlich kein religiöſes, ſondern ein nationales Zeichen ſei, mit einem Male das, was noch geſtern eine geſetzliche Nothwendigkeit war, heute für eine mit dem vollen Bürgerrechte unverträgliche Handlung, daß ſie einen Akt, der ſeiner religiöſen Natur wegen gefordert, zu dem von dieſem Geſichtspunkte aus vielleicht viele Eltern, die ihn aus eigner Ueberzeugung unterlaſſen haben würden, genöthigt worden, mit einem Male durch einen Machtſpruch für ein unüberſteigliches Hinderniß der bürgerlichen Vereinigung erklären werden? Solchen ſchändlichen Deſpotismus haben ſich Deutſche Geſetzgeber nie und nirgends zu Schulden kommen laſſen: wir ſind daher von dieſer Seite ſehr frei von aller Beſorgniß.

4. Das zweite, was Herr Dr. P. vor allem beſeitigt haben will, ſind die Rabbinen und ihre Lehren. Auch hier iſt es nun ein leichtes, zu zeigen, wie die Regierungen der verſchiedenen Deutſchen Staaten eine gerade der des Herrn Dr. P. entgegengeſetzte Richtung, oft ſelbſt bei dem entſchiedenſten Widerſtreben von Seiten der Juden, verfolgt haben; ſo daß, da Geſchehenes nicht ungeſchehen zu machen, es eine abſolute Unmöglichkeit iſt, daß ſie ohne den höchſten Grad von Willkür und Ungerechtigkeit auf die Anſichten des Herrn Dr. P. eingehen; daß ſie auch nicht die mindeſte Neigung verſpüren werden, es zu thun, falls Herr Dr. P. nicht ihre Anſichten ſammt und ſonders, wie durch einen Zauberſchlag, umzuwandeln vermögen ſollte.

Es ſei mir erlaubt, ehe ich zu den Deutſchen Staaten übergehe, das Beiſpiel Frankreichs anzuführen. Dieſer Staat hat vor Kurzem durch ein Geſetz die Beſoldung der Rabbinen

aus der Staats-Kasse verfügt. Es ist dieses ohne irgend eine positive Verpflichtung geschehen, da auch die neue Charte nur den christlichen Confessionen die Besoldung ihrer Geistlichen garantirt hatte; es ist, da die Summe sehr unbedeutend war, und auch ohne ein besonderes Gesetz im Budget aufgebracht werden konnte, einzig und allein des Prinzips wegen auf diese Weise geschehen. Herr Dr. P. meint nun freilich, die Kammern und die Regierung, die den Entwurf bekanntlich vorgelegt hat, hätten daran sehr Unrecht gethan; und es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten. *) Aber ich möchte doch fragen, ob die Gesetzgeber Frankreichs so sehr in den ersten Elementen der Gesetzgebung zurück sind, ob uns Frankreich überhaupt — ich will nicht sagen an Aufklärung, aber — an Nationalität so unendlich weit nachsteht, daß Das, was dort auf das allerentschiedenste begünstigt wird, bei uns als ein unübersteigliches Hinderniß der nationalen Vereinigung betrachtet werden müßte?

Doch Herr Dr. P. wird das Beispiel eines katholischen Staates schwerlich gelten lassen; ich will daher eiligst zu dem ersten protestantischen Staate Deutschlands, zu Preußen, übergehen. Herr Dr. P. hat auch davon gehört, daß die „my-

*) Eine Opposition in ähnlichem Sinne war die des Grafen Portalis in der Pairs-Kammer, der aber auch, wie alle anderen Opponenten, damit anfing, gegen den Verdacht zu protestiren, als sei er der vollen rechtlichen Gleichheit entgegen. Seine Ansicht wurde von dem Grafen Portalis mit triftigen Gründen und ausgezeichneter Sachkenntniß in einer sehr lesenswerthen Rede widerlegt. — Sehr originell ist die Ansicht des Herrn Dr. P. (S. 144), nach welcher die Bewilligung, die das Gesetz auf's ausdrücklichste den Rabbinen zugesagt, doch, nach konsequenten Grundsätzen, nur auf das Schulwesen verwandt werden müsse. Herr Dr. P. scheint über Gesetzes-Auslegung so seine ganz eigenen Ansichten zu haben. Da er von meinen juristischen Kenntnissen eine zu schlechte Meinung hat, als daß ich es wagen dürfte, ihm eine Berichtigung der Art anzubieten, so möge er sich dieselbe von dem ersten besten Studenten der Rechte, der bei dem Herrn G. F. Thibaut in Heidelberg etwa die ersten 12 Pandekten-Vorlesungen gehört hat, ausbitten.

ſtiſche Parthei“ in dieſem Staate ſich bemüht habe, Verordnungen zu erwirken, um die Juden in das Veraltete zurückzudrängen; er weiß aber nicht, ob jene Parthei ihren Zweck erreicht hat, ob jene Verordnungen wirklich erlaſſen worden. Die Stärke des Herrn Dr. P. im Nicht-Wiſſen iſt wahrhaft bewundernswerth. Jeder, der ſich nur ein wenig um die Angelegenheiten der Juden bekümmert hat, ohne darum auch nur eine Zeile darüber ſchreiben zu wollen, weiß, daß es den Juden in Berlin vor 8 Jahren durch eine Kabinets-Ordre unterſagt worden, irgend eine Veränderung mit der alt herkömmlichen Weiſe ihres Gottesdienſtes vorzunehmen, insbeſondere Gebete, Geſänge und Vorträge in Deutſcher Sprache einzuführen; daß in Folge dieſer Kabinets-Ordre das Gotteshaus, in welchem ein anſehnlicher Theil der Gemeinde ſeit einiger Zeit ſich zu einem ſolchen Gottesdienſte verſammelt hatte, zum ſchmerzlichſten Erſtaunen der Letzteren von Seiten der Obrigkeit geſchloſſen worden; daß über die Vollziehung jenes Befehls auch an anderen Orten in Preußen, wo es Noth that, gewacht worden. Mir iſt z. B. der Fall bekannt, daß eine Weſtphäliſche Gemeinde, die einen geordneten Religions-Unterricht mit einer Art von Konfirmation einführen wollte, auf jene Kabinets-Ordre hingewieſen worden. Nun mißbilligt Herr Dr. P. freilich das Alles; glaubt er aber durch ſeine Mißbilligung Thatſachen aus der Natur der Dinge verbannen zu können? Geſetzt auch, daß ſeine Mißbilligung die Preußiſche Regierung bewege, von ihrer Tendenz abzulaſſen, und fortan Neuerungen zu geſtatten, glaubt er, daß man nun mit einem Male Das, was man gewaltſam aufrecht erhalten, nachdem man doch die Juden längſt als Staatsbürger anerkannt hatte, als ein unüberſteigliches Hinderniß der vollen bürgerlichen Gleichſtellung anſehen werde? Hält er es für gerecht, daß man es thue? Will er die faktiſche, in Beziehung auf Lehrämter ſogar offenbar illegale Ausſchließung der Juden von jeder Anſtellung in Preußen auch damit rechtfertigen, daß die Juden ſich durch das Haften an alten

und rohen Vorurtheilen, von denen ſie die väterliche Liebe aufgeklärter chriſtlicher Staaten ſo gerne befreien möchte, der vollen Gleichſtellung unwürdig machen? Der Grundfehler in den Anſichten des Herrn Dr. P. liegt hier, wie anderswo, darin, daß er ſeine Meinung nicht nur für die einzig vernünftige, — was man höchſtens Dünkel nennen könnte, — ſondern auch für die einzig vorhandene, die entgegengeſetzten aber mit allen daraus hervorgegangenen Thatſachen als gar nicht exiſtirend betrachtet, auch wo es auf die faktiſchen Vorausſetzungen, von denen die Geſetzgebung ausgehen muß, ankommt: ein Gemüths-Zuſtand, dem nicht unähnlich, den der Sprachgebrauch mit dem Ausdruck „fixe Ideen“ bezeichnet.

Ich gehe zu einem anderen Staat über, deſſen Regierung abermals eine katholiſche iſt, zu Baiern. Wenn Hr. Dr. P. nicht auch dort mit den Verhältniſſen, auf die es ankommt, vollkommen unbekannt wäre, ſo hätte er unmöglich die Schamloſigkeit haben können, uns zum Belege für ſeine Behauptungen das unglückliche Behe'ſche Lehrbuch in einem langen Anhange (S. 129 — 143) vorzurücken. Jedermann, der die Geſchichte dieſes traurigen Produkes kennt, weiß, daß daſſelbe auf das Betreiben der Regierung, nach dem Sinn des damaligen Präſidenten der Sektion des Kultus und Unterrichts im Miniſterium des Innern verfertigt worden, und zwar ſo abgefaßt werden mußte, daß es die Billigung der orthodoxeſten Rabbinen im Lande erhalten könne; daß die Regierung ſich ſogar einbildete, auch auf ihre Weiſe etwas für die Aufklärung der Juden zu thun, wenn ſie Alles, was die Juden je geglaubt und geübt hätten, in ein Kompendium faſſen und in das beliebte Frag- und Antwort-Spiel bringen ließe; daß die Regierung dieſes Lehrbuch in den jüdiſchen Schulen durch dringende Empfehlung, und, falls nicht jede einzelne Schule ſofort ein anderes vorzuſchlagen wiſſe, ſogar befehlsweiſe einzuführen verſucht hat; daß ſich aber alsbald nach ſeiner Erſcheinung faſt in allen Bairiſchen Juden-Gemeinden die entſchiedenſten Stimmen gegen die Ver-

worrenheit und den Obſkurantismus jenes Buchs erhoben; daß faſt alle Schulen das Johlſon'ſche Lehrbuch, das Herr Dr. P. am Ende ſeiner Schrift empfiehlt, an deſſen Stelle vorgeſchlagen und eingeführet haben; daß ſomit durch die aufgeklärtere Geſinnung der Juden die Einführung jenes Buchs, die die Regierung beabſichtigte, hintertrieben worden: lauter Fakta, über die es an Ort und Stelle ein leichtes iſt, Erkundigungen einzuziehen. Nun frage ich jeden vernünftigen Menſchen, ob wir die Schuld einer befangenen Minorität, die nur durch die Unterſtützung der Regierung ein Uebergewicht zu erhalten im Stande war, und von der wir, ſobald ihr jene Unterſtützung entzogen wird, auch nicht in der allerentfernteſten Beziehung abhängen, tragen ſollen?*) Kennt Herr Dr. P. in den verſchiedenen Kirchen ſeiner Religion nichts von Dem, was er eine „zelotiſche Parthei" nennt, die allen Neuerungen abhold iſt? Oder iſt ihr Einfluß aller Orten ſo unmerklich geringe? — Nun mißbilligt Herr Dr. P. freilich das Alles: aber glaubt er hier wieder, daß ſeine Mißbilligung eine Regierung berechtige, nicht nur jener Meinung ihre Protektion zu entziehen, — das wird hoffentlich bald aller Orten geſchehen, — ſondern auch mit einem Male die Miene anzunehmen, als hätte ſie alles Mögliche für die Aufklärung der halsſtarrigen Juden gethan, ſo daß ſie dieſe Aufklärung als Bedingung der bürgerlichen Gleichſtellung aufſtellen dürfte? Herr Dr. P. vergißt, daß er es leider nicht iſt, der aller Orten regiert und befiehlt, ſondern, daß es eben jene Regierungen ſind, die ſeine Vorſchläge in's Werk ſetzen ſollen, und die die ausſchließenden Geſetze nicht in ſeinem, ſondern in ihrem ganz entgegengeſetzten Sinn auffaſſen und anwenden.

---

*) In der zahlreichſten Jüdiſchen Gemeinde Baiern's, in Fürth, iſt kürzlich dieſelbe Meinungs-Verſchiedenheit bei Gelegenheit der Aufnahme eines jungen aufgeklärten, allgemein geachteten Mannes zum Rabbiner, hervorgetreten; die Regierung war auch hier ſo weiſe, ſich zuletzt der Majorität anzuſchließen, und er wurde aufgenommen.

Doch alle dieſe Verhältniſſe haben dem Herrn Dr. P. fern gelegen, und er hat ſich nicht darum bekümmert, woran auch nichts gelegen wäre, wenn er ſich es nicht hätte einfallen laſſen, ein Buch darüber zu ſchreiben. Aber in Baden — da weiß er Beſcheid, da kennt er den Stand der Dinge ganz genau. Es findet ſich S. 11 — 12 über Baden folgende Notiz:

„Daß man zum Beiſpiele der Badiſchen Staats-Regie-„rung die Rabbinate wie Religionslehrer-Stellen, und gleich-„ſam als jüdiſch-kirchliche Dekanate vorgeſtellt hat, dies fällt „auf die theologiſchen Rathgeber, welche ſich nicht ſachkundiger „machten, — kann und darf aber nicht dazu dienen, daß der „Judenſchaft im Lande die koſtſpieligen und ſtaatswidrigen „Rabbinate aufgebürdet bleiben.“

Was den Tadel ſelbſt betrifft, ſo möchte er vielleicht von einer Seite nicht ganz unbegründet ſein. Es ſcheint wirklich, als hielten die Regierungen mehrerer Süddeutſchen Staaten das Rabbinenweſen gegen den Wunſch eines großen Theiles der Juden aufrecht; es ſcheint, als erhielten jene moderniſirten, von der Regierung angeſtellten Rabbinen hier und da gerade ſo viel Bildung, als einſt dazu nöthig war, um einen Franziskaner-Mönch zu einem Jeſuiten umzubilden: doch darf ich hier, da ich als Laie urtheile, auch meine Sachkenntniß hier nicht vielſeitig genug iſt, auf meine Anſicht keinen Werth legen. Aber ſoll die Badiſche Regierung eine Einrichtung, der ſie ihre jetzige Geſtalt gegeben, die ſie anerkannt, geordnet und unterſtützt hat, mit einem Male für ſtaatswidrig erklären? Mag ſie von einer einſeitigen theologiſchen Anſicht ausgegangen ſein: ſo toll, daß ſie die Lehrer fremder Geſetze, die den Geſetzen des Staats widerſtreiten, angeſtellt hat, iſt ſie ſicherlich nicht geweſen. Ich wiederhole die Frage, auf die hier Alles ankommt: ſoll die Geſetzgebung Das, was ſie ſelbſt begünſtigt und aufrecht erhalten, nunmehr als ein Hinderniß der bürgerlichen Gleichſtellung geltend machen? ſoll ſie Die, die ihr Ge-

horſam ſchuldig ſind, die Schuld ihrer eignen Sünden tragen laſſen?

Zu dem Allen kommt aber noch die augenſcheinliche Erfahrung, daß die Juden gerade an den Orten, wo ſich die Regierungen nicht im Allermindeſten um ihre Religions-Angelegenheiten bekümmert haben, viel, ſehr viel weiter fortgeſchritten ſind. Es hat ſich zuerſt im Jahre 1817 in Hamburg, *) wo die Regierung dieſen Gegenſtand mit der höchſten Weisheit behandelt hat, — keinerlei Unfrieden duldend, aber die freie Anordnung ihres Gottesdienſtes den Anhängern der verſchiedenen Meinungen überlaſſend, — ein Gottesdienſt mit Deutſchen Geſängen, Gebeten und religiöſen Vorträgen gebildet, der allen jenen Forderungen der Aufklärung nach dem Urtheile Aller, die ihn kennen, vollkommen entſpricht, und zu welchem ſich ein großer Theil der Gemeinde hält. Von Hamburg aus hat ſich dieſe Reform nach Berlin und Leipzig, und hätte ſich von Berlin aus über ganz Preußen und weiter verbreitet, wenn nicht die Preußiſche Regierung durch ihr gewaltſames Einſchreiten jene Verbreitung verhindert hätte. Auch in Frankfurt a. M. beſteht ſeit mehreren Jahren eine ähnliche gottesdienſtliche Anſtalt unter der Leitung trefflicher Lehrer. Herr Dr. P. hat die Herren Salomon, Johlſon und Auerbach als Religions-Lehrer, die im Sinne der Aufklärung wirken, angeführt; es iſt außer ihnen noch eine zehn Mal ſo große Anzahl Anderer zu nennen, die in gleichem Sinne und mit gleicher Tüchtigkeit wirken. Auch Herr Rehfuß in Heidelberg, deſſen Herr Dr. P. lobend erwähnt, iſt gewiß ein wackerer

*) Man muß blind ſein, um ſich einzubilden, daß die Juden durch Aufklärung, durch verbeſſerte Schulen und Gottesdienſt in ihren rechtlichen Verhältniſſen weiter kommen, daß es in der That dieſe Verbeſſerungen ſind, die man ihnen zur Bedingung macht, wenn man ſieht, daß ſie gerade da, wo in dieſer Beziehung, einzig durch ihre eigne Anſtrengung, am Meiſten geſchehen iſt, rechtlich am meiſten zurück ſind.

Mann; aber Jeder, der mehr als eine jüdiſche Gemeinde aus der Erfahrung kennt, weiß es, und ich bin erbötig, es durch Zeugniſſe, Schulſchriften und Belege aller Art zu beweiſen, daß es ſehr wenigen irgend anſehnlichen Gemeinden an Lehrern von mindeſtens gleicher Tüchtigkeit fehlt.

Es iſt mithin alles Das, was Herr Dr. P. über den gewaltigen Einfluß der Rabbinen und über die Abhängigkeit der Juden von denſelben fabelt, von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen. Die Rabbinen haben durch ihren eigenen Einfluß, wo die Regierung nicht ihre Anſichten theilte und gewaltſam geltend machte, einen großen Theil der Juden nicht daran verhindert, einen Gottesdienſt nach Grundſätzen, den ihrigen entgegengeſetzt, zu gründen; ſie haben einen ſehr großen Theil der Gemeinde, und zwar Arme ſo gut wie Reiche, nirgends daran gehindert, ſich nach ihrer religiöſen Ueberzeugung von dem Ceremonial-Geſetze, ganz oder theilweiſe, loszuſagen; Diejenigen, die ihren Lehren anhängen, thun es aus einer durchaus freien und unabhängigen, gewiſſenhaften religiöſen Ueberzeugung. Ich glaube mit Zuverſicht behaupten zu können, — und ich weiß, daß Männer von einer der des Herrn Dr. P. entgegengeſetzten religiöſen Meinung, dieſe Behauptung nicht als ein Lob für uns werden gelten laſſen, — daß die Bekenner keiner chriſtlichen Confeſſion von der Meinung ihrer orthodoxen Geiſtlichen ſo durchaus in jeder Beziehung unabhängig ſind, wie wir von der der Unſrigen; daß ſich die allerunbedingteſte Meinungs-Verſchiedenheit in Religions-Sachen nirgends mit ſo ungebundener Freiheit äußert, wie unter uns, wo Gottlob! keinerlei äußere Gewalt den Lehren und Vorſchriften der Religion zur Seite ſteht; daß jene gehelligte Sprech-Freiheit, die Herr Dr. P. Seite 31 mit vollem Recht als einen weſentlichen Zug des Moſaismus bezeichnet, unter uns im vollſten Maaße Statt findet; daß jede freieſte Entwickelung, jede freieſte Kritik in unſerem inneren religiöſen Leben auch nicht die allermindeſte Beſchränkung findet. Ich bitte den Herrn Dr. P., mir

zu ſagen, ob ich mich in meiner früheren Schrift geſcheut habe, über irgend einen Gegenſtand, der der Religion angehört, ſehr unumwunden meine antirabbiniſche Meinung zu ſagen; ob ich irgendwo irgend einen Glaubenspunkt aus Scheu vor den Rabbinen oder aus irgend einer Menſchenfurcht ſo ſchlau umgangen bin, wie er S. 54 die Lehre von der Auferſtehung umgeht? *)

5. Jene der Abſicht des Herrn Dr. P. durchaus widerſprechende Stellung aber, die die meiſten Regierungen den religiöſen Inſtituten der Juden gegenüber angenommen haben, hat ihren Grund in einer tief wurzelnden Verſchiedenheit der Anſicht darüber, wie weit hergebrachter Glaube und Kultus überhaupt der Kritik und der Aufklärung weichen ſollen, eine Verſchiedenheit, die ganz allein ſchon die praktiſche Möglichkeit der Ausführung der Abſichten des Herrn Dr. P. aufhebt. Ich rede hier nicht von den verächtlichen Menſchen, die ſich der Religion, wie der Aufklärung, offenbar als Vorwands gegen die Juden bedienen, und dieſes deutlich dadurch an den Tag legen, daß ſie ſich entgegengeſetzter Argumente zu gleicher Zeit bedienen; ſondern von der zahlreichen Menge redlicher Männer unter den Chriſten, die das Halten an den alten Vorſchriften für eine religiöſe Nothwendigkeit bei den Juden halten, und es offen ſagen, daß ſie Diejenigen, die dieſem Syſtem anhängen, lieber aufnehmen würden, als Die, die davon abweichen. Ich billige dieſe Anſicht nicht; Herr Dr. P. auch nicht; aber Herr Dr. P. mag mißbilligen, ſo viel, ſo laut und ſo entſchieden er will, ſo wird er ſie dadurch nicht aus der Natur der Dinge verſchwinden machen; ſo wird er es nicht hindern, daß ſie an vielen Orten, bei manchen Regierungen, mehr Einfluß als die

*) Dieſe charakteriſtiſche Stelle lautet folgendermaßen: „und dann — „der nur als (mittelbare? oder unmittelbare?) Gotteswirkung erklärbare Erfolg, daß die grauſamſte Bosheit und Gewalt doch „dieſen Jeſus-Meſſias nicht für immer todt zu machen vermocht „hatte.“ Man ſieht, mit welcher bewunderswürdigen Feinheit es Herr Dr. P. hier ungewiß läßt, ob Chriſtus wirklich auferſtanden, oder nur ſcheintodt geweſen.

ſeinige habe. Will Herr Dr. P. nun, daß auch, wo dieſe Anſicht vorherrſchend iſt, die ausſchließenden Geſetze, der Vorurtheile der Juden wegen, fortdauern ſollen? Soll man auch da, wo man von Aufgeklärten in ſeinem Sinne, getauft oder nicht getauft, gar nichts wiſſen will, den Mangel einer ſolchen Aufklärung zum Ausſchließungs-Grund machen? Daß dieſer Fall keine bloße Hypotheſe iſt, zeigt das Beiſpiel „eines großen Deutſchen Proteſtantiſchen Staats," ſo wie mancher einzelne ſehr bezeichnende Zug. So hat z. B. Herr Tholuck vor einigen Jahren eine Reihe von Stellen aus dem Buche Sohar, Hebräiſch mit Deutſcher Ueberſetzung, herausgegeben, damit die Juden ſich daran erbauen und zum Chriſtenthum vorbereiten ſollen: Stellen, die Herr Dr. P. unſtreitig zu dem tollſten Zeuge zählt, das je im Kopfe eines Rabbinen geſpuckt hat. Was ſoll nun, wenn die religiöſe Erziehung der Juden, wie es Herr Dr. P. will, in die Hände der Regierung gekommen, aus den Juden in den Ländern werden, wo die Meinung des Herrn Tholuck mehr Einfluß hat, wie die des Herrn Dr. P.? Es wäre des praktiſchen Erfolgs wegen vielleicht zu wünſchen, daß ſich die verſchiedenen Geſetzgebungen Deutſchlands wirklich einmal damit beſchäftigten, feſtzuſtellen, was denn die Juden, um vollkommene Bürger zu ſein, glauben, und was ſie nicht glauben ſollen: es würde eine ſo bunte Mannichfaltigkeit der Syſteme, eine ſo unbeſchreibliche Verwirrung herauskommen, daß man bald einſehen würde, man müſſe allerdings die Frage, was die Juden glauben, wie es alle verſtändige Geſetzgebungen, und zuletzt auch nach vielem leeren Hin- und Her-Reden die Würtembergiſche, gethan haben, ganz bei Seite laſſen, mindeſtens ſo lange, bis man ſelbſt zu einer größeren Gewißheit und Einheit der Ueberzeugungen in Glaubensſachen gelangt iſt.

6. Denn es beruhet jenes ganze Treiben überhaupt auf einer unverzeihlichen Ungerechtigkeit, gegen die ſich jedes menſchliche Gefühl auflehnen muß. Habt Ihr denn, könnten wir

unſere Gegner, denen unſere Aufklärung ſo ſehr am Herzen liegt, fragen, oder hat Eure Kirche ſchon ihren Glauben der Kritik des Verſtandes unterworfen, und ſich von ihr vorſchreiben laſſen, was ſie nicht glauben und nicht üben dürfe? Seid Ihr geſonnen, Euch der Feuerprobe der richtenden Vernunft in allen Stücken zu unterwerfen? Es kann Euch nicht entgangen ſein, daß die Religions-Kritik nicht allein an unſerem — nennt ihn Glauben oder Aberglauben, gleichviel — ſondern auch an Eurem ihre Schärfe und ihren Spott geübt hat. Die heiligſten Myſterien Eurer Religion, ſo wie ihre heiligſten Handlungen, die Zeugung Eures Erlöſers ſo wie der Genuß des Abendmals im Sinne der meiſten Eurer Konfeſſionen vermögen jene Kritik nicht auszuhalten, und doch haltet Ihr ſie heilig, und ſeid nicht geſonnen, ſie darum aufzugeben. Wollt Ihr uns allein jenen Richterſprüchen der Kritik unbedingt unterwerfen? Fühlt Ihr nicht, wie thöricht es iſt, in den eignen Ueberzeugungen befangen, auch nicht die Möglichkeit einer Kritik zu ahnen, und ſie ſo freigebig an den Ueberzeugungen Anderer zu verſchwenden?*) Ihr, die Ihr die Myſterien des eigenen Glaubens hoch und heilig haltet, bedenkt, daß Ihr eine Art der Beurtheilung kaum auf dem Wege freier Unterſuchung dulden würdet, die man uns nicht nur auf dieſem Wege, auf welchem wir gerne Jedem begegnen, ſondern durch den ſchonungsloſeſten Spott und als Bedingung der Zulaſſung zum vollen Bürgerrecht, alſo durch äußere Gewalt, aufdringen will. Ihr aber, die Ihr nicht mehr an jene Myſterien haltet, die Ihr das Chriſtenthum nach Eurer gewiſſenhaften Ueberzeugung in einem anderen Sinne auffaſſet, begehet nicht das ſeltſame Unrecht, Euer verflüchtigtes

*) Am ergötzlichſten iſt in dieſer Beziehung die Naivetät des Abbee Chiarini in dem oben angeführten Buch. Er rechnet unter einer Reihe von Nummern den verſchiedenen Aberglauben und die verſchiedenen Albernheiten des Talmuds und der Juden her: unter einer dieſer Nummern kommt denn auch vor, daß ſie nicht an die Erzeugung Chriſti durch den heiligen Geiſt, an die unbefleckte Empfangniß Maria's u. ſ. w. glauben.

Chriſtenthum, das fürwahr nicht das des Staates, nicht dasjenige iſt, das von den Kanzeln und Lehrſtühlen gelehrt wird, den allerkraſſeſten Formen des Judenthums, denen doch von uns keinerlei äußere Gewalt und Autorität zuerkannt wird, gegenüber zu ſtellen. Giebt es denn unter Euch in Euren verſchiedenen Konfeſſionen Nichts, was, wenn wirklich Dogmen noch im Stande wären, die Gemüther zu trennen, Euch auseinander halten würde? Hat etwa der Katholicismus als ſolcher der Lehre von ſeinem ausſchließenden Anſpruch auf Seligkeit, von der ewigen Verdammniß aller außer dem Schooße der Kirche Verſtorbenen ausdrücklich entſagt? Hat man eine ſolche Entſagung irgend für nöthig gehalten, als man den Katholiken in Proteſtantiſchen Staaten die volle bürgerliche Gleichheit geſtattete? Welche Sonderung iſt aber ſchroffer, als dieſe? Welche Ausſchließung muß, ſo lange ſie in den Gemüthern Macht hat, die Menſchen feindlicher einander gegenüberſtellen? Welche Glaubens-Trennung kann noch Macht haben, wenn dieſe ihre Macht verloren? Es ſteht uns kein Urtheil darüber zu, in wie fern die verſchiedenen orthodoxen Proteſtantiſchen Lehren von einer ſolchen Ausſchließung, anderen chriſtlichen Konfeſſionen gegenüber, frei ſind; daß die Lehren Luther's und Kalvin's ſelbſt — der Holzſtoß des Servetus mag für den letzteren zeugen! — es nicht ſind, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Herr Dr. P, wird hier vielleicht ſagen: „was gehen „uns die Lehren Luther's und Kalvin's an? wir haben „von ihnen nichts gelernt, als das Proteſtiren, und ihre Lehren „haben wir nicht zu vertreten.“ Gut; aber was gehen uns denn die Lehren des Talmuds und der Rabbinen an? Nennen wir uns etwa nach ihnen? Oder haben Herr Dr. P. und die mit ihm gleich Denkenden ſeiner Kirche etwa den Lehren Luther's öffentlich und feierlich entſagt, wie wir jenen Lehren entſagen ſollen?

Ihr Alle aber, die Ihr nun einmal kein anderes Judenthum kennen wollet, als das, was Euch Eiſenmenger kennen

gelehrt hat, übt doch wenigſtens nicht die ſchreiende Ungerechtigkeit, dieſem Judenthum in ſeiner ſtarren Abgeſchloſſenheit das fröhlich bewegliche Leben des Augenblicks mit allen ſeinen Blüten der Bildung und der Freiheit, mit all ſeinem Lichte des Wiſſens und der Menſchlichkeit, entgegenzuſtellen. Bedenkt, unter welchen Verhältniſſen, unter welchen Gegenſätzen es jene Geſtalt angenommen, die dem von einem tödtlichen Feinde gezeichneten Zerrbilde zu Grunde liegt. Ihr ſchmähet die Lehre von einem auserwählten Volke, das Gott ſeiner beſonderen Liebe würdige, nicht allein um es irdiſch glücklich zu machen, — durch zweitauſendjährige Leiden verfolgt man kein irdiſches Glück, — ſondern, weil er es zur Verbreitung ſeiner Lehre einſt auserſehen. Ihr möget Recht haben: könnt Ihr aber die Lehre von den auserwählten Seelen, von der ausſchließenden Gnade Gottes, die die Seligkeit nach Willkür dem Einen gewährt, dem Anderen verſagt, auch aus der Geſchichte verbannen? Ihr verdammt ein Syſtem, das den Menſchen durch eine einſeitige Vorſtellung von der Gottheit iſolirt, und ihn entwöhnt, alle Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens mit gleicher Liebe zu umfaſſen; wir verdammen es mit Euch; aber könnt Ihr alle die Ströme menſchlichen Blutes, alle die Scheiterhaufen, könnt Ihr die beraubten und erwürgten, die durch Sklaven-Arbeit langſam zu Tode gemarterten Geſchlechter Süd-Amerika's aus der Geſchichte ſtreichen, die davon zeugen, daß die Lehre, der Ungläubige habe kein Recht auf Leben, Freiheit und Eigenthum, als eine chriſtliche gelehrt worden? Ihr zündet die Fackeln hiſtoriſcher Unterſuchung an, um herauszubringen, ob einmal in finſteren Zeiten ein finſterer Rabbi gelehrt, daß man dem anders Glaubenden weniger Treue und Glauben ſchuldig ſei, als dem Glaubensverwandten: ſeht Ihr den Scheiterhaufen nicht durch die Nacht der Geſchichte leuchten, der es mit Flammenzügen niedergeſchrieben, „daß dem Ketzer nicht Wort zu halten“? Seht Ihr den kaiſerlichen Schutzbrief nicht zerriſſen da liegen, das Wort und die Ehre des

ersten Herren in der Christenheit in den Staub getreten, „weil dem Ketzer nicht Wort zu halten“? Ich bitte Euch, brechet die Rechnung ab mit der Vergangenheit; öffnet die Gräber nicht, lasset die Todten ruhen: sie würden fürchterlich gegen Euch zeugen!

Wenden wir den Blick ab von diesen traurigen Bildern! Wir haben den Streit nicht auf dieses Gebiet hinübergeführt, und wir hoffen, daß man uns nicht wieder nöthigen wird, es zu betreten. Wenden wir den Blick einem schöneren Schauspiel zu! Da, wo die Gränzmarken der neuen Geschichte stehen, da bricht die Morgenröthe einer neuen Civilisation, eines neuen Lebens an. Das wiederbelebte Alterthum ist, richtend und versöhnend, wie ein verklärter Geist, zwischen die kämpfende, zerrissene Menschheit getreten; die Offenbarung einer neuen Welt hat den Gesichtskreis der Menschheit erweitert, und der verfolgten Freiheit einen Zufluchtsort gewährt; ein muthiger Deutscher hat gegen die Knechtschaft der Gemüther protestirt, und der Freiheit der Geister die Bahn gebrochen; ein neu entdecktes Weltsystem hat dem Wissen einen neuen Schwung gegeben. Dem neuen Leben, das unser Jahrhundert und das vorige aus diesen Keimen aufblühen sah, gehören auch wir mit allen Wurzeln und Kräften unseres Daseins an. Wollt Ihr dieses anderthalb Jahrtausende nach christlicher Zeitrechnung im Schooß der Europäischen Menschheit aufgeblühte Leben ein christliches nennen, so ist es gewiß ein kindliches frommes Gefühl, das Euch bestimmt, alles Gute für Eure Religion in Anspruch zu nehmen; aber mißbraucht jene Bezeichnung nicht, um eine ungerechte Ausschließung damit zu begründen; dem Reich der neuen Civilisation gehören wir ganz so an, wie Ihr. Spinoza und Mendelssohn *) gehören dem Judenthume

---

*) Einer der ersten Deutschen Historiker hat von Mendelssohn gesagt, daß er den Juden nie verläugnen konnte; er hätte hinzusetzen sollen, daß er ihn auch nie verläugnen wollte.

in demſelben Sinne, wie Eure größeſten und großen Männer dem Chriſtenthume, an. Freilich haben jene den beſten Theil ihrer Bildung nicht aus dem Talmud, aber dieſe haben die ihrige eben ſo wenig aus den Kirchenvätern und den Berathungen der Koncilien geſchöpft. — Wollt Ihr Euch aber wahrhaft überzeugen, wie viele Humanität jetzt unter uns zu finden iſt, ſo laßt vor Allem ab von der kindiſchen Weiſe, die Beſſeren und Gebildeteren unter Euch den Schlechteren und Roheren unter uns gegenüber zu ſtellen; laßt ab von der läppiſchen Ausflucht, die ſo ſehr gewöhnlich iſt, Diejenigen unter uns, die Euch Achtung abgezwungen haben, gleichſam zu den Eurigen zu zählen. Es iſt wahr, Ihr ſeid weniger dabei betheiligt, als wir, daß Abneigung und Vorurtheil ein Ende nehmen: denn Ihr ſeid die Stärkeren; aber, wenn Ihr auf Menſchlichkeit Anſpruch macht, ſo iſt es auch Eure Pflicht, Etwas dazu beizutragen, und Alles, was wir in Anſpruch nehmen, iſt Gerechtigkeit und Unbefangenheit des Urtheils. Ihr meint, daß die Roheren unter uns nicht liebreich gegen Euch geſinnt ſein. Keiner, der die Maſſe der Juden unbefangen beobachtet, wird ein anderes Gefühl der Abneigung bei ihnen finden, als jene Scheu, die die natürliche Folge der Unterdrückung und des ſteten Bewußtſeins iſt, ſich einer übelwollenden unendlich überlegenen Mehrheit gegenüber zu befinden. Aber ich frage Euch: iſt denn Euer Pöbel ſo liebreich gegen uns geſinnt? Oder iſt es etwa nur Euer Pöbel, der uns gehäſſig begegnet? Meint Ihr Das, o dann leſt, ich bitte Euch, leſt dieſen Paulus, und ſehet, wie jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Ausdruck, von Haß und Bosheit geſchwängert iſt; leſt ihn mit ſeinen „Nationalen“, ſeiner „Judenſchaft“, ſeinen „unſeren Leuten“, ſeinem „den Egyptern abgenommenen Gold und Siber“; leſt auch die Produkte ſeiner Geiſtes-Verwandten, und dann fragt Euch, ob da Liebe zu ärndten, wo Haß, Eintracht, wo Zwietracht geſäet worden? Wollet Ihr aber wirklich, daß wir in voller, wahrhaft menſchlicher Vereinigung mit Euch leben, und

iſt es nicht der teufliſchſte Hohn, den der Starke je mit dem Schwachen getrieben, daß Ihr von uns verlangt, daß wir eine Vereinigung in's Werk ſetzen ſollen, die Ihr allein verwirklichen könnt und nicht verwirklichen wollt, ſo legt Ihr mindeſtens das Gehäſſige ab, das uns ſchon die gewohnte Ausdrucks-Weiſe Vieler unter Euch entgegen ſtellt. Nennt Ihr nicht jüdiſch mehr das traurige Erzeugniß der Schmach und der Unterdrückung, die Euer ruhmloſer Uebermuth uns aufgebürdet: nennen wir denn chriſtlich das Reich der Hexen-Prozeſſe, der Scheiterhaufen und aller jener Gräuel, denen unſere Vorfahren oft genug im Namen des Chriſtenthums preisgegeben worden? Soll der Unterdrückte dem Unterdrücker Alles verzeihen, ſo rücke dieſer jenem doch nicht immer und ewig die häßlichen Spuren der Feſſeln, mit denen er ihn gebunden, die unter der Laſt, die er ihm aufgebürdet, niedergebeugte Stellung vor. Vor Allem aber bindet durch Geſetze, die keinen Sinn mehr haben, der großen Anzahl Derer unter uns nicht die Hände, die Euch gleich ſind in Allem, nur in ihren Rechten nicht; die ſich Euch gleich fühlen an Kraft, an Muth und an Freiheitsſinn; die Ihr ſelbſt Euch gleich erkennet in allen menſchlichen freien Verhältniſſen; die nichts von Euch trennt, als die ſchroffe Scheidewand der bürgerlichen Einrichtungen; verhindert Euch ſelbſt nicht, ihnen die Stellung unter Euch anzuweiſen, deren Ihr ſie würdig erachtet, ganz ſo würdig, vielleicht würdiger, als wären ſie zu Eurer Kirche übergetreten. Nicht die Reichen unter uns, wie man Euch durch eine elende Verdrehung glauben machen will, ſind es, — denn von allen Intereſſen iſt das des Reichthums das einzige, das durch die beſtehenden Geſetze nicht verletzt wird und bei der bürgerlichen Erhebung nicht betheiligt iſt, — ſondern es iſt Alles, was an Thätigkeit, Fähigkeit, Muth und Kraft unter uns iſt, das nach Freiheit ringt, und in dieſem Ringen ſiegen muß oder zu Grunde gehen. Darum verargt es uns nicht, wenn wir mit Ernſt und Entſchiedenheit, und nicht in dem Tone von Bettlern fordern; bedenkt, daß es

ein geiſtiges Gut mehr iſt, als ein irdiſches, um das wir kämpfen; bedenkt, daß wir mit dem Bewußtſeyn fordern, daß wir das erſehnte Gut der bürgerlichen Freiheit leicht gewinnen könnten, wenn wir die Freiheit der Ueberzeugung dafür hingeben wollten; daß wir uns Euch gleich ſtellen könnten durch eine Handlung, die, Andere mögen noch ſo verſchieden darüber denken, uns nach unſerer Geſinnung für uns als eine unwürdige erſcheinen muß.

Ihr werdet Euch nicht irre machen laſſen durch den auf einem Wortſpiele beruhenden Gemeinplatz, daß Der kein Recht geltend machen könne, der das geltende hiſtoriſche Recht gegen ſich habe; daß er höchſtens auf Milde, auf Gnade Anſpruch habe. Es iſt nicht ſo gar lange her, daß die abſolute Gewalt, die Leibeigenſchaft und ſehr viele Vorrechte des Standes und der Geburt, von denen ſich die Völker jetzt befreiet haben, vieler Orten noch geltendes Recht waren, und es hat fürwahr nicht an Sophiſten gefehlt, die ſie vertheidigten. War es etwa nur Gnade, oder war es nichts als die blinde Gewalt der Unterdrückten, das Recht des Stärkeren, nicht ein ewiges unverjährbares Recht der Freiheit, das jenes geltende Unrecht vom Throne geſtürzt?

Am allerwenigſten aber wird in Deutſchen Gemüthern die kümmerliche Unterſcheidung zwiſchen Menſchen- und Bürger-Rechten Eingang finden, die von dem Axiom ausgeht, „daß der Menſch ſein Recht erhalte, wenn er, ſo fern er Andere nicht beſchädigt, nicht beſchädigt wird.“ *) O über die würdige Anſicht von der menſchlichen Natur, die das Recht des Menſchen auf eine Behandlung beſchränkt, ungefähr, wie man ſie einem nützlichen Hausthiere widerfahren läßt. Die Anerkennung des Menſchen im Staate als Menſch iſt ſeine Anerkennung als Bürger; der Anſpruch des Menſchen an den Staat, dem er angehört, iſt ſein Anſpruch auf Bürger-

*) Dr. Paulus, S. 7.

recht. Dem Staate aber gehört Der an, der in ihm geboren ist, nicht ihn aus freier Wahl zu seinem Aufenthalte erkoren hat, der seinen Gesetzen gehorchen muß, seine Pflichten gegen ihn erfüllen muß, ihn mit seinem Blute vertheidigen muß, der so wenig in der geistigen Welt des Rechts als ein Fremder betrachtet werden, als er in der Welt des Raumes einen doppelten Raum einnehmen kann. Wer unter diesen Voraussetzungen das Recht des Bürgers nicht erhält, dem wird das Recht des Menschen entzogen. „Der Mensch soll sein „Recht erhalten, wenn er, so fern er Andere nicht beschädigt, „nicht beschädigt wird!“ Ein Herz, dem nur ein Pulsschlag je für Freiheit und Menschenwürde geschlagen, hätte eher zu schlagen aufgehört, ehe es einem solchen Gedanken Raum gegeben. Eine Hand, die nur einmal mit wahrem Eifer für Recht und für Ehre die Feder geführet, hätte eher die Feder für immer weggeworfen, ehe sie so etwas niedergeschrieben. — O über Euch Thoren, die Ihr es dem Menschenrechte entgegen hieltet, daß Einer für Alle Gesetze mache, daß die Geburt allein statt des Verdienstes Anspruch auf höhere Ehre und Auszeichnung im Staate gebe; die Ihr jede Zurücksetzung der Geburt wie des Glaubens wegen für dem Menschenrechte widerstreitend ansahet; die Ihr die vollste Gleichheit aller Staats-Angehörigen vor dem Gesetze als ein Erforderniß des Menschenrechts betrachtetet! Auf welchen Abweg seid Ihr gerathen! Kommet und höret, Ihr Geister Washington's, Franklin's und Thomas Payne's! Kommet Ihr unsterblichen Weisen alle jenes Kongresses, die Ihr zuerst der aufhorchenden Menschheit die himmlische Botschaft von den Rechten des Menschen verkündet habt! Kommet und lernet auch Ihr, Geister Mirabeau's, Bailli's und Condorcet's! Kommet Ihr Weisen Alle der konstituirenden Versammlung, die Ihr die Erklärung der Menschenrechte mit ehernem Griffel an die Spitze Eurer Gesetzgebung geschrieben! Ihr, die Ihr Alle ohne Ausnahme dieselben Rechte auch für die

Juden unter Euren Mitbürgern als Menſchenrechte in Anſpruch nahmet! laſſet Euch belehren, daß es „nichts als eine ſonderbare Begriffs-Verwirrung, eine rabbiniſche, „unwiſſenſchaftlich verworrene Ungewohnheit, geordnet zu den„ken oder eine unbeſchreiblich kecke Anmaßlichkeit“ war, die Euch verleitete, ſo mancherlei Rechte für Eure Mitmenſchen als Menſchenrechte in Anſpruch zu nehmen. Hättet Ihr Euch bei Herrn Dr. P. Raths erholen können, Ihr wäret belehret worden „daß der Menſch ſein Recht erhält, wenn er, ſo fern „er Andere nicht beſchädigt, nicht beſchädigt wird;“ und Ihr hättet Euch gar viele Mühe und viele Kämpfe erſparen können!

Daß wir aber die Freiheit anders auffaſſen, daß wir nach der Erlangung einer höheren Freiheit auf einem anderen Wege, als der iſt, den man uns zeigt, mit allen Kräften ringen und ſtreben, und bis zum letzten Lebenshauch zu ringen und zu ſtreben entſchloſſen ſind, Das iſt es, glauben wir, was uns würdig macht, Deutſche zu ſein und zu heißen. Die kräftigen Klänge Deutſcher Sprache, die Geſänge Deutſcher Dichter haben in unſerer Bruſt das heilige Feuer der Freiheit entzündet und genährt; der Hauch der Freiheit, der über die Deutſchen Gauen zog, hat unſere ſchlummernden Freiheits-Hoffnungen geweckt, und manche frohe Ausſicht iſt ihnen ſchon ſeitdem geworden. Wir wollen dem Deutſchen Vaterlande angehören; wir werden ihm aller Orten angehören. Es kann und darf und mag von uns Alles fordern, was es von ſeinen Bürgern zu fordern berechtigt iſt; willig werden wir ihm Alles opfern — nur Glauben und Treue, Wahrheit und Ehre nicht; denn Deutſchlands Helden und Deutſchlands Weiſe haben uns nicht gelehrt, daß man durch ſolche Opfer ein Deutſcher wird!

Anhang.

Im Jahre 1800 berief Napoleon eine zahlreiche, zum Theil aus Rabbinen bestehende Versammlung von Deputirten der Juden des Kaiserreichs zusammen, und legte ihnen eine Reihe von Fragen vor, die dahin zielten, Erklärungen über ihr Verhältniß zum Staat, zu seinen Bürgern und zu seinen Gesetzen von ihnen zu erhalten. Die bedeutendsten unter den Fragen und Antworten, welche letzteren später durch eine Versammlung von Schriftgelehrten (Sanhedrin) bestätigt und in Beschlüsse verwandelt worden, die für die Juden die Kraft religiöser Gebote haben, sind folgende. Sie finden sich Deutsch abgedruckt in den Gesammelten Aktenstücken und öffentlichen Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich, herausgegeben von Alexander Bran, erster Band, Hamburg, bei A. Bran, 1807. S. 148 — 160. 168 — 183.

Dritte Frage.

Können sich eine Jüdin mit einem Christen und eine Christin mit einem Juden verheirathen?

oder will das Geſetz, daß die Juden nur unter einander heirathen?

Antwort.

Das Geſetz ſagt nicht, daß eine Jüdin ſich nicht mit einem Chriſten, noch eine Chriſtin mit einem Juden verheirathen dürfe; es ſagt auch nicht, daß die Juden nur unter ſich heirathen müßten.

Das Geſetz verbietet namentlich nur die Heirathen mit den ſieben cananitiſchen Völkern, mit Amon, Moab und den Aegyptern.

Das Verbot in Anſehung der ſieben Völker iſt unbedingt; das mit Amon und Moab beſchränkt ſich nach mehreren Talmudiſten auf die Männer dieſer beiden Nationen und nicht auf die Frauen, man glaubt ſogar, daß dieſe die jüdiſche Religion angenommen haben mußten; was die Aegyptier anbelangt, ſo erſtreckt ſich das Verbot bis auf die dritte Generation.

Das Verbot iſt nur auf abgötteriſche Völker anwendbar; der Talmud erklärt förmlich, daß die neuern Völker nicht als ſolche zu betrachten ſind, denn wie wir, beten ſie den Gott des Himmels und der Erde an.

Auch haben in verſchiedenen Epochen Heirathen zwiſchen Juden und Chriſten in Frankreich, Spanien und Deutſchland ſtatt gehabt. Sie wurden nacheinander geduldet und verboten, von den Fürſten, in deren Ländern die Juden gelebt haben: aber man kann nicht verhehlen, daß die Meinung der Rabbinen gegen ſolche Verbindungen iſt. Denn wenn gleich das Moſaiſche Geſetz es den Juden nicht unterſagt hat, mit Bekennern

fremden Glaubens ſich zu verheirathen, ſo hat doch, da nach dem Talmud zur Eingehung der Ehe religiöſe Ceremonien — Kiduſchin genannt — erforderlich ſind, nach der Lehre der Rabbinen, jede Ehe nur in ſo fern kirchliche Gültigkeit, als jene Gebräuche beobachtet worden. Dieſes aber könnte nicht ſtatt finden wenn ein oder der andere Theil die Heiligkeit dieſer Handlungen nicht anerkennte, und in ſolchem Falle würden die Ehegatten ſich trennen dürfen ohne einer förmlichen Eheſcheidung zu bedürfen; ihre Heirath wäre bürgerlich gültig, aber ohne Kraft nach den Geſetzen der Kirche.

Dieſes iſt im allgemeinen die Meinung der Rabbinen in der Verſammlung, welche ſo wenig geneigt ſein würden, die Ehe einer Chriſtin mit einem Juden, oder einer Jüdin mit einem Chriſten einzuſegnen, als die katholiſchen Prieſter zu ſolchen Verbindungen mitwirken möchten.

Indeſſen ſind die Rabbinen darin einverſtanden, daß der Jude, welcher eine Chriſtin heirathet, deshalb nicht minder in den Augen ſeiner Glaubensgenoſſen Jude bleibt, als wenn er eine blos bürgerliche Ehe mit einer Jüdin geſchloſſen hätte.

Eben ſo erklärt das Sanhedrin ſpäter, daß die Ehen zwiſchen Iſraeliten und Chriſten, welche den Geſetzen des Civil-Coder gemäß vollzogen ſind, bürgerlich verpflichtend und gültig ſind, obwohl ſie nicht fähig ſind, mit den religiöſen Formen bekleidet zu werden. *)

*) M. ſ. das Protokoll über die Sitzungen des großen Sanhedrins in Paris, im Anhang zu dem angeführten Buch, S. 58.

Vierte Frage.

Werden die Franzoſen von den Juden für Fremde oder für ihre Brüder gehalten?

Antwort.

In den Augen der Juden ſind die Franzoſen ihre Brüder, keineswegs aber Fremde.

Dieſer Geſichtspunkt, aus welchem wir die Franzoſen betrachten, iſt dem Geiſte der Moſaiſchen Geſetze durchaus gemäß.

Schon zu der Zeit, da die Iſraeliten ein ſelbſtſtändiges Volk ausmachten, ſchrieb ihnen die Religion vor, die Fremden als Brüder anzuſehen, und mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt empfiehlt ihr Geſetzgeber Liebe für die Fremden: „Gedenket," ſagt er ihnen, „daß auch ihr in Aegypten „fremd geweſen."

Moſes empfiehlt Achtung und Wohlwollen gegen Fremde, nicht ſowohl als eine Ermahnung zur Beobachtung geſelliger Moral, denn als eine von Gott ſelbſt auferlegte Pflicht. „So ihr die Saat von euren Feldern ärntet," lauten ſeine Worte, „kehret nicht zurück die Halme zu ſuchen, welche vergeſſen ſein möchten, laſſet ſie für den Armen, den Fremdling und die Wittwe; ihr ſollet den Fremden nicht mißhandeln, ihm kein Unrecht zufügen; liebet ihn, gebet ihm Speiſe und Kleidung in ſeiner Noth; Ich bin der Ewige euer Gott, der Ewige liebet den Fremdling." *)

*) Buch Moſis V. 22. III. 29. II. 22. 23.

Zu dem Wohlwollen gegen Fremde fügt Moſes noch die allgemeine Menſchenliebe: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelber.“ In gleichen Ausdrücken ſpricht auch David: „Der Herr unſer Gott iſt voller Güte, über alle ſeine Geſchöpfe erſtrecket ſich ſeine Barmherzigkeit;“ auch der Talmud bekennet dieſe Lehre.

Die ſo die Noachiden beobachten, wie auch ſonſt ihre Meinungen ſein mögen, ſagt ein Talmudiſt, ſollen wir lieben wie unſere Brüder, wir müſſen ihre Kranken beſuchen, ihre Todten begraben, ihre Armen unterſtützen wie die Iſraelitiſchen; es giebt endlich keine Pflicht der Menſchlichkeit, der ſich ein ächter Iſraelit gegen den Beobachter der Noachiden entziehen dürfte; und worin beſtehen dieſe Gebote? Die Abgötterei meiden, Gott nicht läſtern, nicht ehebrechen, ſeinen Nächſten nicht tödten noch verwunden, weder ſtehlen noch betrügen, nur das Fleiſch von geſchlachteten Thieren eſſen, endlich Gerechtigkeit üben. So machen es uns denn alle unſere Grundſätze zur Pflicht, die Franzoſen als unſere Brüder zu lieben. Ein Heide hatte den Rabbi Hillel über die jüdiſche Religion befragt, und verlangte in wenigen Worten zu wiſſen, worin ſie beſtände. Hillel erwiederte: „Thue nicht deinem Nächſten was du nicht willſt daß dir geſchehe.“ „Dieſes iſt,“ ſagte er, „die Religion, alles Uebrige folgt aus dieſem Satze.“ — Eine auf ſolchen Gründen beruhende Religion, die den Fremden zu lieben und die Pflichten geſelliger Tugend zu erfüllen gebietet, verlangt aus noch weit ſtärkeren Gründen brüderliche Geſinnungen ihrer Bekenner gegen Mitbürger.

Und wie könnten sie sie unter einem andern Gesichtspunkt betrachten, da sie denselben Boden bewohnen, von derselben Obrigkeit, durch dieselben Gesetze, beherrscht und geschützt werden, dieselben Rechte genießen und gleiche Pflichten haben. Auch giebt es zwischen dem Juden und dem Christen noch ein Band, durch welches die religiöse Trennung ganz und gar gehoben wird; dieses ist die Erkenntlichkeit, welche schon die gewöhnliche Toleranz hervorgebracht, die Wohlthaten der Regierung in den letzten achtzehn Jahren aber zu einem Grad von Energie erhoben haben, durch den unser Schicksal mit dem allgemeinen Verhängnisse Frankreichs unzertrennlich verbunden ist.

Allerdings ist Frankreich unser Vaterland, die Franzosen dürfen wir als Brüder ansehen, und da dieser rühmliche Name uns ehrt, bürgt er uns zugleich dafür, daß wir nie aufhören werden seiner würdig zu sein.

Fünfte Frage.

Wie haben sie sich in jedem dieser Fälle nach der Vorschrift des Gesetzes gegen die Franzosen, welche nicht ihres Glaubens sind, zu verhalten?

Antwort.

Diese Verhältnisse sind durchgängig gleich denen eines Juden zum andern; wir gestatten keine andere Verschiedenheit als die, so in der verschiedenen Weise der Gottesverehrung bestehet.

In der Erörterung der vorigen Frage ist gezeigt worden welches die Grundsätze sind, die das Gesetz Mosis, der Talmud

und das Herkommen uns über das Betragen gegen fremde Glaubensverwandte aufstellen; da nun die Juden jetzt keine Nation bilden; da sie vielmehr in Frankreich den Vortheil genießen, der großen Nation einverleibt zu sein — welches sie als eine bürgerliche Erlösung betrachten — so ist es durchaus unmöglich, daß das Verfahren des Juden gegen Franzosen nach der verschiedenen Religion verschieden sei.

Sechste Frage.

Wird Frankreich von den dort gebornen und rechtlich als Französische Bürger angesehenen Juden als ihr Vaterland betrachtet; sind sie zur Vertheidigung des Landes verbunden?

Antwort.

Menschen, die ein Vaterland erwählt haben, die seit mehreren Jahrhunderten darin leben; und selbst unter der Herrschaft ihre bürgerliche Existenz beschränkender Gesetze, solche Zuneigung für dieses Land fühlten, daß sie lieber auf den Genuß gewöhnlicher Rechte Verzicht leisten, als daraus weichen wollten — diese können sich in Frankreich wohl nur als Franzosen betrachten, und die Verbindlichkeit, das Vaterland zu vertheidigen, ist ihnen eine so ehrenvolle als kostbare Pflicht.

Jeremias, Cap. 29, empfiehlt den Juden, Babylon als ihr Vaterland anzusehen, wenn sie gleich nur siebenzig Jahre dort bleiben sollten, er ermahnet sie, die Felder urbar zu machen, Häuser zu bauen, Früchte zu säen; und so vielen Eingang fand diese Lehre, daß nach Esdras Erzählung (Cap. 2.),

als Cyrus ihnen erlaubte nach Jerusalem zurück zu kehren, um den zweiten Tempel aufzurichten, nur 42,360 aus Babylon zogen, und in dieser Zahl nur Leute aus der dürftigen Classe waren, da alle Reichen zu Babylon verblieben.

Die Vaterlandsliebe ist unter den Juden ein so natürliches, lebendiges und ihrem religiösen Glauben so angemessenes Gefühl, daß ein französischer Jude sich in England, selbst in den Verhältnissen mit andern Juden, als fremd betrachtet, und ein gleiches würde bei englischen Juden in Frankreich eintreten.

So weit bestimmt sie dieses Gefühl, daß man in den letzten Kriegen öfter französische Juden gegen Juden aus feindlichen Ländern mit Erbitterung hat fechten gesehen.

Mehrere haben sich mit rühmlichen Narben bedeckt, und andere haben auf dem Felde der Ehre das Lob der Tapferkeit erhalten.

Achte Frage.

Welche Gerichtsbarkeit in Polizei-Sachen stehet den Rabbinen unter den Juden zu; und welche Polizei-Gewalt in Rechtsstreitigkeiten?

Antwort.

Den Rabbinen stehet gar keine Gerichtsbarkeit in Polizei-Sachen unter den Juden zu.

Die Qualification von Rabbinen findet sich nirgends in dem mosaischen Gesetz; auch fand sie zur Zeit des ersten Tempels nicht Statt, und nur erst gegen das Ende des zweiten

geſchiehet ihrer Erwähnung; in jenen Zeiten wurden die Juden durch die Sanhederin oder Tribunäle regiert.

Es gab ein hohes Tribunal, genannt die groſſen Sanhederin, welches zu Jeruſalem ſeinen Sitz hatte und aus ein und ſiebenzig Richtern beſtand. Es gab Nieder-Gerichte, aus drei Richtern, für Civil- und Polizei-Sachen, und ein anderes von drei und zwanzig Richtern, für wichtigere Angelegenheiten, welches ſeinen Sitz in dem Hauptort jeder Provinz hatte und dem man den Namen kleine Sanhederin beilegte. Nur erſt in der Miſhna und in dem Talmud findet man zum Erſtenmal die Benennung Rabbi, als Bezeichnung eines Schriftgelehrten; und es war gewöhnlich die öffentliche Stimme, die jemandem nach dem Ruf ſeiner Gelehrſamkeit den Titel Rabbi gab.

Nachdem die Iſraeliten gänzlich zerſtreut worden waren bildeten ſie kleine Gemeinden an den Orten, wo es ihnen erlaubt ward, in gewiſſer Anzahl zuſammen zu wohnen. Da gab es denn zuweilen einen Rabbi und zwei andere Schriftgelehrte, die unter dem Namen Beth-Din, das heißt Rechts-Haus, Prozeſſe entſchieden. Der Rabbi hatte die Funktion eines Präſidenten und die zwei andern waren die Richter oder Beiſitzer.

Die Vorrechte, die Exiſtenz dieſer Tribunäle, hingen immer, bis auf unſre Zeit, von dem Willen der Regierungen, unter denen die Juden gelebt haben, ab, und veränderten ſich nach dem Grade der Duldung, die ihnen zu Theil ward.

Seit der Revolution giebt es in Frankreich und in dem Königreich Italien keine ſolche Tribunäle von Rabbinen mehr;

die Juden, die nun Bürger geworden ſind, haben ſich in allem nach den Geſetzen des Staats gerichtet; auch beſchränken ſich die Vorrechte der Rabbinen, da wo welche ſind, auf das Predigen der Moral in den Tempeln, das Einſegnen der Ehen und Entſcheidungen in Eheſcheidungs-Angelegenheiten. An Orten, wo kein Rabbi iſt, kann jeder in der Religion unterrichtete Jude, ohne allen Beiſtand eines Rabbis, eine Ehe einſegnen, welches ohne Zweifel nachtheilig ſein kann, und wovon die Folgen dadurch verhindert werden müßten, daß man das durch den Beſchluß der Conſuln den Rabbinen auferlegte Verbot, auch auf andre Perſonen ausdehnt, die zur Einſegnung einer Ehe gebraucht werden könnten. Was die Polizei-Gewalt in Rechtsſtreitigkeiten anbetrifft, da ſie keine konſtituirte geiſtliche Hierarchie, keine Subordination in religiöſen Funktionen haben, ſo ſtehet ihnen dieſe gar nicht zu.

Zehnte Frage.

Giebt es Gewerbe, welche den Juden von dem Geſetze unterſagt wären?

Antwort.

Es giebt deren keines; im Gegentheil der Talmud, (Kiduſchin Cap. 1.) erklärt förmlich, daß jeder Vater, der ſeinem Kinde nicht ein Handwerk lernen läßt, es zu dem Leben eines Räubers erziehe.

Dieſes iſt das Reſultat der Erklärungen, welche im Jahre 1806 im Namen der ſämmtlichen Franzöſiſchen Juden gegeben

worden, und die Geſchichte zeugt von der Aufrichtigkeit dieſer Erklärungen. Die Deutſchen Juden ſind unſtreitig jetzt an Bildung viel weiter fortgeſchritten, als es damals ihre Franzöſiſchen Glaubensgenoſſen waren: mindeſtens zählen ſie eine weit größere Anzahl von Namen, die ſich in Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur ausgezeichnet haben. Jene Erklärungen ſind ſie, dem Deutſchen Vaterlande gegenüber, insgeſammt von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu unterſchreiben bereit. Möge das Deutſche Vaterland ſie entgegennehmen und Gerechtigkeit üben! —

Bayerische Staatsbibliothek München

Jud 176 x

Börne

und

die Juden.

Ein Wort

der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne

von

Gabriel Riesser, Dr.

„Antworte dem Thoren nach seiner Thorheit, damit er sich nicht weise dünke."

Altenburg, 1832.
Hofbuchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die kürzlich erschienenen Briefe von Börne haben Herrn Dr. Eduard Meyer Veranlassung zu einem 13 Seiten langen Schrei des Unwillens und, weil er in Erfahrung gebracht, daß Börne einmal ein Jude gewesen, beiläufig zu einer rohen Schmähung gegen die Juden veranlaßt. Ich habe es nur mit dieser letzteren zu thun, gegen die ich als Jude, wie gegen eine mich so gut wie jeden anderen meiner Glaubensgenossen treffende Beleidigung auftrete; die Sache Börne's mag und kann ich, wenigstens durchweg, nicht vertreten. So sehr ich ihn seiner früheren Schriften wegen geliebt und geachtet, so wenig liebe ich den Geist, der in jenen Briefen herrscht — nicht etwa, weil, wie Viele sagen, die Liebe zur Freiheit darin übertrieben ist: denn ich glaube nicht, daß man die Freiheit zu sehr lieben kann, und bin überzeugt, daß das Gute zwischen Freiheit und Knechtschaft so wenig in der Mitte liegt, wie zwischen Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge; aber ich liebe jene Briefe nicht, weil der grämliche Enthusiasmus, der darin herrscht, mehr Haß als Liebe, mehr lustige Verzweiflung an

der Zukunft Deutschlands und der Deutschen, als warme Theilnahme an ihrem Schicksale athmet; ich liebe sie nicht, weil sie die Schwäche mehr brandmarken, als die Schlechtigkeit, weil sie die physische Gewalt als das einzige Element der Wirksamkeit des liberalen Princips betrachten, und gern jedes Bestreben verhöhnen, das ihm auf anderen Wegen den Sieg verschaffen will: denn ich halte jene physische Gewalt, die ihm zu Gebote steht, gerade für die schwächere Seite des Liberalismus, ja für die einzige, die hier und da auch edlere Seelen auf die entgegengesetzte Seite zu ziehen vermocht hat: eine Ansicht, die freilich Börne sehr abgeschmackt und sehr Deutsch finden wird. Den Egoismus, die Liebe zum Gelde und zum Wohlleben, die an manchen Stellen jener Briefe mit der Begeisterung einen häßlichen Contrast bilden, würde ein besoldeter Schreiber der absoluten Gewalt wahrscheinlich besser verborgen haben; doch sind sie darum nicht weniger widrig. Ueberhaupt scheint es mir eine üble Art und Weise, in die auch Börne nun verfallen ist, wenn jetzt so manche Schriftsteller, auf den erworbenen Ruf vertrauend, Unbedeutendes mit Bedeutendem untermischt, die Erzeugnisse ihrer bösen, wie ihrer guten Stunden, ihrer hypochondrischen Launen, wie ihres schaffenden Genius dem Publicum auftischen. Jeder Schriftsteller sollte jedes Buch, wie sein erstes, betrachten. Die jungfräuliche Scheu, mit welcher er dann alles Unwürdige und alles Be-

deutungslose, das in der Literatur auch ein Unwürdiges ist, zu vermeiden suchen wird, ist in der That naturgemäßer, als die sorglose Frechheit, die Alles drucken läßt, was ihr je aus der Feder gekommen. Es darf hier freilich nicht übersehen werden, daß auch hochgefeierte Namen zu einer solchen Buchhändler-Speculation mißbraucht werden, und als Trophäen jener bändereichen Literatur im Schlafrock zu betrachten sind: Namen freilich, deren glänzendsten Börne am wenigsten zur Entschuldigung für sich anführen dürfte.

Wenn Hr. Dr. M. demnach gegen Börne zum Theil eine gute Sache vertritt, so ist es eben dieser guten Sache wegen sehr zu bedauern, daß er nicht etwas mehr Verstand auf ihre Führung zu verwenden hatte, oder auch verwenden wollte. Im Leben freilich, in der Sphäre des Handelns, wo unsere sittlichen Grundsätze mit unseren Interessen in Collision kommen können, da ist sittliches Wollen und Streben die Hauptsache, der Verstand ist Nebensache. In der Sphäre des Wortes aber, in der Literatur, wo wir Alle ohne große Mühe und Selbstverläugnung als sittliche Heroen auftreten können, da wird mit Recht nach einem geistigen Berufe gefragt; da ist es in der That unanständig, so wenig Verstand zu haben; ja es zeugt von Geringschätzung gegen die eigne Sache, wenn man keine einzige andere Waffe, als Grobheit, zu ihrer Vertheidigung zu verwenden hat. Hr. Dr. M. hätte lieber sollen in die Zeitungen setzen lassen:

„Börne ist ein Halunke: Hey! Hey! Dr. Eduard Meyer.“ Darin wäre gerade so viel Verstand und viel mehr Energie, als in seiner Broschüre gewesen. Es ist kläglich anzusehen, wie die geistreich höhnende Bescheidenheit jenes gewaltigen Züchtigers menschlicher Laster, der das ei natura negat, facit indignatio versum wohl aussprechen durfte, weil ihm die Natur außer dem edlen Zorne der Tugend noch alle-anderen Waffen der Kunst und des Geistes in reichem Maße verliehen hatte, von so manchen Dummköpfen buchstäblich genommen wird, die ihr Unwille keine zehn Worte einer vernünftigen Prosa schreiben lehrt, und die die Literatur für ihre gedruckten Ohrfeigen, für die stammelnden Ausbrüche ihres knabenhaften Zornes nicht für zu schlecht halten. Vollends possierlich ist der Ton der Autorität, den Hr. Dr. M. gegen Börne annimmt. Ich bin gewiß nicht der Meinung, daß man Männern von überlegenem Geist und Ruf im Gefühl intellectueller und literarischer Schwäche Schlechtigkeiten soll hingehen lassen; ich habe es selbst in gleichem Falle nicht gethan; aber man soll in solchen Fällen die Sache reden lassen; man soll offen und ehrlich sein gutes Recht zu der eignen Schwäche in die Schale legen, nicht aber, wie ein Prahler, ein persönliches Gewicht affectiren, so daß der Leser versucht wird, den Namen auf dem Titelblatte für pseudonym zu halten, und irgend einen hochansehnlichen Mann dahinter zu vermuthen.

Wenn es ſchon lächerlich iſt, gegen einen Mann von dem ausgezeichnetſten Geiſte — und daß Börne das iſt, kann ihm nur ein Dummkopf abſprechen — mit dem bloßen ohnmächtigen Geifer eines ſtylübenden Knaben zu Felde zu ziehen, ſo macht man ſich ganz und gar zum Narren, wenn man gegen einen Mann, dem ſeine früheren Schriften einen ſehr ehrenvollen Platz in der Literatur anwieſen, wie ein Schulmeiſter auftritt, der ſeine Jungen zurechtweiſt, gewiß die einzigen Individuen unter der Sonne, in welche „etwas Furcht hineinfährt," wenn Hr. Dr. M. ihnen „auf die Finger klopft," weil ſie die Einzigen ſind, die ihn nicht wieder klopfen können.

Doch an dem Allen wäre am Ende wenig gelegen: die Sache ließe ſelbſt eine ziemlich günſtige Auslegung für Hrn. Dr. M. zu. Wenn es edel iſt, für eine gute Sache zu leiden, warum ſoll es nicht auch etwas ſein, ſich für ſie zum Narren zu machen? Und vielleicht iſt die Blindheit, mit welcher Hr. Dr. M. in dieſe fatale Poſition rennt, nicht die Blindheit des Dünkels, wofür ſie freilich die Meiſten nehmen werden, ſondern die Blindheit des Muthes, der die Gefahr nicht achtet. Siegen kann freilich auch die gerechteſte Sache auf dem Kampfplatze des Geiſtes weder durch Zorn, noch durch Grobheit, ſondern nur durch die Waffen des Geiſtes: aber iſt denn der literariſche Heldentod des Lächerlichen nicht auch ein Verdienſt? und hat Hr. Dr. M.

sein Leben nicht theuer genug verkauft? Freilich hat mich Vieles in jenen Briefen zu sehr geärgert, als daß ich dem Verfasser den kleinen Trost gönnen sollte, zu seinen früheſten Gegnern einen Menſchen zu zählen, deſſen Lob gewiß eher als sein Tadel ihn nach der bekannten Erzählung zur Zurücknahme seines Buches bewogen haben würde: doch der Spaß wird ihm hoffentlich verdorben werden; auch in Hamburg hat ſich ſchon ein nicht minder ſtrenger, aber verſtändigerer Beurtheiler in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle gegen ihn erhoben, und es wird ihm gewiß ferner nicht an tüchtigen Gegnern fehlen.

Wer ſollte es aber glauben, daß ein Menſch, den ſein empörtes Gefühl treibt, den höchſten Unwillen auszuſprechen und wo möglich abzuſchütteln, es ſich angelegen ſein läßt, die Gefühle Hunderttauſender durch die ſchändlichſten Läſterungen zu empören? Weil Börne, der ſeit langer Zeit dem Chriſtenthum angehört, zufällig von Jüdiſchen Aeltern geboren iſt, bricht Hr. Dr. M. am Ende der Broſchüre über die Juden in Maſſe den Stab, wirft ihnen ein Regiſter von allen möglichen Laſtern vor, macht ſie heimathslos u. ſ. w. Gerade darum, weil der Ton gutmüthiger Beſchränktheit, der bis gegen das Ende vorherrſcht, Alles, nur keine Teufeleien, erwarten läßt, weil jene Larve ganz dazu geeignet iſt, Schmähungen einzuſchwärzen, die ſonſt jeden Mann von Ehre oder ſittlichem Gefühl anekeln würden,

halte ich es für Pflicht, dieses Mal von dem Rechte Gebrauch zu machen, für eine öffentliche Beleidigung öffentliche Genugthuung zu nehmen, obgleich ich schon manchmal beinahe wörtlich identische, freilich anonyme Rohheiten, an denen ja die Literatur der Bierkeller ziemlich reich ist, unberücksichtigt gelassen. Für diejenigen, die über diesen Punkt strenger denken, und meinen, es dürfe auf solche elende Beschimpfungen durchaus kein ordentlicher Mensch antworten, bemerke ich zu meiner weiteren Rechtfertigung, daß Hr. Dr. M. nach dem Titelblatte seiner Schrift den gebildeten Ständen angehört, daß er zudem Lehrer an einer öffentlichen Schule ist: Gründe genug, nicht um einer Meinung, aber um einer Beleidigung einiges Gewicht zu geben, wenigstens so viel, daß nicht Jeder, vielleicht nicht einmal unser Verfasser selbst, Stillschweigen für den Ausdruck von Verachtung nehmen würde. Wüßte ich nicht, daß es von den Lesern der Broschüre für eine höfliche Heuchelei gehalten werden müßte, so würde ich gern noch manches Gute von der Persönlichkeit des Hrn. Dr. M. sagen: es kommt mir in der That eher darauf an, ihn etwas zu heben, als ihn herabzusetzen: denn in einem solchen Streite muß man sich schon über einen einigermaßen honneten Gegner freuen, an dem man sich nicht schon besudelt, wenn man ihn anfaßt. Uebrigens rechtfertigt die Art des Angriffs jede entsprechende Art der Vertheidigung. Wie dem Ehrenmann wären

nicht z. B. Gaſſenhändel zuwider? Aber auch der Ehrenhafteſte wird ſich wehren, wo und wie er angefallen wird.

Hr. Dr. M. leitet die betreffende Stelle damit ein, daß er ſeine Worte, die ſonſt vielleicht beſſer unterdrückt worden wären, mit einer „gerechten Aufwallung" entſchuldigt. Wenn etwas dazu geeignet iſt, eine dumme Sache noch dümmer, eine ſchlechte noch ſchlechter zu machen, ſo iſt es eine ſolche Bevorwortung. Der gerechte Zorn des Mannes vergißt ſich ſelbſt, und ſieht nur die Schandthat, die er zu ſtrafen hat; wallt es dann auch über, ſo wird das Jeder, der gleicher Gefühle fähig iſt, ſeiner Selbſtvergeſſenheit zu Gute halten. Aber dieſer Unwille, der einen Anlauf nimmt, dieſer Zorn, der ſich räuſpert, dieſer Grimm, der jedes Mal die Kriſis vorherſagt, wo ihm der Kamm ſchwellen wird, wie ein Schauſpieler, der ſeine Mienen im Spiegel probirt hat — ich weiß nicht, ob ich die ganze Art und Weiſe ſchonend mit dem komiſchen Zorn eines geneckten Affen vergleichen, oder ob ich die ungeſchickte Gleißnerei eines zweifachen Heuchlers darin ſehen ſoll, der einen erlogenen Zorn mit einer erlogenen Milde überzuckert.

Wir kommen zur Sache ſelbſt. Das Grundthema des Hrn. Dr. M. iſt: „Börne iſt ein Jude, wie Heine, wie Saphir." Aus der Zuſammenſtellung des Letzteren mit den beiden Erſten ſieht man, daß er die Schriftſteller nicht nach ihrem Geiſte, ſondern lediglich nach ihrer Ab-

kunft classificirt: (woher denn auch ſein Dünkel leicht zu erklären iſt, indem er ſich wahrſcheinlich auf gleiche Weiſe in eine Claſſe mit Schiller und Göthe zu ſetzen gewöhnt iſt;) denn daß es ihm und ähnlichen Scribenten gegen die Juden nicht um die Religion dabei zu thun iſt, das glauben wir ihm von ganzem Herzen, ja, wir freuen uns darüber der Religion wegen, und ſind gar nicht geſonnen, irgend Jemandem „zu unſerer Entſchuldigung das Gegentheil glauben zu machen," wie Hr. Dr. M. meint. Wir wollen nun einmal Alles, das Schlimmſte, was von den Dreien irgend angenommen werden kann, zugeben, um die Auffaſſung des Hrn. Dr. M. von ſeinem eigenen Standpuncte aus zu beurtheilen. Die Frage iſt, ob Hr. Dr. M. berechtigt iſt, für die Vergehen jener Schriftſteller die Juden ſolidariſch verantwortlich zu machen, oder doch jene Vergehen gerade dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie Juden ſind. Indem ich gegen Beides im Namen meiner Glaubensgenoſſen feierlichſt proteſtire, könnte ich es billig geltend machen, daß alle Drei keine Juden ſind, ſondern Chriſten, während man anderen Schriftſtellern, die wirklich Juden ſind, wie z. B. Michel Beer, der Verf. des Paria und des Struenſee, weder Frivolität, noch undeutſche Geſinnung vorwerfen kann; doch Hr. Dr. M. läßt das nicht gelten, es kommt ihm ja blos auf die Race, auf das unvermiſchte Germaniſche Blut an, und es ſcheint mir nicht der Mühe

werth, darüber mit ihm zu ſtreiten. Wenn nun aber Börne und Heine Jüdiſcher Abkunft ſind, beſteht auch das Publicum, das ſie gefeiert, das ihre Schriften geleſen und gekauft, das ſie auf die Höhe gehoben, von welcher Hr. Dr. M. ſie herunterreißen will, aus Juden? Sind die Recenſenten Juden, die ſie geprieſen, wie Menzel, wie Immermann und viele Andere? Sind die vielen Nachahmer Heine's, die Menge untergeordneter Scribenten in den Tagesblättern, die ſeine Richtung verfolgen, ohne ſeinen Geiſt zu haben, auch Juden? Iſt der Mann mit dem ſeltſamen Namen und dem ſeltſamen Enthuſiasmus, der Heine und Börne neben Weitzel als die Verkünder eines neuen Völkerfrühlings begrüßt hat, ein Jude? Iſt der gemäßigte Verfaſſer der Briefe über den Adel, der ſein Buch von einer Vorrede von Heine begleiten ließ, ein Jude? Iſt der Geſchmack, der an ihren Schriften Befriedigung, iſt der Charakter der Zeit, der an ihrer Art und Weiſe Gefallen findet, ein Jüdiſcher? Hr. Dr. M. bringt die undeutſche und ultrarevolutionäre Richtung Börne's mit ſeiner Abkunft in Verbindung. Sind aber die vielen Hunderte von Deutſchen, die in Wort und That ähnliche Geſinnungen geäußert, und unter denen Börne nur durch ſeinen Geiſt hervorragt, auch Juden? Sind es Juden, jene Göttingiſchen Flüchtlinge, die jenſeits des Rheines den Boden der Freiheit küſſen, und himmliſch jauchzen, daß ſie aus dem Lande der

Sclaverei erlöst sind, so daß selbst der undeutsche Börne über die Unwürdigkeit ihres Betragens entrüstet ist? Sind sie Juden, die Herausgeber des in Straßburg erscheinenden konstitutionellen Deutschlands, die sich Französischer Preßfreiheit bedienen, um mit schonungsloser Härte vor den Augen des höhnenden Auslandes die Blößen des Vaterlandes aufzudecken? Sind sie Juden, die Verfasser jener Blätter, die, wie es heißt, in der Gegend von Frankfurt den Aufruhr predigen, denen die Frankfurter Behörde die indirecte Veranlassung eines Meuchelmordes zur Last zu legen wagen durfte? Die vielen Deutschen, die es offen und freudig bekennen, daß all das Gute, das der Boden Deutschlands seit anderthalb Jahren keimen sah, durch die Sonne, die jenseit des Rheines aufgegangen, hervorgerufen worden, die ständischen Kammern, die seit der Juli-Revolution die Sprache wieder bekommen haben, die Wahlcollegien, denen erst durch die Juli-Revolution der Muth wieder belebt worden, um Männer des Volkes und der Freiheit in die Kammern zu schicken, bestehen sie aus Juden? Mit Recht mißbilligt man die übertriebene Französische Richtung, die der Augenblick hervorgerufen, und die sich bereits verloren hat und verlieren mußte, weil sie auf einer Begriffsverwirrung beruhte; mit Recht hält es Mancher für eine der beklagenswerthesten Folgen des Preßzwanges, daß freisinnige Deutsche genöthigt sind, den Nahrungssaft für ihre

Gesinnung aus Französischen und Englischen Blättern zu saugen; aber es gehört ein unglaublicher Grad von Beschränktheit und Unwissenheit dazu, um Börne für den einzigen Mann einer falschen Richtung zu nehmen, weil er gerade ihr witzigstes Organ ist. Oder sind jene revolutionären Zeitungsschreiber, deren es im südlichen Deutschland, obgleich die Presse dort erst Luft schöpft zu ihrem bevorstehenden ersten freien Athemzuge, schon genug gibt, etwa darum achtungswerther, als Börne, weil sie erst seit der Juli-Revolution aus ihren Eiern oder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen sind, während Börne die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit — denn diese war es immer, die er in seinen früheren Schriften vertrat — zu einer Zeit vertheidigt hat, wo sie eine sehr geringe Zahl von Streitern zählte, wo sie ihren Verfechtern keinen irdischen Lohn verhieß, der den Schriftstellern der Gewalt in reichem Maaße zu Theil ward. Wohl ist es zu beklagen, daß ihn das Glück — nicht das eigne, sondern das Glück seiner Sache — berauscht und übermüthig gemacht hat; aber vergessen wir es ihm nicht, daß er in den Zeiten des Unglücks die allgemeine Nüchternheit und die allgemeine Demuth nicht getheilt hat. Auch mögen seine Freunde unbesorgt sein: er ist wohl schon wieder besonnen geworden!

Gehen wir vom Gebiete der politischen auf das der schönen Literatur über, und fangen wir vom Geringsten, von

Saphir, an! Welchen ernſten Menſchen ekelt nicht das ganze Geſchlecht von ewigen Spaßmachern an, denen die ganze Geiſter- und Körperwelt wie eine todte Maſſe gleichgültiger Atome gilt, aus denen ſie ihre Witze zuſammenwürfeln! Aber, ums Himmels willen, iſt Saphir darum ſchlechter als die Anderen, weil er ein wenig mehr Geiſt hat? Jenes Dutzend Berliner Poeten, Alle, ſo viel ich weiß, von ächtem, Deutſch-chriſtlichem Blut, die ihren geſammten Geiſt in eine gemeinſchaftliche Sparcaſſe zuſammengelegt haben, um daraus die Koſten einer Coalition gegen Saphir zu beſtreiten, ſind ſie beſſer als er, weil die Natur ihnen das Bischen Witz verſagt hat, das ſie ihm verliehen hat? Oder iſt all das geiſtloſe Geſindel beſſer, das die Klatſchſtuben ſo mancher belletriſtiſcher Journale füllt, das ſich tagtäglich zur Beluſtigung des Publicums, Römiſchen Sclaven gleich, aufs Kläglichſte miteinander herumbalgt? Ereifert euch, ſo viel ihr wollt, über Heine's Leichtfertigkeit und Frivolität; aber, ins Teufels Namen laßt den Juden dabei aus dem Spiel, wenn ihr Anſpruch auf den Gebrauch eurer fünf Sinne, und auf den allerkleinſten Reſt von Schamgefühl macht. Denkt an Clauren, denkt an den Ueberſetzer des Caſanova, der mehrere Jahre ſeines Lebens darauf verwandt hat, um ſeinem Vaterlande die Ehre zuzuwenden, daß eine ganze Welt von Schmutz, in allen kothigen Winkeln Europa's zuſammengehäuft, auf Deut-

schem Boden und in Deutscher Sprache zuerst das Licht des Tages erblicke! Ich könnte diesen Namen funfzig ähnliche beifügen; aber ich mag es nicht: denn jede Zusammenstellung mit solchen Namen ist gegen Heine's Geist wie gegen seinen Charakter ein unverzeihliches Unrecht. Aber ich kann auch noch höher hinauf sehr wohl meine Rechnung finden. Habt Ihr Kotzebue's und Müllner's schon vergessen, die ihren Witz dazu mißbrauchten, um die Kritik zu einem Gewebe schmutziger Buchhändler-Intriguen herabzuwürdigen, so daß die belletristische Kritik in Deutschland lange Zeit einem Pfuhle glich, in dem sich elende Leidenschaften wälzten, bis sie durch einige edlere Geister, wie Börne — den gewiß, ehe er jene Briefe geschrieben, die meisten Deutschen zu den edleren Geistern zählten — wie Menzel und einige Andere, wieder gehoben worden? Wem könnte es ja einfallen, Deutschland und die Deutschen in Masse die Schuld an allen diesen Jämmerlichkeiten und an tausend ähnlichen tragen zu lassen? Wem — als etwa eben unserem Pariser Briefsteller, dessen tolle Art und Weise, die Deutschen zu beurtheilen, sich Hr. Dr. M. bei seiner Beurtheilung der Juden zum Muster genommen zu haben scheint, wobei er denn freilich, wie Nachahmer pflegen, sehr übertrieben hat?

Da ich Menzel genannt habe, so kann ich nicht umhin, eine Ungerechtigkeit zu rügen, die sich derselbe bei Ge-

legenheit einer Recenſion der Heineſchen Nachträge zu den Reiſebildern im Tübinger Literatur-Blatte hat zu Schulden kommen laſſen. Freilich rathe ich Jedem, jene Menzelſche Recenſion mit der Meyerſchen Schmähſchrift zu vergleichen, um zu ſehen, wie ſich der Zorn eines Mannes von dem Grimm eines Wichtes unterſcheidet. Wie Hrn. Dr. M.s nationales Gefühl durch Börne, ſo iſt Menzels religiöſes Gefühl durch Heine beleidigt worden, und er ſtraft ihn dafür mit aller Schärfe ſeines Urtheils und aller Wärme ſeines Ausdrucks. Er hat es aber nicht nöthig, wie Hr. Dr. M., ſeinen Gegner herabzuwürdigen, um ſich ihm ebenbürtig zu machen; er braucht ihm nicht, wie Jener, die ſchönen angebornen Adelswappen ſeines Geiſtes zu zerbrechen, damit die unedle Büttelhand ihn nur berühren dürfe; er windet ihm ſelbſt den Siegeskranz des Dichters um die Schläfe, ehe er mit dem ſcharfen Schwerte ſeiner Worte die beleidigte Sitte an dem Uebertreter rächt. Aber welch ein verhärteter Haß, welch ein verblendendes Vorurtheil gehört dazu, um, wie Menzel thut, die frivolen Scherze Heine's über die Myſterien des Chriſtenthums ſeinem präſumirten Jüdiſchen Glauben und „dem angebornen Haß der Juden gegen das Chriſtenthum" zuzuſchreiben! Sind denn Voltaire und Parny, ſind Grimm und Holbach, ſind die frechen Spötter der Encyklopädie Juden geweſen? Ich weiß, man wendet ein, die Richtung

jener Zeit ſie vorübergegangen. Was heißt das aber, als daß ſie aufgehört hat, die herrſchende zu ſein? Kann es denn aber keine andere Richtung geben, als die herrſchende? Und ſind die frechſten Späße Heine's über die katholiſche Mutter Gottes nicht noch jungfräulich gegen den keuſcheſten Scherz der pucelle oder das ganare des dieux gehalten? Und gibt es denn in der neueren Literatur nur ein einziges Beiſpiel, daß ein Jüdiſcher Schriftſteller, der wirklich als Jude und als Vertreter des Judenthums aufgetreten, ſich ſelbſt in der größten Hitze des Streites zu einer frivolen Aeußerung über den chriſtlichen Glauben hat hinreißen laſſen, während jeder Meßkatalog Schmähſchriften anzeigt, die keine andere Tendenz haben, als das, was den Juden heilig iſt, mit der empörendſten Frechheit mit Koth zu bewerfen? Wenn aber Heine und ähnliche Geiſter, die da wähnen, die Vergangenheit haſſen hieße die Zukunft lieben, das Chriſtenthum ſchmähen und es vernichten möchten, weil ſie es veraltet wähnen, wie jene Wilden ihre altersſchwachen Väter mit der Keule todtſchlagen, damit ſie ihnen nicht mehr zur Laſt fallen, treffen denn nicht ihr Haß und ihre Schmähungen doppelt und dreifach das in ihren Augen doppelt und dreifach veraltete Judenthum? Menzel hat die Bitterkeiten gegen das Letztere in den Heineſchen Schriften gewiß überſehen, weil er an dergleichen gar ſo ſehr gewöhnt iſt, und meint, ſo etwas verſtände ſich von ſelbſt, während

ſein empfindliches Gefühl durch die ungewohnten, unſanften Berührungen chriſtlicher Myſterien ſchwer verletzt worden; ſonſt hätte ein Kritiker von ſeinem Scharfblick ſich unmöglich einen ſolchen Mißgriff zu Schulden kommen laſſen können.

Wir kehren zu unſerem Autor zurück. Um einen Vorwand zu ſeinen Schmähungen gegen die Juden im Maſſe zu haben, macht er ſie zu einer eignen Nation, und ſagt, man beurtheile ſie, wie man die Franzoſen und Spanier beurtheilt. Keine perſönliche Beleidigung der Welt würde mich ſo empört haben, wie dieſer ruchloſe Hohn. Ich bin zur Ehre des Hrn. Dr. M. und aller Anderen, die das wahnſinnige Gerede von der Fremdheit der Juden in Deutſchland zu Markte gebracht, anzunehmen geneigt, daß ihr Herz oder ihre Begriffe zu eng ſind, um es zu empfinden und zu denken, was es in ſeinem ganzen Umfange heißt: ein Vaterland haben und keines haben; denn ich traue keiner menſchlichen Bruſt die ungeheure Schlechtigkeit zu, im vollen Bewußtſein und im vollen Gefühle deſſen, was jene Worte bedeuten, einer halben Million Deutſchen den angebornen Anſpruch auf das Deutſche Vaterland abzuſprechen, die ein anderes weder haben, noch haben können und haben wollen. „Sie haben kein Vaterland!“ möchte ich, wie Macduff, über jene Buben ausrufen: „ſie hätten ſonſt die teufliſche Grauſamkeit nicht, uns des unſrigen zu berauben!“ Dem Römer, dem das Vaterland Alles war, galt die Entziehung

des Vaterlandes der Todesstrafe gleich; dem Briten und dem Franzosen, denen Nationalität so viel ist, gilt jeder Eingeborne als Landsmann, wenn er nicht durch die schwersten Verbrechen diesen Anspruch verwirkt hat; eben so dem wahren Deutschen, der Deutschland wahrhaft und wirklich und nicht blos dem Worte nach wie sein Vaterland betrachtet; nur dem beschränktesten Spießbürger eines Vaterländchens, über dessen Grenzen den Mann so leicht sein Wirken und sein Streben, den Philister seine Sonntagsspaziergänge hinausführen, kann den Schauder erregenden Urtheilsspruch der Heimathlosigkeit mit kalter Gleichgültigkeit aussprechen, kann sich zur Kurzweil eine Classe legaler und moralischer Vagabunden erschaffen, deren Existenz weder das Recht, noch die Geschichte anerkennt. In rechtlicher Beziehung ist es der Ort, wo Einer geboren ist, der ihm sein Vaterland anweist, so wie es das menschliche Antlitz ist, das Einen zum Menschen macht; in sittlicher Beziehung ist es freilich die Gesinnung und die Liebe zum Vaterlande, die aber nur an dem Einzelnen, nicht an den Massen, ermessen werden kann; die Abkunft der Urahnen aber ist es in keiner Beziehung, und es ist eine wahrhaft bestialische Ansicht, die die Nationalität in der Race sucht, und nicht in der Gemeinsamkeit des Vaterlandes. Oder sind etwa Männer, wie Savigny, Thibaut, Fouqué und viele Andere keine Deutsche, weil sie erweislich von Nicht-Deutschen Voraltern abstammen?

Kann etwa Hr. Dr. M. urkundlich beweiſen, daß ſeine eignen Vorältern von zwei Jahrtauſenden her — ſo lange leben ſchon Juden in Europa und in Deutſchland — auch wirklich Germaniſchen Stammes waren? Wären die Deutſchen keine Europäer im Sinn der Civiliſation, ſondern Aſiaten, wie Hr. Dr. M. die Juden nennt, wenn es mit der verbreiteten Vermuthung der Aſiatiſchen Abkunft der Deutſchen ſeine Richtigkeit hätte? Hr. Dr. M. könnte dann wenigſtens die Verwandtſchaft nicht zurückweiſen. Doch genug des Spottes: der furchtbare Ernſt der Sache erträgt ihn nicht! Der Menſch bedarf zu ſeinem Kreiſe des Wirkens und des Schaffens des Vaterlandes, wie die Pflanze des Bodens, wie das thieriſche Leben der Atmoſphäre bedarf. Wie es kein Leben, keine That, keine Schönheit gibt ohne Begrenzung, ſo gibt es keine menſchliche Würde, kein menſchliches Wirken ohne Vaterland. Nicht durch irgend ein einzelnes Moment, das er entbehren könnte, iſt der Menſch an ſein Vaterland gekettet, ſondern durch alle Bande des Lebens, durch ſeine Sprache, ſeine Gefühle, ſeine Erinnerungen und ſeine Hoffnungen, ſein Streben und ſein Wirken, durch die Form ſeiner Vorſtellungen ſelbſt, die durch die Sprache erſt Leben und Daſein erhalten; die Seele kann dieſe Bande nicht löſen, ohne zu verbluten. Wer mir den Anſpruch auf mein Deutſches Vaterland beſtreitet, der beſtreitet mir das Recht auf meine Gedanken,

meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich athme; darum muß ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder. Wohl mir, daß ich es in freier Deutscher Rede kann, daß mindestens die Muttersprache, liebreicher als ihre Jünger, sich mütterlich meiner annimmt, und mir ihre mächtigen Waffen zu dem Kampfe nicht versagt! — vielleicht wird mein Gegner an dem derben Ernste ihrer Streiche den Deutschen erkennen. Schmäht, so viel Ihr wollt, auf Franzosen, Spanier, Italiener u. s. w.! Eure Pfeile treffen nicht; sie lesen Euch nicht; sie verstehen Euch nicht; und, wenn es einem Dollmetscher gelänge, ihnen Eure Grobheiten zu übersetzen, so würden sie darüber lachen in dem frohen Gefühle der eignen Heimath, der eignen Volksthümlichkeit. Wir aber, wir verstehen Euch, wir lesen Euch; Eure Sprache, Eure Literatur sind die unseren; wir haben Euren Haß — ich rede hier nur die Geistesverwandten des Hrn. Dr. M. an — ohne Dollmetscher aus der ersten Hand; der Haß, in dem Ihr Euch gefallet — nicht weil Ihr Deutsche, nicht weil Ihr Christen, sondern weil Ihr böse Menschen seid, die sich am Hasse laben, und die gar zu gern die Quellen der Menschenliebe verstopfen möchten, die aus dem warmen Boden unserer Zeit hervorbrechen — dieser Haß trifft nicht ein Nationalgefühl, das ihn zurückgeben könnte; wir haben keines und können und wollen keines haben ohne Boden, ohne Gesetze, ohne Sprache; wir

haben nichts Gemeinsames, als den Glauben und die Unterdrückung; er trifft nur das menschliche Gefühl, das so leicht zu verletzen und so schwer zu heilen ist, und das sich nicht durch Vergeltung zu rächen vermag. Wenn eine Nation die andere tödtlich beleidigt hat, so kann der Krieg, der gewaltige Zweikampf der Völker, der verletzten Ehre Genugthuung geben; der Deutsche Jude aber, der die Waffen gegen sein Vaterland führte, würde der Strafe des Hochverraths, wie der Deutsche Christ, unterliegen, und es würde der Theorie des Hrn. Dr. M. schwerlich gelingen, ihn davon zu befreien. Vieles habe ich über diesen Punct schon bei anderen Veranlassungen gesagt, Manches ließe sich noch hinzusetzen: aber wozu? Es gibt keinen Menschen, der jenen Unterschied im Ernste nicht einsähe; so weit reicht keine menschliche Beschränktheit; das ist es aber eben, was die Sanftmuth eines Lammes zur Wuth reizen könnte, daß eine teuflische Bosheit selbst die Larve der Dummheit nicht scheut, um ungestörter ihrem verruchten Hasse zu fröhnen.

Wer in aller Welt hat aber Hrn. Dr. M. gelehrt, daß man eine fremde Nation — vorausgesetzt, daß die Juden eine solche wären — ohne Scheu hassen und schmähen dürfe? Aus welcher Heidenlehre hat er die saubere Moral geschöpft? Die christliche Religion, wie die Jüdische, gebieten bekanntlich, auch die Fremden zu lieben, und die Menschlichkeit gebietet es mit eben so lauter Stimme, wie

beide. Wer einen einzigen Menschen aus einem anderen Grunde haßt, als weil er schlecht ist, ist ein Bösewicht; wer eine ganze Masse von Menschen haßt, und sich damit brüstet, ist ein Auswurf von Schlechtigkeit. Wenn das zu der Nationalität des Hrn. Dr. M. nothwendig gehört, daß er die Fremden haßt, so sind wir ihm sehr dankbar dafür, daß er uns von dem Antheil an dieser Nationalität ausschließt; er würde mit seiner Gesinnung am besten unter die Wilden passen, wo man die Fremden ohne viele Umstände todtschlägt; der Patriotismus civilisirter Nationen weiß nichts von einem solchen Haß.

Um seinen Haß zu rechtfertigen, wirft Hr. Dr. M. den Juden „viele häßliche Eigenthümlichkeiten," insbesondere „die unter ihnen so häufige Unverschämtheit und Anmaßung, die Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit, ihr vorlautes Wesen und ihre oft so gemeine Grundgesinnung" vor. Ich will mich an einem langsamen Feuer lebendig braten lassen, ich will verdammt sein, Hrn. Dr. M. und Alle, die ihm gleichen, als edle und weise Menschen zu verehren, ich will auf alle Liebe und Achtung der Menschen in diesem und auf die Gnade Gottes in einem anderen Leben verzichten, wenn ich nicht jeden dieser Fehler nach der sorgfältigsten Prüfung im Verhältniß eben so oft bei Individuen christlicher Religion, oder, wie Hr. Dr. M. will, Europäischer Abkunft, wie bei Juden, vorgefunden. Es wird mir nun freilich nicht gelingen,

Hrn. Dr. M. davon zu überzeugen; ich kann es nicht hindern, daß er mich für so parteiisch in der Liebe, wie ich ihn für parteiisch im Hasse halte; ich kann und will ihn nicht hindern, wen er will, zu lieben und zu hassen, zu achten und nicht zu achten, wenn anders von Liebe und von Achtung bei einem Menschen die Rede sein kann, der die Menschen hauptsächlich nach ihrer Abkunft schätzt. Aber, woran ich ihn und Andere seines Gelichters zu hindern gedenke, das ist die unerhörte Frechheit, die da meint, sie könne ungestraft beleidigen, wenn ihre Beleidigungen nur Tausende auf einmal träfen. Würde sich Hr. Dr. M. nicht lange besinnen, ehe er von einem einzelnen Menschen, der ihm zu keiner Beleidigung Anlaß gegeben, drucken ließe, er sei unverschämt, unsittlich, von gemeiner Gesinnung u. s. w.? Würde er sich nicht fragen, ob er diese Schmähungen auch vor den Augen des Gesetzes, das Beleidigungen straft, vor dem Angesicht der verletzten Ehre, die Genugthuung fordert, vertreten könne? Meint der Mensch aber, weil die Schmähung so allgemein ist, daß das Gesetz sie nicht treffen, weil die Beleidigung so ungeheuer ist, daß all sein Blut nicht den kleinsten Theil davon abwaschen kann, deshalb müsse sie ihm auch vor dem Richterstuhle der Ehre ungestraft hingehen? Unter die Menge zu schimpfen, Tausenden unbestimmt zu sagen, was man einem Einzelnen geradezu zu sagen nicht den Muth haben würde, damit man sich dahinter verkriechen

könne, man habe Niemanden genannt, und zähle Diesen und Jenen zu den Ausnahmen; damit man sich das Vergnügen machen könne, Tausende zu kränken, ohne von einem Einzigen zur Rechenschaft gezogen werden zu können — das ist eine Ehrlosigkeit, die man öffentlich brandmarken muß zur Warnung für Gleichgesinnte, damit sie schweigen, oder, wie es üblich ist, den Anspruch auf Ehre gleich an der Schwelle ihrer Schrift durch Bewahrung der Anonymität beschränkt ablegen.

Hr. Dr. M. erkennt auch edlere Individualitäten unter den Juden an, und wird sich sogar „stets freuen, wenn ihm dergleichen begegnen.“ Hr. Dr. M. ist wirklich über die Gebühr herablassend. Schade nur, daß solche edlere Individualitäten, wenn sie seinen Kopf nach seiner ganzen Flugschrift, sein Herz nach ihrem Schlusse beurtheilen, sich gar nicht freuen werden, ihm und Seinesgleichen zu begegnen, obgleich sie die besseren unter seinen gewiß nicht minder als die besseren unter ihren eignen Glaubensgenossen lieben. Doch der erwachsene Mann weiß schon, wie er solchen Burschen zu begegnen hat; auch wittert er leicht ihre Gesinnung und geht ihnen gern aus dem Wege, wenn sie ihn ungeschoren lassen. Wie innig wären aber Jüdische Knaben zu bemitleiden, die in einer öffentlichen Schule einem Menschen als Lehrer preisgegeben wären, der sich nicht entblödet hat, sich mit seinem Haß gegen eine Religions-Partei, der

ſie angehören, öffentlich zu brüſten! Ich halte es für meine Pflicht, die Eltern ſolcher Kinder darauf aufmerkſam zu machen, daß keine menſchlich geſinnte Schulbehörde ihnen das Geſuch abſchlagen kann, ihre Kinder von dem Unterricht eines ſolchen Menſchen zu dispenſiren, und daß es ihre Pflicht iſt, eine ſolche Dispenſation nachzuſuchen, weil kindlichen Gemüthern nichts gefährlicher iſt, als das Gefühl unverſchuldeten Haſſes, weil es auch unverträglich mit der Achtung iſt, die Schüler ihren Lehrern zollen ſollen, daß ſie einen Menſchen zu ihren Lehrern zählen, den ſie verachten müſſen, wenn ſie ſich ſelbſt, wenn ſie ihre Eltern und Angehörigen nicht frühzeitig zu achten verlernen ſollen.

Iſt es der Mühe werth, noch ein Wort über die elende Verdrehung zu verlieren, durch welche Hr. Dr. M. die rohen Späße Börne's über die Könige, und ſeine Anſichten über den Adel auf die Juden anwendet? Nicht ihre Perſönlichkeit, nicht ihre Abkunft wirft Börne den Königen und dem Adel vor, ſondern die Gewalt der Erſteren und die Vorrechte der Letzteren will er verbannt wiſſen; die Juden haben aber keine Gewalt und keine Vorrechte, ſie ſind vielmehr in Deutſchland für den Augenblick noch an den meiſten Orten aufs Schmählichſte zurückgeſetzt; die Analogie konnte daher nur in einem verwirrten Gehirn erzeugt werden. So ein capitaler Narr, daß er gegen irgend Jemanden wegen ſeiner Geburt eine Idioſynkraſie empfände,

ist Börne in seinen tollsten Stunden nicht gewesen; nicht seine vornehme Geburt, sondern seinen Dünkel wegen derselben macht er dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen zum Vorwurf. Hr. Dr. M. scheint zwischen beiden Dingen keinen Unterschied zu statuiren, zu dessen Auffindung doch eben kein Scharfsinn gehört: hat er damit vielleicht eine versteckte Satyre auf die Adligen machen wollen?

Zum Schlusse sei mir noch ein Wort über Hrn. Dr. M.s und meinen Ausgangspunct über die Persönlichkeiten von Börne und Heine vergönnt. Beide sind in der Literatur nicht als Juden aufgetreten; bei Beiden scheint es mir daher eine der Literatur unwürdige Klatscherei zu sein, daß man Lebensverhältnisse, die man gegen sie benutzen zu können meint, in die Beurtheilung ihrer Schriften hineinzieht; Beide werden es mir nicht Dank wissen, wenn ich von diesem Standpunct aus ihre Vertheidigung übernehme. Wären sie aber Juden, und wollte ich ihre Mängel, wollte ich die Bitterkeit, die sich bei Heine allen Gefühlen beimischt, wollte ich Börne's Schroffheit, wollte ich seinen kalten Hohn gegen die Wiege seiner Kindheit, den Tummelplatz seiner Jugend, den Kampfplatz seiner männlichen Jahre, gegen Deutschland, aus diesem Umstande entschuldigen: ich glaube, es sollte mir nicht schwer werden. Setzt die trefflichsten Naturen, mit gewaltigem Verstande und von regsamen Gefühlen begabt, in eine Umgebung voll Lieblosigkeit

und Mißgunſt, wie ſie der Jude ſo oft bei ſeinem Eintritt in die Welt findet; laßt ſie fühlen, wie man ihnen ihre Vorzüge beneidet, und ihre Fehler belauert, um Vorwände des Haſſes zu finden; laßt ſie gequält werden von jener dummen Gemeinheit des Gewohnheitshaſſes, deſſen Pfeile nicht tödten, deſſen Waffen keine ſcharfen Wunden ſchlagen, wo das ſtrömende Blut den Schmerz erleichtert, die aber täglich an dem wunden Herzen nagt mit den ſtumpfen Zähnen, wie der Geier des Prometheus: ihre Seele wird lange und langſam bluten an dieſen Schmerzen, und, iſt das Gefühl bei ihnen überwiegend, ſo wird ſie nie zu bluten aufhören; iſt aber der Verſtand mächtiger, und finden ſie ſich allein in einer Welt voll Haß mit dem herrſchenden Verſtande und dem leidenden Herzen, ſo wird ihre Stärke ſie aufrecht halten; aber ſie werden ſich dann ſtarr und ſtolz in das Bewußtſein ihrer Kraft hüllen, und werden kalt und bitter und liebloß werden, wie die Welt, die ſie verachten. Der gütige Vater der Menſchen und der Liebe möge ſolche Seelen mit einer wärmenden Umhüllung liebender Herzen umgeben, die die rauhe Luft des Haſſes von ihnen abhalte! ſonſt werden ſie auf die eine oder auf die andere Weiſe der Nothwendigkeit ihren Tribut zollen müſſen.

Hamburg, im November 1831.

Nachschrift.

Zur Entschuldigung des verspäteten Druckes dieses Schriftchens, dessen Erscheinen einen Monat, nachdem die Meyersche Flugschrift gedruckt und vergessen worden, Manchem eine Heldenthat in Falstaff's Manier scheinen möchte, sehe ich mich genöthigt, den Umstand geltend zu machen, daß mir in Altona, wo jene gedruckt ist, das Imprimatur für die meinige verweigert worden. Weil es befremden könnte, daß man der Vertheidigung den Mund schloß, nachdem man der Beleidigung freien Lauf gelassen, und damit es Keinem einfalle, der Altonaer Censurbehörde, die ihr Amt mit so viel Verstand und Gerechtigkeitsliebe, wie irgend eine Censurbehörde in der Welt, verwaltet, die geringste Schuld bei diesem Verfahren beizumessen, will ich mich bemühen, in wenigen Worten die Consequenz und die innere Richtigkeit desselben darzuthun. Die Censur ist bekanntlich ihrem Begriff und Wesen nach der absolute Gegensatz der Justiz; sie ist dazu bestimmt, die s. g. Gerechtigkeit von dem Reiche des Gedankens gänzlich auszuschließen, und dasselbe einem höheren, freieren Princip, dem der Willkür unterzuordnen. Darum muß sie im geraden Gegensatze eines rechtlichen Verfahrens ohne Berufung, ohne schützende

Formen, ohne Vertheidigung des Angeklagten, ohne die Zulässigkeit weiterer Prüfung und Erörterung, ohne Entscheidungsgründe mit einem bloßen „nicht zu gestatten" verdammen; darum darf der freie Wille eines Censors an kein Gesetz, an keine Regel, an keine andere Norm, als sein Gefühl, gebunden sein; darum dürfen die Gedanken, die zu einem Buche gehören, in Masse, die unschuldigen mit den schuldigen verdammt werden; darum macht man einen kürzeren Proceß mit dem geistigen Eigenthume eines Schriftstellers, als man ihn irgendwo in Deutschland auch nur eines Hellers wegen führen könnte; darum gilt Ansehen der Person bei den Gerichten nichts, und bei der Censur Alles. Nun ist es bekanntlich der heiligste Grundsatz der Gerechtigkeit, der Vertheidigung einen weiteren Spielraum, als der Anklage, der Nothwehr als dem Angriff, der zurückgegebenen, als der ohne Anlaß zugefügten Beleidigung zu gestatten. Wie ganz und gar dem Geiste und dem Wesen der Censur gemäß handelt also der Censor, wenn er auch hier für die Censur den entgegengesetzten Grundsatz festhält, wenn er der Anklage, dem Angriff, der muthwilligen Beleidigung den freiesten Lauf läßt, die Vertheidigung, die Nothwehr, die Rettung der gekränkten Ehre hingegen in die engsten Schranken schließt!

Staatsbibliothek München

Südöstliche Briefe.

Zur Abwehr und zur Verständigung.

Von

Gabriel Rieſſer.

Erſtes Heft.

BERLIN, 1840.
Veit & Comp.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Siberfeld.

Vorrede.

Es sind diesem Hefte nur wenige Bemerkungen vorauszuschicken, da die gewählte Form mir gestattete, im Beginn der Arbeit selbst die persönlichen Beziehungen zwischen dem Verfasser, dem Stoff, dem Buch und dem Leser, welche gewöhnlich eine Vorrede zu erledigen bestimmt ist, zu berühren. Aus dieser Rücksicht möge man auch die subjective Weise der beiden ersten Briefe entschuldigen, indem man sie als eine Art von ausführlicherem Vorwort, der Verständigung über den Standpunkt und die Denkungsart des Verfassers gewidmet, betrachtet.

Ich habe die Briefe nach den Zeitpunkten datirt, in denen ungefähr die erste Idee zu einem jeden entstanden ist, und in die auch meist die Aeußerungen fallen, welche ich zum nächsten Gegenstand meiner Betrachtungen und Widerlegungen gemacht habe. Ich hätte wohl, statt dieser, ähnliche Gehässigkeiten, die dem Augenblick näher liegen, zu Anknüpfungspunkten wählen können; aber ich glaubte weniger die neuesten, als die scharfsten und bezeichnendsten hervorheben zu müssen. Dabei mußte ich mich denn in so weit der Zeit nach zurückversetzen, als in die Beurtheilung von Ausfrüchen, die bis in den Anfang des Jahres 1838 gethan worden, spätere Thatsachen nicht hineingezogen werden durften. Der wesentliche Inhalt der Bestreitung aber gilt für heute und für alle Zeiten.

Ich muß bezweifeln, ob die Stoffe, deren Behandlung dieses Heft gewidmet ist, gerade der Mehrzahl Derer, welche überhaupt an dem Gegenstande Antheil nehmen, als die wichtigsten,

als die der Auswahl zur augenblicklichen Besprechung würdigsten erscheinen werden. Mir aber sind sie so erschienen. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß es zu jeder Zeit der edelste Theil unserer Aufgabe ist, die geistige und sittliche Bedeutung unseres Strebens zu vollster Klarheit zu bringen und darin zu erhalten, und deshalb alle Verdrehungen und Verdächtigungen, durch die das Wesen jenes Strebens befleckt werden soll, mit aller Kraft zurückzuweisen. Für die Erringung bürgerlicher Rechte mag ein Zeitpunkt geeigneter, als der andere, sein, und es kann leider nicht behauptet werden, daß die Strömung des Augenblicks — diesen im engsten Sinn genommen — ihr günstig wäre. Aber die Behauptung sittlicher Würde ist immer an der Tagesordnung; sie kennt keine Ungunst der Zeit; sie beruhet in uns selbst und erfordert nichts als die Stärke des Willens und des reinen Bewußtseyns.

Sollte ich diese Briefe fortsetzen, wozu es an mannichfachem Stoffe nicht fehlt, so werde ich

auch auf die bürgerlichen Angelegenheiten der Juden und auf andere, welche die Gemüther in der Gegenwart vorzugsweise beschäftigen, zurückkommen. Ob und wie weit ich sie fortsetzen werde, kann ich aber noch nicht bestimmen. Entschlossen bin ich für jetzt nur, ein zweites Heft nach einigen Monaten diesem ersten folgen zu lassen, das jedoch verwandte Gegenstände behandeln und gleichsam ein Ganzes mit demselben bilden wird. Ob ich dann fortfahre, wird großentheils davon abhängen, ob diese beiden ersten Hefte den gewünschten Anklang und Theilnahme bei Gleichgesinnten finden. Ich gestehe, daß ich diesen Erfolg nicht entbehren kann, da ich in ihm die einzige Bürgschaft einigen Werthes bei Leistungen dieser Art erkenne, welche, weder dem Gebiete der Wissenschaft noch der Kunst als selbständige Werke angehörend, in der unmittelbaren Wirkung allein, die sie auf die Gesinnung der Leser üben, eine gewisse, wenn auch flüchtige Bedeutung finden können. Die Besorgniß, die ich schon vor

beinahe fünf Jahren in der Vorrede zu dem zuletzt erschienenen Heft des Juden- ausgesprochen habe, daß meine geringe productive Kraft sich an der wiederholten Bearbeitung ähnlicher Gegenstände aufgerieben haben möchte, drängt sich mir bei jedem neuen Versuch natürlich mit größerer Stärke auf. Ich will jedoch gern der guten Sache das Opfer bringen, es ein oder zwei Mal darauf hin zu wagen, daß ich die Theilnahme, in der ich sonst meinen Lohn fand, nicht mehr zu wecken im Stande sei. Nur das Opfer, in dauernder Trivialität zu verharren, vermag ich nicht zu bringen; auch bezweifle ich, daß ein solches Opfer der guten Sache sehr zu Statten kommen würde. Ich kann deshalb eine Verpflichtung zu weiterer Fortsetzung im Voraus nicht übernehmen. Wenn ich bald wieder schweigen, wenn meine literarische Thätigkeit auf diesem Gebiete allmählig ganz erschlaffen sollte, so bitte ich, daß man meinen frühern Bemühungen ein freundliches Andenken bewahren und daß man vor

Allem nie in der mangelnden Ausdauer des Willens den Grund eines allein durch die erschöpfte Fähigkeit veranlaßten Aufhörens suchen, daß man nie als die Schwäche des Menschen auslegen möge, was allein die Schwäche des Schriftstellers sein würde.

Bockenheim, im Januar 1840.

Erſter Brief.

Februar 1818.

Du fragſt, lieber Freund, warum ich ſo lange über unſere gute Sache geſchwiegen, warum ich ſeit drei Jahren, ein Paar ganz unbedeutender Aufſätze abgerechnet, nichts mehr für die bürgerliche Gleichſtellung der Juden geſchrieben habe. Dieſelbe Frage hat ſchon mancher Wohlwollende an mich gerichtet. Aber ich glaube, daß es zum groſſen Theil Deine und Anderer Liebe iſt, die Euch dieſe Frage eingiebt, weil Ihr die Stimme des Freundes ungern vermiſſt, und weil ſein Schweigen Euch vielleicht um ſeinetwillen beunruhigt. Hättet Ihr allein die Sache und ihren Vortheil im Auge, ſo würdet Ihr erkennen, daß ſie bereits Organe gefunden hat, die für den Umſchwung, den die Verhältniſſe genommen, geeigneter ſind, und daß ich ihr in dieſem Augenblicke kaum nützlich dienen kann. Du ſagſt auch — und das fordert mich freilich zu ernſter Erwägung auf —, es ſeien einmal Viele gewohnt, meine Stimme in dieſem Kampfe zu hören, und ihr Verſtummen könnte

auf Einen oder den Andern wie ein Zeichen der Entmuthigung wirken und eine ähnliche Stimmung bei ihm erzeugen. Das wäre freilich ein seltsamer, trauriger, für mich sehr schmerzlicher Irrthum: aber wie soll ich ihm denn wehren? Was nennest Du, was nennen Andere Entmuthigung? Verständet Ihr darunter ein Verzweifeln an der Sache, an dem Rechte, an seinem Siege, so läge darin ein schwerer Vorwurf gegen mich; ich fühle aber, daß ich ihn durch nichts verdient habe. Wenn ich dagegen nicht die Sache, sondern allein mich selber aufgäbe, wenn ich lediglich an mir, an meiner Kraft, an meiner Fähigkeit, das Recht, für jetzt wenigstens, von Neuem mit Vortheil zu vertheidigen, irre geworden wäre, was läge denn daran? Wenn sich Einer im Gefühle der Erschöpfung vom Kampfplatze zurückzieht, wird er nicht anfeuernd und theilnehmend den frischen Streitern nachschauen, die mit rüstigen Kräften ausziehen, dem Zurückbleibenden zum Abschied freundlich die Hand drücken, und dann, unbekümmert um den Vorgänger, den Streit des Augenblicks ausfechten? Giebt dann der ermattend sinkende Arm, giebt selbst der letzte Seufzer des für Freiheit und Recht Fallenden die Siegeshoffnung auf? Sollte er sie nicht vielmehr in den Gemüthern der Ueberlebenden stärken und heben? Oder, um nicht in Bildern zu reden, die anderen, vielleicht glücklicheren Verhältnissen entlehnt sind: wenn ich das beschränkte Maß meiner geistigen Kräfte an dieser Sache zerarbeitet und aufgerieben glaubte, wenn ich

mich für unfähig hielte, noch etwas Tüchtiges über dieselbe hervorzubringen, würde ich darum im Mindesten ein geschwächtes Vertrauen in die Macht des guten Rechts verrathen? Auch die beste Sache erfordert scharfe Waffen des Geistes, um sie auf würdige Weise zu vertreten; die beste kann nicht mit Gemeinplätzen, nicht in längst ausgefahrenen Gedankengleisen vertheidigt werden. Wenn ich nun die frische Quelle des Schaffens in meinem Kopfe versiegt fühlte, sollte ich fortschreiben in matten Wiederholungen, um nur recht oft Lebenszeichen von mir zu geben? Sollte ich mich mit machtlosen Versuchen einer erliegenden Kraft quälen, damit Keiner die Ausdauer meines Willens bezweifle? Ist doch eine erstorbene Fähigkeit, ein entkräfteter Arbeiter nicht der Rede werth! Ueber die Schicksale von Tausenden geht ja das Rad der großen Zeitereignisse gleichgültig hinweg; Tausende von Glücklicheren führt der rollende Wagen dem Ziele näher, wie unendlich wenig ist da an einem verlornen Streiter gelegen!

Wenn Du vermuthest, daß die Unzufriedenheit mit dem geringen bisherigen politischen Erfolge meiner und fremder Bemühungen mich bestimmt habe, sie vorläufig aufzugeben, so mißdeutest Du meine Gesinnung. Das freilich kann ich nicht läugnen, daß ich in jugendlichem Vertrauen auf den Genius der Zeit raschere Fortschritte gehofft habe und darin schmerzlich bin enttäuscht worden. Aber die Klage darüber kommt nur der Menschheit, nicht aber der einzelnen strebenden Kraft zu, der

ich gar keinen Anspruch auf Erfolg, gar kein Recht, über die ausbleibende Wirkung zu schmollen, wegen ihrer Langsamkeit zu ermüden einräume. Ich habe stets von der Wirksamkeit eines Einzelnen für eine gute und große Sache eine so überaus geringe Vorstellung gehabt, — zumal in unserer Zeit, wo statt der frühern Alleinherrschaft begabter Geister die einstimmige Gesinnung Vieler das auserwählte Organ der höchsten Ideen geworden — daß auch der allerkleinste nachweisliche Erfolg mir genügend scheinen würde, um das Bewußtsein für die Bemühungen eines ganzen Lebens zu belohnen und zu immer erneueten Anstrengungen zu ermuntern. Aber selbst jene Nachweislichkeit auch des kleinsten Erfolgs bezweifle ich und halte es für Thorheit und Engherzigkeit, sie zu fordern. So anschaulich der Zusammenhang von Ursache und Wirkung meist in der Körperwelt ist, so tief verborgen ist er oft in der geistigen. Daß der in den Schoß der Erde gelegten Saat die Frucht entsprießt, das sehen wir; aber welcher der Saaten die Früchte des Rechts, der Freiheit, der Tugend und alles sittlich Guten entkeimen, das bleibt uns häufig ein Geheimniß. Die Guten streben und wirken für das Gute; sie freuen sich seiner Fortschritte, sie beklagen und bekämpfen die Hemmnisse, die sich ihm entgegenstellen; aber in wie weit gerade durch ihr Thun der Fortschritt gefördert, die Hemmung beseitigt wird, ob nicht ohne ihr Bemühen die Macht der Idee, das weise Walten der Vorsehung auf anderen Wegen, durch andere Mittel

dasselbe Ziel erreichen würde, darüber wird ihnen in der Regel keine Gewißheit: denn nur im Großen und Ganzen, wo die Thätigkeit des Einzelnen wie ein Tropfen im Meere verschwindet, lassen sich Ursache und Wirkung in der Geschichte nachweisen. Ich möchte gerade dieser Ungewißheit über den Erfolg unseres Wirkens eine hohe Bedeutung für dessen sittlichen Werth beilegen. Die Aussicht auf einen sicheren, anschaulichen Erfolg würde so lockend, sein Eintritt so lohnend sein, daß kaum der That nach irgend ein Verdienst der Uneigennützigkeit bleiben würde; das Selbstgefühl würde darin eine so süß schmeichelnde Befriedigung finden, daß kaum noch für ein anderes Motiv daneben Raum bliebe. Soll eine Wirksamkeit von eigenem sittlichen Werthe sein, so muß sie eine gewagte sein und muß etwas von dieser Eigenschaft selbst nach erreichtem Ziele behalten. Wir müssen den schönsten Lohn des Handelns zu allen Zeiten in ihm selbst finden und uns des Fortschrittes, des Erfolges, des Sieges der guten Sache freuen, ganz abgesehen davon, ob wir uns daran einigen Antheil zuschreiben dürfen oder nicht. Beseelt uns diese Gesinnung, so werden wir auch bei augenblicklichen Rückschritten und Unfällen trauern, freilich mit allen Guten, aber nicht in grämlicher Selbstsucht die eigne verlorne Mühe beklagen, vielmehr im Gefühle der erfüllten Pflicht einigen Trost finden und weder den Muth zum Handeln, noch die Hoffnung auf bessere Zeiten verlieren.

Mehr als von irgend einer Wirksamkeit gilt das Alles von derjenigen, die allein im Gebiete des Wortes, der Presse sich bewegt. Hier giebt es für die Arbeit und für ihren Erfolg gar keinen gemeinsamen Maßstab; die Art, wie der Grad der Wirkung sind hier weder im Voraus zu bestimmen, noch auch selbst später zu ermitteln. Darum muß auch der erste, nächste, selbständige, der allein zuverlässige Werth jeder Aeußerung in ihr selbst, in ihrer Wahrheit, in ihrer Kraft, in ihrem Adel und ihrer Würde, in der Stärke der Gesinnung, die sie ausdrückt, in der Macht der Ueberzeugung, die sie darlegt, in der Schärfe des Gedankens, den sie entwickelt, gesucht werden. Unmittelbarer Zweck des Schriftstellers kann nur das sein, auf Gesinnungen und Ueberzeugungen weckend und kräftigend einzuwirken, in die Masse geistigen Lebens ein die Gährung förderndes Element zu bringen, zu dem Gehalte und der Ausbildung des allgemeinen Bewußtseins beizutragen; practische Erfolge mögen dann, mit Hülfe höherer, unberechenbarer Einwirkungen, aus der Fülle des allgemeinen Denkens und Empfindens erblühen! In solcher Vermittelung aber verschwindet die Wirksamkeit des Einzelnen völlig, und von Verdienst, von Erfolg kann nicht mehr die Rede sein. Auch kann der Schriftsteller leicht mit den Ueberzeugungen, auf die er zu wirken hatte, so sehr in eins verschmolzen sein, daß Ursache und Wirkung nicht mehr unterschieden, daß nicht mehr ermittelt werden kann, ob er nur das treue Organ in

seiner Zeit lebender Gesinnungen gewesen ist, oder ob er zugleich durch selbstgeschaffene Gedanken darauf eingewirkt hat. Ich gestehe Dir, daß ich mich meist mit dem ersteren Ruhme begnügt habe: worin natürlich der Anspruch auf das Verdienst einer selbständigen, persönlichen Einwirkung ein weiteres Gegengewicht fand. So habe ich denn auf eine sichtbare, nachweisliche Frucht meiner Arbeiten nie gehofft, und wenn das träge Fortschreiten der Sache der Rechtsgleichheit mich, wie uns Alle, innig betrübt, so mischt sich kein persönliches Motiv diesem Schmerze bei, so finde ich mich dadurch als Schriftsteller keineswegs entmuthigt und zum Schweigen verurtheilt.

Wohl aber ist es jene Ansicht von dem Wirken des Schriftstellers, welche, eben weil sie den einzigen sicheren Werth der Rede in ihr selbst sucht, auch diesen Werth sorgsamer abwägt und ihm leichter mißtraut, als es der Fall sein wird, so lange man einen unmittelbaren, thatsächlichen Erfolg von dem öffentlichen Worte hofft. Jene Ansicht lehrt uns, gern zu schweigen, so oft wir unserer Rede nicht den Gehalt eines eigenthümlichen — wenn auch nicht eigenen, doch aus der Tiefe des Zeitbewußtseins geschöpften — Gedankens geben zu können glauben, oder so oft es uns scheint, als habe ein Anderer schon das Geeignete, das Nöthige, das Wahre über irgend einen Vorfall der Gegenwart gesagt. Wir finden uns auf diese Weise der — übrigens sehr lobenswerthen Hast überhoben, mit wel-

cher die, die ihren Worten einen unmittelbaren Einfluß auf die Ereigniſſe zutrauen, es für eine Gewiſſensſache halten, alles Geſchehende ſofort zu beſprechen. Ich ſelbſt habe im Anfange meiner Thätigkeit, wie Du weißt, mehr als jetzt, zu dieſen Letzteren gehört, und Du wirſt vielleicht argwöhnen, daß an der veränderten Anſicht neben der Erfahrung auch — mir unbewußt — die Ermüdung einigen Antheil habe, die mit dem Gewirre meiſt unerfreulicher Thatſachen nicht Schritt zu halten vermochte. Möglich, daß Du Recht hätteſt! Jedenfalls wünſchte ich nicht, daß meine Stimmung die allgemeine würde. Doch das iſt nicht zu beſorgen. Es wird nie an rüſtigen Streitern fehlen, die in jedem Augenblick, bei jedem Anlaß über die Kraft ihrer Feder verfügen. Ich aber muß es jetzt vorziehen, zu ſchweigen, ſo lange ich nicht glaube, meiner Rede den Geiſt neuer, belebender Gedanken einhauchen zu können. Es bleibt mir dabei eine ſchwache Hoffnung, daß inzwiſchen vielleicht die alten, längſt ausgeſprochenen Gedanken einigen weiteren Grund in den Gemüthern gewinnen werden.

Zu den Gründen des Zweifels an der practiſchen Wirkſamkeit ſchriftſtelleriſcher Bemühungen gehört — in beſonderer Beziehung auf den fraglichen Gegenſtand — vor Allem eine Einwendung, die ich zu oft, auch von Wohlwollenden, gehört habe, um gleichgültig dagegen zu ſein: daß nämlich meine und andere Schriften ähnlicher Art doch meiſt nur von den Betheiligten, von

den Juden, dagegen von denen, auf deren Gesinnung sie vorzugsweise wirken sollten, von den Christen, wenig oder gar nicht gelesen würden: ein Uebelstand, gegen welchen ich im Bereiche meiner Kräfte nie ein Mittel habe ausfindig machen können. Auch diesen Einwand werde ich freilich nie beachten, wenn es mir scheint, als könne Etwas gesagt werden, wovon es seines inneren Werthes wegen gut und wünschenswerth sei, daß es gesagt werde, möge es nun zuerst zu den Gemüthern noch so Weniger den Weg finden und sich noch so langsam und mühselig zu den Gesinnungen der Mehrzahl die Bahn brechen. Noch weniger Rücksicht verdient er da, wo es sich um die Abwehr schändlicher Verläumdungen, um die Rettung der Ehre einer Religionspartei gegen elende Beleidigungen handelt. Hier ist es Pflicht, dem Lügner das Brandmal der Lüge öffentlich auf die Stirn zu drücken, und da es keinen höheren Grad der Oeffentlichkeit giebt, als durch die Presse, so müssen wir, nachdem wir jener Pflicht genügt haben, uns darüber trösten, wenn unsere Gegner, das Brandmal ignorirend, in der Lüge ungestört fortfahren. Aber, abgesehen von diesem zwiefachen Moment, kann ich nicht läugnen, daß mir jener Einwand einen guten Theil der unbefangenen Lust an meiner Schriftstellerei verdorben und meinen Trieb zu ihr, der seiner Natur nach eher starker Impulse bedurft hätte, wesentlich gedämpft hat, so daß ich gern geschwiegen habe, wo nicht eine Pflicht der Ehre drängte, oder an-

regende Gedanken ein Recht auf Veröffentlichung zu haben schienen. Ich fand mich abermals veranlaßt, es um so genauer mit dem innern Werthe von Aeußerungen zu nehmen, denen man jede Wirksamkeit nach aussen, als solchen, die gar nicht an ihre eigentliche Adresse gelangten, leicht absprechen konnte.

Ich will Dir auch nicht verhehlen, daß ich mich manchmal des Gefühls nicht erwehren kann, als ob der Boden, in welchem gerade meine Bestrebungen ihrer Art und Weise nach wurzelten, mir ein wenig unter den Füßen gewichen wäre, so daß für den Augenblick die Bemühungen Anderer, zur Herbeiführung practischer Erfolge namentlich, geeigneter sein möchten. Auch das ist eine Befürchtung, die allein mich, nicht die Sache angeht. Was ist für eine Sache, die den Jahrhunderten angehört, eine Verrechnung um ein halbes oder ganzes Jahrzehend? was für sie ein augenblicklicher Stillstand oder Rückschritt, der, in den Zeitverhältnissen begründet, in der nächsten Minute durch eine glückliche Umwandlung aufgehoben werden und dem regsten Fortschritt Platz machen kann? Aber der Einzelne, der an die frohen Hoffnungen eines bestimmten geschichtlichen Augenblicks seine Thätigkeit geknüpft hat, der kann dieselbe leicht von dem Wirbelwinde der Reaction gefaßt und von dem Felde des Wirkens weit weg geschleudert sehen. Ich kann und mag nicht läugnen, daß ich mich in den Hoffnungen, die ich vor sieben Jahren bei dem Beginne meiner Bestrebungen auf raschere politische

Entwickelungen Deutschlands überhaupt, und in Folge davon auch für unsere Frage, in Gemeinschaft mit vielen Guten des Vaterlandes hegte, getäuscht habe; und ich weiß nicht, ob nicht in Form und Richtung meines Strebens Manches zu innig mit jener Täuschung verwachsen war, um, nachdem ich diese erkannt, in ganz unveränderter Weise fortfahren zu können. Du verstehst mich hier ohne weitere Ausführung. Du weißt auch, daß ich von dem Vergangenen nichts bereue, weder die Hoffnungen, die ja nur ein einiger Augenblick täuscht, und denen die Zukunft gewiß Wort hält, noch die Art des Strebens, die, fruchtbringend oder nicht, für mich die einzig mögliche war und stets bleiben wird. Wohl aber glaubte ich, sobald es mir schien, als ob meine Richtung dem Strome des Augenblicks entgegen sei, eine Zeitlang schweigen zu müssen, damit ich, ohne der Gesinnung etwas zu vergeben, doch der Gefahr entginge, vielleicht andere, dem Moment angemessenere Bestrebungen zu stören oder einer Sache, die der Feinde fürwahr schon genug hat, neue, übermächtige Feindschaften ohne Nutzen zuzuziehen.

Uebrigens ist mir in der That durch gewisse Vorgänge der letzten Jahre manche scharfe Waffe, deren ich mich mit Vorliebe in dem Streite für das gleiche Recht bediente, abgestumpft und untauglich gemacht worden. Der letzte Grund meiner Argumente ruhte immer auf einem vorausgesetzten Gefühl für Recht und Ehre, auf welches ich, als auf eine gemeinsam anerkannte Grund-

lage, ſichere Folgerungen bauen zu können meinte. Wenn ich dargethan hätte, daß die dem Anſpruch auf Gleichheit vor dem Geſetze entgegengeſtellten Motive, alles täuſchenden Scheines entkleidet, aus niedriger, neidiſcher, ſchmutziger Geſinnung entſprößen und auf unrechtliche Gewalt hinausgingen, ſo glaubte ich der Geſetzgebung gegenüber meine Sache gewonnen zu haben. Manche Vorfälle der neueren Zeit — z. B. die berühmten Debatten der erſten Kammer des Königreichs Sachſen über die Frage, ob die Juden Schneider, Buchhändler und Advocaten ſollten werden dürfen, — haben mich jedoch eines Anderen belehrt. Ich habe mich überzeugt, daß man, ohne ſich mit der Beſtreitung der obigen Vorderſätze gerade viel Mühe zu geben, doch deren Folgen ablehnen kann. Ich habe geſehen, daß Motive, von denen ich ſonſt annahm, daß man ſich ihrer unter allen Umſtänden ſchämen werde, zur Behauptung des Rechts des Stärkeren doch noch gut genug ſind. Worauf aber ſoll man fußen in dem Streite für eine Sache, der keinerlei äußere Gewalt zu Gebote ſteht, wenn ſich bei den Gegnern die Macht ſittlicher Momente als unwirkſam bewährt hat? Der Gemeinheit die Larve heuchleriſcher Vorwände abzureißen, das hat die Kraft der Wahrheit vermocht, und dieſer Sieg wird ihr nie fehlen; will aber jene in der eigenen, unverhüllten Geſtalt auftreten und das Feld des Unrechts gewaltſam behaupten, ſo läuft die Bekämpfung derſelben mit moraliſchen Waffen Gefahr, lächerlich zu wer-

den. — Von der anderen Seite hat es bei keiner der legislativen Verhandlungen, welche die letzten Jahre über unsere Frage gebracht haben, an einer ehrenwerthen, mehr oder minder starken, zuweilen nur um wenige Stimmen der Mehrheit nachstehenden Minorität gefehlt, welche die Grundsätze der Ehre, der Gerechtigkeit, der wahren, lauteren Religiosität klar erkannt, treu angewendet, mit Kraft und Wärme verfochten; auch die gegenüberstehenden Gesinnungen in ihrer Blöße darzustellen nicht unterlassen hat. So ist denn in der That die Frage von den künstlichen Nebeln verwirrter Begriffe, die man früher darüber verbreitet hatte, so ziemlich befreit, die verschiedenen Meinungen sind sich selbst und den Andersdenkenden klarer geworden; so daß der Sieg weniger mehr von der Aufhellung der Ueberzeugungen, als von der Zahl und Stärke der Anhänger der verschiedenen, scharf gesonderten Meinungen abhängt.

Wenn ich nun Deiner halb tadelnden, halb aufmunternden Frage, so weit es sich dabei um eine erneuerte, anhaltende Thätigkeit zum Zwecke bürgerlicher Fortschritte handelt, mit einigen Gründen, deren Geltung theilweise noch fortdauert, begegnet bin: so mag ich weder ähnliche Gründe suchen, noch wüßte ich sie zu finden in Betreff der Saite, die der Schluß Deines Briefes anschlägt und deren Ton in den Tiefen meiner Seele nachhallt. Ich bin mit Allem einverstanden, was Du mir, fern von jeder Rücksicht auf die politische Frage, vorhältst. Ich bin mit Dir durchdrungen von

der Ueberzeugung, daß es in allen, ganz besonders aber gerade in schlimmen Zeiten Pflicht ist, mit all' unserer Kraft die Gesinnungen, den Character, das Bewußtsein derer, auf die wir Einfluß üben können, zu stärken, so wie durch energische Abwehr mannigfacher Gehässigkeiten ihren erbitternden sowohl als ihren niederdrückenden Einfluß auf die Gemüther abzuwehren. Wohl stehen diese sittlichen Bestrebungen höher, als das Ringen nach dem äußeren Recht; und je länger, je hartnäckiger dieses versagt wird, desto mehr thut es noth, die Unrecht Leidenden zu kräftigen durch die Einsicht in den sittlichen Werth der Sache, in die Bedeutung der Ideen, für die sie leiden. Wahrheit und Ehre müssen in jedem Augenblick behauptet und vertheidigt werden, auch wo für das Recht nichts zu gewinnen ist. Hier gilt keine der obigen Bedenklichkeiten, hier keine Entschuldigung, als die der Unfähigkeit; und selbst die ungewisse Kraft an dem Erfolge zu versuchen, mag hier als Pflicht erscheinen. So will ich denn in diesem Sinne die hervorstechendsten unter den Erscheinungen mustern, die uns seit mehreren Jahren — meist in unerfreulicher Weise — berührt haben, und will meine Betrachtungen darüber, unbekümmert um jede andere Rücksicht, als um die der Wahrheit, Deiner Wahrheitsliebe und Deinem Gefühle vorlegen, die dann auch darüber entscheiden mögen, ob einiges davon der Mittheilung an das Publicum werth sei.

Dein

G. N.

Zweiter Brief.

Februar 1838.

Du biſt geneigt, lieber Freund, die Pauſe, die ich in meinen literariſchen Bemühungen für die Sache der rechtlichen Gleichſtellung habe eintreten laſſen, mit den angegebenen Gründen zu entſchuldigen; aber Du klagſt mich um ſo lebhafter an, daß ich den ganz neuen und unerhörten Gehäſſigkeiten nicht entgegengetreten bin, die in den letzten Jahren, wie giftige Pilze, dem Boden ſchriftſtelleriſcher Zänkereien entſproſſen ſind. Hier kann ich freilich nur für eine getäuſchte Hoffnung und für einen erklärlichen Widerwillen Deine Nachſicht anſprechen. Ich habe es mit Vielen lange für unmöglich gehalten, daß dem reichen Stoff des Haſſes und des blinden Vorurtheils, den vergangene Jahrhunderte aufgehäuft und dem unſrigen in Geſetzen und Geſinnungen zum Erdulden oder zum Ueberwinden hinterlaſſen haben, in der Gegenwart ein neuer Zuwachs zu Theil werden könne. Indem wir den alten Haß und ſeine finſteren Erzeugniſſe, ſeine argen Verläumdungen bekämpften, geben wir uns der Hoffnung hin, daß ſeine ſchaffende Kraft zum mindeſten erſchöpft ſei, daß das vielköpfige Ungeheuer aus dem Blute der erlegten Glieder neue zu erzeugen nicht mehr vermöge. Wenn auch hier und da die zur Wuth geſteigerte Leidenſchaft Einzelner das religiöſe Mo-

ment als eine Waffe zur Befriedigung tödtlicher persönlicher Feindseligkeiten aufraffte, so glaubten wir doch nicht, daß ein solches verworfenes Treiben über die Gränzen des Pfuhles von Haß und Wuth, dem es entsprossen, hinaus Boden gewinnen könne. Ein kurzer, energischer Widerspruch, an dem es nie gefehlt hat, schien der Wahrheit zu genügen; zu einem regelmäßigen Kampfe, wie er gegen die alten, gleichsam chronischen Gehässigkeiten geführt wurde, mochten wir uns nicht entschließen; wir meinten, die Lüge werde sich einmal in ihrer eignen unreinen Glut verzehren oder doch mit der Leidenschaftlichkeit, der sie entsprossen war, verfliegen. Wir müssen leider bekennen, daß wir die Macht der Lüge ein wenig zu gering angeschlagen haben; das Uebel hat mehr, als wir ahnen konnten, Wurzel gefaßt; das Unwahrste ist so oft wiederholt, in so mannichfache Wendungen und Formen gekleidet worden, daß mancher Redliche, der einen solchen Grad schamloser Beharrlichkeit in der Lüge nicht begreifen mag, an die völlige Grundlosigkeit gewisser Beschuldigungen kaum mehr glauben kann. Es muß ernsthaft darauf gesonnen werden, dem Verderben Einhalt zu thun. Vor fünfzig Jahren war es in unserm Vaterlande die Literatur, die dem in Trennung, Haß und Vorurtheil versunkenen Leben von ihrem erhabenen Standpunkt herab die helfende Hand bot; die Idee der Humanität strebte durch die Organe Lessing's, Herder's und ihrer Jünger die Menschen zu sich emporzuziehen. Jetzt thut es Noth, das in mancher Rück-

ſicht fortgeſchrittene und gehobene Leben gegen die Einflüſſe des Haſſes zu ſchirmen, die es von der Seite einer von mannichfachen Elementen der Bosheit geſchwängerten Literatur her bedrohen.

Eine Schwierigkeit, die leicht einigen Widerwillen, eine gewiſſe Unluſt, den neuen Streit aufzunehmen und ernſthaft durchzuführen, erzeugen konnte, liegt hier eben darin, daß die zu vertheidigende Sache eine allzugute, die zu bekämpfende Lüge meiſt eine allzuoffenbare, allzuleicht niederzuſchlagende iſt. Du biſt vielleicht auf den erſten Blick befremdet über dieſe Beſchwerde eigener Art, doch wirſt Du mir bei näherer Erwägung wohl beiſtimmen. Im Leben freilich, vor Gericht z. B. oder im perſönlichen Streit der Ehre, da mag es ſehr gut ſein, wenn man den Gegner mit der ſchlichten Anrede »Du lügſt« begegnen und ihn damit vernichten kann. Aber ein literariſcher Streit iſt weſentlich anderer Natur; er muß, welches auch ſein nächſter, beſonderer Zweck ſein möge, — und wäre auch dieſer nur auf die Ueberführung eines Verläumders gerichtet — dennoch, wenn er des Bodens, auf dem, des Publikums, vor dem er geführt wird, würdig ſein will, ſtets zugleich eines weiteren, höheren Zwecks eingedenk ſein, des Zweckes geiſtiger Anregung durch Gedanken und Empfindungen. Da aber der Act der Zerſtörung nackter, baarer Unwahrheit keinen Anlaß zur Erörterung poſitiver, belebender Wahrheiten bietet, ſo muß die Aufgabe veredelt, erhöht, über den Standpunkt der Gegner, ihrer Lügen und ihrer Leiden-

schaften hinausgehoben werden, um eine würdige Behandlung zu gestatten. Dadurch aber gewinnt die Polemik leicht die Farbe der Concession; wir scheinen leicht einen zu großen Werth auf die Behauptungen, die wir bestreiten, zu legen, ihnen einen gewissen Grad von Wahrheit zuzuerkennen, indem wir uns nicht mit dem einfachen Lügenstrafen — dem Einzigen, was unsere Gegner in den meisten Fällen verdienten — begnügen, sondern in weitere Ausführungen eingehen. Diese doppelte Gefahr der scheinbaren Ueberschätzung des Gegners und seiner Angriffe von der einen, der Trivialität von der andern Seite ist es, welche unsere Stellung in diesem Streite bedroht. Sie darf uns jedoch nicht abhalten, der Wahrheit zu dienen, und wir können ihr vielleicht begegnen, indem wir es möglichst deutlich machen, daß den Verläumdern von unsern Worten nichts gilt, als der Vorwurf der Lüge, während die Ueberzeugungen, die wir aussprechen, und für welche wir Gehör und Theilnahme suchen, sich an das Publikum wenden, vor welchem wir uns schämen müßten, mit einer bloßen, noch so wohl begründeten, Injurienklage aufzutreten.

Wenn ich nun diese Motive meiner bisherigen Unthätigkeit einräume, so muß ich mich gegen ein anderes, auf das Du hindeutest, entschieden verwahren. Du fragst, ob ich etwa darum die traurigen Erscheinungen der neuesten literarischen Judenverfolgung unbeachtet gelassen, weil sie offenbar nicht aus einer fanatischen Gesinnung entsprungen sind, vielmehr fast ohne Ausnahme in einer

leidenschaftlichen Stimmung ihren Grund hatten, die sich der Judenhasses als eines Mittels für ihre Zwecke, als einer Waffe, um christliche Gegner zu verwunden und sie verhaßt zu machen, bediente. Mit dieser Thatsache hat es seine volle Richtigkeit; aber nach der Art, wie ich sie deute, bin ich sehr weit entfernt von der Meinung, als wenn es darum weniger unsere Sache wäre, jene Gehässigkeiten zu bekämpfen. Wohl ist es wahr, daß wir hier Manchen begegnen, den wir sowohl von Fanatismus, als von der gewöhnlichen Gehässigkeit, die sich dem Unterdrückten aus Furcht vor seiner natürlichen Kraftentwickelung entgegensetzt, freisprechen müssen, Manchen sogar, der sich für die bürgerliche Gleichstellung der Juden erklärt hat. Wenn wir daher glaubten, uns allein gegen solche Feindseligkeiten zur Wehr setzen zu müssen, die uns persönlich treffen, und die dem Hasse gegen uns entsprießen, so könnten wir uns allenfalls dabei beruhigen, daß hier Motiv und Object der Gehässigkeit anderwärts zu suchen seien. Allein diese Auffassung wäre eben so irrig wie kleinlich. Ich wenigstens halte eben das für den eigenthümlichen Character jenes Elements, das sich als Judenhaß heutzutage vor unsern Augen bewegt, daß es ein Haß ist ohne bestimmten Inhalt, ich möchte sagen, ohne rechten Gegenstand, eine Abstraction des Hasses, ein Fanatismus, der seinen einstigen religiösen Gehalt überlebt hat, ein ausgebrannter Krater einst glühender Leidenschaften, ein todtes Meer voll Gift und Haß, aus dem Jeder schöpft, bald

in sinnloser Wuth, bald in schlauer Berechnung, wenn er sich an einem Feinde rächen, ihm ein Weh zufügen will; eine fertige Form des Hasses, mit einem Arsenal vorräthiger Schmähungen ausgerüstet, in welche Jeder die eigene Bosheit beliebig kleidet. Man könnte versucht werden, in der Sinnverwirrung, in dem lügnerischen Treiben, in der sühnungslosen Gehässigkeit, die auf diese Weise in den Kreisen der Hassenden selber verderblich wühlen, eine strafende Vergeltung für die alte, an Schuldlosen verübte Unbill zu erblicken, wenn nicht Diese wieder am empfindlichsten dabei litten. Man gedenkt freilich derer kaum, die man in ihren tiefsten Innern verletzt, in ihren heiligsten Gefühlen verwundet, ohne daß sie die mindeste Schuld trügen an dem erregten Zorn, man wirft gleichsam ihre Religion und Moral, gleich als wären es todte, empfindungslose Massen, seinen Feinden an den Kopf; und wenn die Gemißbrauchten, die durch beiläufige Schmähung ihrer Sitte und ihres Glaubens Empörten, einen Schrei der Entrüstung ausstoßen, so ist man wohl gar höchlichst verwundert, daß sich Die beschweren, die man doch gar nicht zu treffen die Absicht gehabt, deren Namen und Dasein man vielmehr nur zu Pulver und Kugeln hat verbrauchen wollen, um seinen wahren Feinden eine volle, tödtliche Ladung zuzusenden.

Findest Du meine Erklärung der fraglichen Erscheinungen gezwungen, so suche doch eine natürliche Lösung des Räthsels, daß in neuester Zeit der Judenhaß

sich ohne allen Anlaß oder unter den gesuchtesten Anknüpfungspunkten in die entlegensten Streitfragen gemischt hat, daß er seltner gegen die wirklichen Juden, als gegen christliche Gegner, die man zuvor in Juden verwandelte, als Waffe ist gebraucht worden; ja daß kaum irgend ein Streit mit Heftigkeit, mit Leidenschaft geführt wird, ohne daß man zu jener Waffe griffe. Ich will Dir hier nur vorläufig und beispielsweise von vielen Aeußerungen eine anführen, die, durch ihre Uebertreibung hervorstechend, zur Bezeichnung des ganzen Treibens dienen mag, die übrigens mehr ergötzlich als ärgerlich, mehr geeignet ist, Heiterkeit, als Zorn zu erregen. Als vor einiger Zeit der Kampf um die Behauptung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes lebhafter zu entbrennen begann, während die Freunde aller Unterdrückung ihn schon erstickt wähnten, bemerkte, wie Du Dich erinnern wirst, das Berliner politische Wochenblatt, das Staatsgrundgesetz werde nur noch von liberalen Juden vertheidigt. Sehen wir bei diesem Vorwurf von der Gesinnung, die ihn eingegeben, und von seiner Wahrhaftigkeit ab, und blicken allein auf den Inhalt, so haben wir keinen Grund, uns darüber zu beklagen. Freilich, wenn Juden die einzigen Vertheidiger des Rechts in dieser Sache gewesen wären, so würde das sehr zu bedauern sein, zwar nicht der Juden, aber der Christen Deutschlands wegen. Aber der Mann, der jene Angabe niederschrieb, wußte so gut, wie wir, daß sie erlogen ist, daß Juden weder die einzigen, noch die einfluß-

reichsten Vertheidiger des Grundgesetzes sind, unter dessen kräftigsten Vorkämpfern sich vielmehr einige Männer befinden, die leider gegen die Juden und ihr Recht nichts weniger als freundlich gesinnt sind, vielmehr auf diesem einen Punkte mit den Grundsätzen des politischen Wochenblatts in wunderbarer Weise sympathisiren. Er wußte recht gut, daß sich höchstens unter den zahlreichen Streitern in jener bedeutungsvollen Frage ein oder der andere Journalist jüdischen Glaubens befunden hat. Aber dieser winzige Anlaß mußte benutzt werden, um, wie es in hundert Fällen auf ähnliche Weise versucht worden, den Judenhaß gegen die Vertheidiger eines tödtlich gehaßten Rechts aufzuregen und auf die Sache und ihre Vertreter den erregten Haß zurückfallen zu lassen. Wollte Gott übrigens, daß dieselbe verworfene Absicht nie schlimmere Lügen und Verläumdungen erzeugt hätte.

Wir sind auf diese Weise die stellvertretenden Opfer eines jeden Hasses, die ausersehenen Märtyrer dieser feindseligen Leidenschaft, die ihren stärksten Ausdruck im Judenhasse findet. Durch eine »fürchterliche Sympathie, die in des Uebels Reiche herrscht,« sind alle Bosheiten und Gehässigkeiten der verschiedensten Art dabei betheiligt, den Funken dieses Hasses in den Gemüthern des hohen und niedern Pöbels glimmend zu erhalten, weil er ihnen allen einmal Dienste leisten kann. Wir unsrerseits wollen darin den Beruf erkennen, dem Hasse und dem Unrecht in allen ihren Gestalten und Richtungen

entgegenzutreten, da sie in jeder eine uns feindliche Wendung zu nehmen nur allzugeneigt sind.

Es ist eine höchst traurige Erfahrung, wie das sittliche Gefühl durch die Gewohnheit des Schlechten in solchem Grade abgestumpft wird, daß nur Wenige die ganze Verworfenheit jenes Treibens empfinden, das statt des einzelnen mit Recht oder Unrecht gehaßten Gegners der Religion, der er angehört, die Gesammtheit ihrer Bekenner mit giftigen Schmähungen verfolgt. Ich will einmal von dem Moment der Lüge, der schamlosen Erfindung von Thatsachen ganz absehen, ich will es vergessen, daß man fast immer erst christliche Gegner in Juden zu verwandeln genöthigt gewesen ist; ich will die wenigen Ausnahmsfälle in's Auge fassen, wo man wirklich einen jüdischen Schriftsteller gegen sich hatte und mit diesem über irgend einen Punkt der Politik oder der Literatur, über irgend eine der Religion durchaus fern liegende Frage im Streit war. Nur selten haben sich unter solchen Umständen die Gegner mit der Person und dem Werke des Schriftstellers begnügt, der ja ihrer Kritik mit jedem Gedanken, mit jeder Wendung, mit jedem Worte zu Gebote stand, und den sie nach Belieben kritisch abschlachten konnten, ohne ein anderes Gebot, als das der Liebe, ohne Recht, Ehre, Sitte zu verletzen. In der Regel mußte die an dem Vergehen des Schriftstellers völlig unschuldige Religion, die Gesammtheit der Glaubensgenossen, der er zu ihrem Leidwesen angehörte, für ihn büßen; gegen sie wurden die schärfsten

Pfeile gerichtet; der Schuldige ſelbſt kam meiſt verhältmäßig gelinder davon. Man kehre einmal die Rollen um, und Jeder wird die Niederträchtigkeit und den Wahnſinn eines ſolchen Verfahrens begreifen. Tauſend und abermals tauſend Mal haben Schriftſteller, die ihrer Abkunft und ihrem äußeren Bekenntniß nach Chriſten waren, gegen Schaam und Sitte geſündigt, haben Heiliges verſpottet und Edles gehöhnt. Man hat ſie als Abtrünnige ihres hehren Glaubens gezüchtigt; man hat ihnen das Chriſtenthum als das Hohe, Göttliche, das ſie verläugnet und beleidigt, vorgehalten. Aber für einen hirnverrückten Läſterer, für weit frevelhafter noch, als jene Sünder ſelbſt, würde man den erklärt haben, der ihre Sünden dem Chriſtenthum, das ſie geboren, hätte aufbürden, der dieſen Glauben damit hätte ſchmähen wollen, daß er jene Frevel und die Geſinnung, in der ſie wurzeln, »chriſtliche« nennte, daß er von »chriſtlicher« Unzucht, »chriſtlicher« Gemeinheit, »chriſtlichem« Laſter redete. Eben dieſe unerhörte Schändlichkeit aber hat man ſich fortwährend — ohne allen Anlaß, als der eigenen, blinden Wuth — gegen das Judenthum zu Schulden kommen laſſen. Wenn wirklich der Uebermuth der Mehrzahl ſolche Abſcheulichkeiten natürlich findet, wenn er das ſittliche und religiöſe Gefühl ſo ſehr erſchlaffen läßt, daß er das Schlechte, das Gottloſe eines Treibens nicht mehr erkennt, welches die Idee aller Gottesverehrung in der fremden Religion befleckt; wenn unſere Schwäche, wenn die Gewohnheit, unter

jeder Rohheit, jeder Fühlloſigkeit zu leiden, wenn dieſe allein es ſind, die uns das Niedrige, das Verwerfliche ſo tief empfinden laſſen, das wir weder zurückgeben mögen noch dürften, wenn wir es möchten: dann wollen wir darin wenigſtens einen hohen Troſt für unſere Schwäche einer rohen Uebermacht gegenüber finden!

Es wird mir ſchwer, einen Ausdruck zu finden, der die ganze Kraft des Unwillens wiedergäbe, den ich über jene Art der literariſchen Kriegführung empfinde. Sie erinnert mich oft an jene halb geſchichtlichen, halb fabelhaften Ueberlieferungen aus den Zeiten finſterer Rohheit, die uns Beiſpiele melden von einer furchtbaren Rachſucht, der das Leben des Feindes nicht genügt, die nicht befriedigt wird, wenn ſie den unauslöſchlichen Durſt nicht an dem grauen Haupte des Vaters, an dem Leben des Kindes, an der Ehre der Tochter ihres Feindes ſtillt. Heilig, wie das graue Haupt des Vaters, theuer, wie das Leben des Kindes, unverletzlich, wie die Ehre der Tochter iſt jedem fühlenden Menſchen die Würde ſeines Glaubens, die Ehre ſeiner religiöſen Genoſſenſchaft. Tauſend Mal lieber wird er ſich ſelbſt durch die ſchärfſten Pfeile ſeiner Gegner getroffen fühlen, als jene durch die Geſchoſſe eines Haſſes, den er auf ſich geladen, verwundet ſehen. Jeder Ehrenmann muß darauf gefaßt ſein, für jedes öffentlich geſprochene Wort mit ſeiner Perſon, mit ſeinem Rufe als Schriftſteller, als Menſch und als Mann, in jeder Art und Weiſe einzuſtehen. Daß man ſich aber für die Vergehen, die er ſich zu

Schulden kommen läßt, für die Leidenschaften, die er aufregt, an seinen Glauben und an dessen Bekenner halte, das ist ein Act der Ehrlosigkeit, den er nicht voraussehen konnte. Aber das ist freilich wahr, daß diese Waffen sicher treffen, daß ihre Streiche unfehlbar schmerzen, daß sie das Herz dessen, gegen den sie geführt werden, wenn es ein fühlendes ist, so gewiß, wie die Ehre dessen, der sie führt, verwunden. Es ist auch ganz gleichgültig, wer diese Waffen schwingt, wer diese Geschosse absendet; es sind Freikugeln, in der unheimlichen Nacht uralter Vorurtheile, unter dem Schutze des bösen Feindes des Menschengeschlechts, des Hasses, gegossen, mit denen der erbärmlichste Schütze, wenn er nur ehrlos genug ist, sie zu gebrauchen, das Gefühl des Gegners so sicher trifft, wie der fähigste: darum sollte sich aber auch kein redlicher, kein ehrenhafter Kämpfer, der im Gefühle seiner Kraft, unter dem Schutze Gottes und der Wahrheit, das Schwerdt des Wortes führt, ihrer bedienen. Und am empfindlichsten werden solche Angriffe jeder Zeit dem Besten und dem Schuldlosesten sein. Mag es dem vollendeten Spötter, dem jedes religiöse Gefühl fremd geworden, gleichgültig sein, ob die auf ihn gerichteten Giftpfeile des Hasses einen ihm freilich nicht heiligen Glauben, eine ihm nicht ehrwürdige Gesammtheit verletzen; mag es ihm sogar für einen ergötzlichen Spaß gelten, daß eine Religion, der er entweder nie angehört oder die er längst abgeworfen hat, seiner Brust als Schild dienen und die

Streiche ſeiner durch ihre Leidenſchaft verblendeten Gegner ſtatt ſeiner auffangen muß: das iſt gewiß, daß Jeder, der noch warm, ja der nur menſchlich für ſeinen Glauben fühlt, über Angriffe ſolcher Art ein tieferes Wehe empfinden wird, als wenn man ihn perſönlich zur ſtrengſten Rechenſchaft zöge. Aber man züchtigt auf ſolche Weiſe nicht ſein Vergehen, ſeine Schwäche, ſondern man verwundet ſeine edelſten Empfindungen und die von Tauſenden Schuldloſer zugleich.

Und wenn Du nun vollends erwägſt, daß ein Verfahren, das, ſelbſt auf wahre Thatſachen angewendet, das verwerflichſte ſein würde, unzählige Male auf erlogene Vorausſetzungen iſt gegründet worden, ſo wirſt Du nicht daran zweifeln, daß ich Deine ſtaunende Entrüſtung über eine ſo hartnäckige Bosheit theile.

Dein

G. R.

Dritter Brief.

März 1838.

Während ich die Quellen der Bosheit aufſuchen und ſie in ihrem Fortgange verfolgen wollte, lieber Freund, iſt mir das neueſte Erzeugniß derſelben zu Geſicht gekommen, das ſich mit den älteren in jeder Hinſicht meſſen kann und noch Einiges an Gleißnerei, er-

heucheltem Wohlwollen und treulosem Rathgeben vor ihnen voraus hat, die es um so mehr zur Pflicht machen, dem Verfasser die tiefe Verachtung, die uns seine feindselige Pfiffigkeit einflößt, zu zeigen. Ich meine die Episode von Judenhaß, die Herr Gustav Pfizer seinem Aufsatze über Heine's Schriften und Tendenz, in dem kürzlich erschienenen ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift, auf übliche Weise einzuflechten nicht unterlassen hat. Es kostete Mühe, auf diesem Felde noch originell zu sein und seine Vorgänger in irgend etwas zu übertreffen; es ist aber wirklich Herrn Pfizer in gewisser Weise gelungen. So viel berechnete Tücke mit so viel schamloser Lüge gepaart; so viel künstlich bereitetes Gift der Verläumdung mit einer harmlosen Miene der Ueberzeugung und des Bedauerns heimlich beigebracht, habe ich selbst auf diesem Gebiete — und das will viel sagen — noch nicht beisammen gesehen. Es thut mir herzlich leid, einem solchen boshaften Anfall grade hier zu begegnen, in einer Zeitschrift, die unter günstigen Auspicien beginnt und in ihrem ersten Bande schon manche schätzenswerthe Arbeit giebt; in einem Aufsatze, welcher, wenn er auch eine gewisse gereizte Stimmung verräth, doch des Wahren und der Beherzigung Werthen mancherlei enthält; bei einem Schriftsteller endlich, dessen poetisches Talent mir stets der Theilnahme würdig schien, von dem ich es bedaure, daß er — ich glaube, fast ohne Schuld — in einem Pfuhl unsauberer literarischer Gehässigkeiten hineingerathen ist, wo man,

ein nachläſſig hingeworfenes Wort Goethes von der Erde aufraffend und gegen ihn benutzend, ſeinem dichteriſchen Streben mannichfach Unrecht gethan hat. Ich ſehe jetzt leider, daß auch er nicht unbefleckt aus dieſem Pfuhle hervorgegangen iſt. Ich erkenne an ihm von Neuem, wie das anſteckende Gift des Haſſes in den Gemüthern, die es ergreift, die Gefühle für Gerechtigkeit, Wahrheit und Ehre ertödtet. Ich denke, Herr Pfizer kann ſich über die häufig einſeitigen und partheiiſchen Angriffe auf ſeinen Dichterruf tröſten, die freilich ſeinen Gegnern oder Rivalen reichlich und in gleicher Münze ſind vergolten worden. Hier aber gilt es ſeinen Character und ſeine Ehre; ich will es abwarten, welchen Grad von Empfindlichkeit er von dieſer Seite zeigen wird. Daß und warum ich mich berechtigt fühle, den der Sache geltenden Streit mit Herrn Pfizer zugleich als einen für mich perſönlichen aufzufaſſen und durchzufechten, wirſt Du alsbald wahrnehmen.

Unſer Verfaſſer kann nicht umhin, ehe er von ſeinem Widerwillen gegen Heine den Uebergang zu den Juden findet, ſich ſelbſt allerlei Bedenken gegen dieſes Verfahren vorzuhalten, die in der That allzunahe liegen, um ſie zu umgehen, die er aber zu erledigen ſich weiter nicht bemüht, ſich auch eben ſo wenig dadurch abhalten läßt, zu der, wie es ſcheint, unentbehrlichen Waffe zu greifen, die ihn vielmehr nur beſtimmen, den Bosheiten, die er ſich vorgeſetzt, die raffinirteſte, unerhörteſte, lügen-

haftesle aller Wendungen zu geben. Er weist auf ein frivoles Gleichniß hin, mit welchem Heine jede Beziehung zum Judenthume ablehne; er hält es für glaublich, daß Heine eben so wenig Lust an den Sittengesetzen des Mosaismus, als an denen des Christenthums habe; er gibt zu, daß derselbe so wenig ein normaler Jude, als ein guter Christ sei; er erklärt es für zweifelhaft, ob Heine ein Emissär des Judenthums sei, »oder »ob er einen Groll gegen seine Stammgenossen befriedigen wolle, indem er, dem doch der Name des Juden »noch anhaftet, es arglistig darauf angelegt, durch seine »Lästerungen und Blasphemieen den Zorn der Christen »gegen die Juden aufs Neue zu reizen und dem Mißtrauen und Widerwillen, die mehr und mehr verschwin»den sollten, absichtlich Nahrung, der Erbitterung und »Feindseligkeit neuen Vorwand zu geben?« — Zur Beseitigung dieser mit Sorgfalt ausgeführten Vermuthung wird kein Wort gesagt, sie bleibt vielmehr als eine Wahrscheinlichkeit, mindestens als eine Möglichkeit, stehen. Wenn sie das aber wirklich ist, und wenn Herrn Pfizer seine eigene Ansichten für mehr als für bloße Phrasen gelten, mit denen man das Papier füllt, und die man dann, um den inneren Zusammenhang unbekümmert, ihrem Schicksale überläßt: wie mag er sich denn der Gefahr aussetzen, dem schwer Beschuldigten zur Erreichung eines tückischen Zweckes behülflich zu sein, indem er eben die Gehässigkeiten, die Jener beabsichtigte, auf eine schuldlose Religionspartei häuft?

Sein blinder Eifer läßt hier den Verfaſſer überſehen, daß ſeine eigene Schmähungen in Widerſtreit mit einander gerathen.

Statt alſo jenen Verdacht wegen der Abſichten Heine's zu widerlegen oder davon abzulaſſen, die Juden als deſſen Verbündete anzufeinden, fährt Herr Pfizer mit einer wahrhaft ergötzlichen Wendung fort. »Wir wollen — ſagt er — der Veranlaſſung, ein »noli me tangere dennoch zu berühren, nicht aus dem »Wege gehen.« Iſt Herr Pfizer ſo glücklich geweſen, die literariſche Polemik der letzten zehn Jahre zu verſchlafen, daß er im Ernſte glauben kann, er ſei der Erſte oder einer der Erſten, der einen zarten Punkt berühre oder doch den ſonſt mit großer Schonung behandelten ernſthaft auffaſſe? Sollte er wirklich nicht wiſſen, daß von Menzel an bis auf den armſeligſten Stümper der Kritik kaum irgendwo einer gegen Börne, gegen Heine (die Recenſion von Ruge in den Halliſchen Lehrbüchern macht hier wohl die einzige Ausnahme), ja gegen eine Anzahl von Schriftſtellern, die ſämmtlich von chriſtlicher Abkunft, geſchrieben hat, ohne das Judenthum in die Sache zu miſchen, ja ſelten ohne es zum Hauptgegenſtand der Schimpfreden zu machen? Hat er es nicht mit angeſehen, daß jenes noli me tangere einer Religion von ganzen Horden von Recenſenten in den Koth ihrer Leidenſchaften iſt geſchleift worden? Mag Herr Pfizer, welches Verdienſt er wolle ſeinem hochherzigen Ausfall

gegen die Juden beilegen; daß er ihm das der Neuheit zuſchreiben will, iſt doch gar zu albern. Oder ſoll jener Ausdruck die übergroſſe Empfindlichkeit der Angegriffenen rügen? Ich räume gern ein, daß die Juden ſich in neueren Zeiten gegen die Bosheiten und Verläumdungen, mit denen man ſie überhäuft, nach beſten Kräften wehren, daß ſie für ihre Ehre wie für die Erwerbung bürgerlicher Rechte lebhaft ſtreiten. Doch haben ſie den einen Zweck des Kampfes bisher ſo wenig wie den andern erreicht, ſie ſind noch immer die Zielſcheibe mancher giftigen Schmähung, deren Urheber ſich für die Verachtung der edler Denkenden mit gewiſſen niedrigen Sympathieen tröſten, auf die ſie vorerſt noch zählen können. Aber auf dem hier in Frage ſtehenden Punkte vollends haben ſich die Juden bisher im Verhältniß zu den zahlloſen Angriffen ſo wenig zur Wehr geſetzt, daß man ihnen hier eher den Vorwurf der Unempfindlichkeit machen könnte, wenn ſie nicht eben in der Abſcheulichkeit der Angriffe, in der gutmüthig angenommenen Unmöglichkeit, daß eine ſo freche Lüge ſo weit um ſich greifen könne, eine Entſchuldigung fänden. Auf das, was hier im Sinn der Vertheidigung geſchehen iſt, komm ich zurück. Hätte jeder neue Ausfall, jede Wiederholung der alten Verläumdung bekämpft werden ſollen, ſo hätte man eine Zeitlang wöchentlich ein Paar Bogen vollſchreiben müſſen. Kurz, die Geiſt jener noch nie dagewe iſt gerade auf dieſem Punkte auf die unerhörteſte Weiſe gereizt, auf's äu-

herste getrieben und am Ende freilich erschöpft werden; eine weiter getriebene Nachsicht würde in der That eine sträfliche sein.

Herr Pfizer fährt fort: »Die Juden streben, »nachdem die schändlichen Bedrückungen und Verfol»gungen aufgehört, mehr und mehr aller Orten nach »bürgerlicher Gleichstellung mit den Christen und haben »in vielen Staaten Aussicht auf Erfüllung ihrer Wün»sche. Das ist billig und vernünftig;« diese Zustimmung hätte Anspruch auf unseren Dank, in so fern derselbe anders, als durch Preisgebung unserer Ehre, entrichtet werden könnte. Wenn aber Herr Pfizer — oder sonst irgend Jemand, wie es in der That manchmal den Anschein hat, — glauben sollte, die Protection, die er unsern bürgerlichen Bestrebungen huldreich angedeihen lasse, berechtige ihn im mindesten, im Uebrigen mit uns weniger Umstände zu machen und seinen Uebermuth an uns auszulassen, oder sie werde uns irgend zur Schonung stimmen, wo es die Wahrung der Ehre gilt, so würde er sich gewaltig irren. Fort mit aller bürgerlichen Gleichstellung, wenn sie durch das kleinste Opfer der Ehre erkauft werden soll! Die Ehre ist der Geist und die Seele des Rechts; der Kampf um das gleiche Recht ist in seinem Wesen nichts anderes als der Kampf um die gleiche äussere Anerkennung der unverletzlich gleichen innern Ehre. Wer Recht um Ehre eintauschte, würde den Inhalt um die Form, den Kern um die Schale hingeben.

Es scheint jedoch wirklich, daß Herr Pfizer in dem Compliment, welches er im Vorbeigehen der Emancipation macht, eine Gewissensstärkung findet: denn von nun an hat er den Bund mit der Lüge unwiderruflich geschlossen. Die nächsten Worte lauten: »aber »Billigkeit und Vernunft sollten auch den Juden ge»bieten, in diesem Zeitpunkt am wenigsten durch Pole»mik gegen christliche Institutionen, durch Spott und »Blasphemie auf das, was für heilig gilt, die ruhige »Unpartheilichkeit und den Gerechtigkeitssinn der Christen »auf eine allzuharte Probe zu stellen; denn wie nahe »liegt es zu sagen: so verstehen und anticipiren die Juden »die vollkommene Freiheit!« — Hier bin ich leider auf einen der Punkte gekommen, wo keine andere Form der Bekämpfung mehr möglich ist, als die des brandmarkenden Vorwurfs der baaren, frechen Lüge. Nicht ein einziger Jude, der die sittlichen und rechtlichen Interessen seiner Glaubensgenossen vertreten hat, oder der auch nur das mindeste Gefühl für dieselbe hegte und an den Tag legte, ja kein einziger, der nicht vorher durch die Lossagung von der religiösen Gemeinschaft des Judenthums die moralischen Forderungen seiner Stellung innerhalb desselben abgeschüttelt hätte, hat je ein Wort des Spottes über christliche Vorstellungen oder Gebräuche laut werden lassen. Und zwar ist das nicht allein in dem Gefühle der ungeheuren Unschicklichkeit unterblieben, die darin liegen und von der unvermeidlicher Weise ein Theil auf die Gesammtheit zurückfallen würde; es mußte

vielmehr ſchon darum unterbleiben, weil der ernſte, ſtreng ſittliche Character aller wahrhaft gemeinſamen Beſtrebungen der Juden, wie einer jeden Religionspartei jede Frivolität der Geſinnung nothwendig ausſchließt; weil jedes Gemüth, daß ſich dieſen Beſtrebungen aufrichtig widmet, auch an ihrem ſittlichen Ernſte theilnimmt; weil der Spott über religiöſe Dinge Dem unmöglich iſt, deſſen Herz noch eine Spur des Unmuths empfindet, welchen Keinem mehr, als dem Juden, der endloſe gemeine Spott über ſein religioſes Leben verurſacht hat, in welchem die ekelhafteſte Frivolität nur durch die blindeſte Gehäſſigkeit überwogen wurde und gegen ſie zurücktrat. Nicht einmal der Verſuch, dieſem elenden Spotte Gleiches mit Gleichem zu vergelten, iſt je von einem Vertreter der Sache der Juden gemacht worden; alle haben ſich mit ernſter Zurückweiſung, mit der Darlegung der Schlechtigkeit eines ſolchen Verfahrens begnügt. — Wenn wirklich eine Aeußerung, den angeführten Schlußworten ähnlich, bei den Debatten über die Rechtsfrage von einem Unbefangenen, der nicht die Abſicht zu täuſchen hatte, wäre gemacht worden, ſo könnte ſie nur die Folge eben jener frechen Hartnäckigkeit der Lüge geweſen ſein, von der wir hier einen neuen Beleg ſehen, die ohne Anſtand Thatſachen erfand und verdrehte, Leute zu Juden machte, die es nicht mehr, oder auch die es nie waren, und der es allerdings durch einen unglaublichen Grad von Unverſchämtheit einen Augenblick gelungen war, bei einem Theil

des Publicums Glauben für ihre Erdichtungen zu finden.

Herr Pfizer hat in dem Vorhergehenden bereits den Höhepunkt der Lüge, aber noch nicht den der Bosheit erreicht. Ehe er diesen erklimmt, sieht er sich noch einmal um und macht sich die Einwendung, Heine sei ja kein Jude mehr, er sei äußerlich übergetreten, er erlaube sich auch gelegentlich einen Spaß gegen seine Stammgenossen, und es werden deren ein Paar zur Probe angeführt. Es sind aber nicht allein solche gelegentliche Späße, in denen sich Heine's Stimmung gegen das Judenthum ausdrückt, sondern er hat seinen Widerwillen gegen dasselbe mehrfach weit ausdrücklicher und ausführlicher an den Tag gelegt. Um nun diese letzte Einwendung zu umgehen, und trotz ihrer um jeden Preis dem Hasse Genüge zu thun, wird in dem Folgenden ein Gipfel der Verläumdung erstiegen, durch welchen Herr Pfizer sich über seine zahlreichen Nebenbuhler auf diesem Felde siegreich erhebt. Die Worte des Nachsatzes lauten: »so hat deßwegen doch ein Theil »von ihnen, und besonders diejenigen, die am lautesten »die Emancipation fordern, nicht aufgehört, Heine ins»geheim als den Ihrigen zu betrachten; während sie »seine Unbesonnenheiten, oder welchen mildtadelnden »Namen sie wählen mögen, mit Worten schelten, ap»plaudiren sie mit Geberden seinen Lästerreden, und die »Christen müßten sehr taub und dumm sein, wenn sie »aus dem Gezischel und Geflüster nicht merken sollten,

»daß jene ſtolz ſind auf den Bundesgenoſſen Heine.«
— Wie glücklich wäre ich, einen ehrlichen Gegner zu haben, mit dem ich ſtreiten könnte, wie unter Schriftſtellern geſtritten werden ſollte, wie es der Würde der Literatur geziemt. Hatte Herr Pfizer, als er jene vergifteten Zeilen niederſchrieb, eine Ahnung von den Erforderniſſen der Ehre gehabt, ſo hätte er Namen und Schriften als Belege angeführt, damit eine Vertheidigung, eine Widerlegung möglich geweſen wäre. Vielleicht holt er das Verſäumte nach und ich will dann herzlich froh ſein, dem Streite einen Inhalt geben, Gedanken prüfen, Meinungen deuten und vergleichen, kurz mit geiſtigen Waffen kämpfen zu können. Jetzt aber, bei dieſen Beleidigungen ohne Gegenſtand, bei dieſen feigen Streichen in's Dunkel geführt, jetzt, wo ich vergebens nach irgend einer Arbeit eines einzigen jüdiſchen Schriftſtellers, eines einzigen Förderers der Emancipation mich umſehe, welche möglicher Weiſe von jenen ausgeſuchten Bosheiten könnte getroffen werden, und welche ich dagegen in Schutz zu nehmen hätte, — jetzt bleibt mir nichts übrig, als die Erklärung, daß jene Stelle ſo viel giftige und ſchändliche Lügen, wie Worte, enthält und daß ſie nur ein Gefühl der Verachtung gegen ihren Urheber einflößt, für welche die Sprache mir keinen Ausdruk bietet. Ein Recht, dieſes Gefühl auszuſprechen, aber eine Pflicht es zu thun, liegt, abgeſehen von der guten und gerechten Sache, die Herr Pfizer beflecken will, noch für mich perſönlich darin, daß ich ſeinen Ausfall eher noch auf

meinen schriftstellerischen Charakter, als auf irgend einen andern beziehen könnte. Ich bin gewohnt, für denjenigen unter meinen deutschen Glaubensgenossen zu gelten, der die Emancipation am lautesten gefordert hat. Ich hoffe, Du findest keine Anmaßung darin, daß ich das so offen ausspreche. Es ist ja ein schmales und trauriges Verdienst, laut gefordert zu haben, so lange der Forderung noch so erstaunlich wenig ist gewährt worden. Auch nehme ich ja kein anderes Vorrecht in Anspruch, als das unerfreuliche, die Spitze einer Verläumdung auf mich zu ziehen und ihren Urheber zu züchtigen. Dazu kommt, daß gerade ich mich schon früher gelegentlich über Heine geäußert habe, wo es die Zurückweisung ähnlicher boshafter Lügen galt. Nun gestehe ich Dir freilich, daß ich nicht glaube, daß Herr Pfizer von meinen Arbeiten über die Frage der Gleichstellung viel Kunde erlangt hat, alle seine Aeußerungen zeigen vielmehr, daß ihm die Art, wie diese Frage seit 10 Jahren behandelt worden, völlig fremd ist. Ich bin weit entfernt, ihm das an und für sich zu verübeln; ich muthe Keinem, dem sein Beruf nicht die Verpflichtung auflegt, sich über jene Frage eine Meinung zu bilden, zu, daß er sich mit ihr befasse; ich weiß, daß es Gegenstände genug giebt, mit denen sich zu beschäftigen angenehmer und belehrender ist. Aber es ist schändlich, es streitet gegen Gewissen und Ehre, einen Zweig der Literatur, den man nicht kennt, zu verläumden und Lästerungen auszustoßen, den Samen von Verdächtigungen

auszustreuen, zu denen auch nicht ein einziger lauter oder leiser Vertheidiger der Emancipation den geringsten Anlaß gegeben hat. Auch ist Herr Pfizer in diesem Theil seiner Lüge wirklich originell; oder wenn ihn Einer über den Ton und Inhalt der fraglichen Vertheidigungsschriften belogen hätte, so könnte es nur in vertraulicher mündlicher Unterredung geschehen sein; denn öffentlich hat noch Keiner gewagt, jenen einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Selbst Diejenigen, die es in der Schmähung der Juden bei Gelegenheit der Bekämpfung literarischer Richtungen am weitesten getrieben haben — immer ohne den Namen eines einzigen Juden nennen zu können — haben entweder die Vertheidiger der Emancipation und den von ihnen erhobenen Widerspruch gegen jene Schmähungen völlig ignorirt, oder haben sogar, wie Menzel z. B. an einer Stelle wenigstens (Literaturblatt von 1837 Nro. 93) gethan hat, diesen ausdrücklich eine ganz verschiedene Stellung und Classe angewiesen.

Herr Pfizer ist noch nicht fertig und ich darf noch nicht ermüden, obgleich ich leider auch dem Folgenden nichts als dieselbe unerfreuliche Form des Widerspruchs entgegenzusetzen im Stande bin. »Man kann nicht ver»langen, daß die Juden mit unterwürfiger Demuth als »eine Gnade erbitten sollen, was ihnen zuzugestehen das »vernünftige Recht gebietet; aber nur schaden kann es »ihren Ansprüchen, wenn sie, während der Geltendma»chung ihres Rechts, mit den offenen Feinden des Chri»stenthums in vertrautem Verkehr stehen und ihre Freund»

»schaft mit denselben trotzig und hochmüthig zur Schau »tragen.« Das ist alles eitel Lug und Trug und ruchlose Verläumdung; Keiner von uns steht in vertrautem Verkehr mit den Feinden des Christenthums; Keiner hegt Freundschaft für dieselben und Keiner hat sich die ungeheure Thorheit und die noch grössere Niedrigkeit zu Schulden kommen lassen, eine solche Freundschaft trotzig und hochmüthig — Herr Pfizer vergißt dabei, daß Alles noch so eben insgeheim, nur mit Geberden, zischelnd und flüsternd geschehen ist — »zur Schau zu tragen.«

»Wahrlich, fährt er fort »der Emancipation der »Juden haben andere Bücher und andere Gesinnungen »vorgearbeitet, als die Heine's, und die Juden könnten »nichts besseres thun, als den lästernden Spötter zweier »Religionen völlig verleugnen.« Die erste Hälfte dieses Satzes ist ein Eiland der Wahrheit, das sich in eine Wüste der Lüge verirrt hat; genauer entwickelt, reichte sie allein hin, das ganze Lügengewebe zu zerstören. Denn diese anderen Bücher und andere Gesinnungen sind eben die der jüdischen so gut wie der christlichen, hohe Achtung und Dank verdienenden Vertheidiger der Emancipation; beide haben im Wesentlichen gleiche Grundsätze, gleiche Gesinnungen entwickelt. Und doch sind es gerade die Juden, welche die Emancipation fordern, die wir hier als Mitschuldige Heine's geschmäht sehen! Der Verfasser entschädigt sich für die unwillig abgedrungene Wahrheit durch die zweite Hälfte des Satzes, die an Feinheit der Tücke das Vorhergehende noch übertrifft.

Wer ſollte nicht glauben, ein anſcheinend ſo guter Rath komme aus wohlmeinender Geſinnung und ſei nöthig; die Juden hätten alſo hier wirklich etwas gut zu machen, eine frühere Anerkennung erfordre eine Verläugnung. Man kann dieſe Wendung als ein Muſter ſchlauer Verläumdung betrachten. Herr Pfizer verfährt hier, wie Einer, der einen Unſchuldigen in den Verdacht des Diebſtahls bringen wollte und ihm deshalb den freundſchaftlichen Rath gäbe, er möge doch das Geſtohlene zurückgeben, um der Gefahr der Strafe zu entgehen. Die Juden haben aber Heine nie anerkannt, ſie haben ſich nie anders, als gleichgültig, zu ihm verhalten; ſie haben ſeine poetiſchen und ſtyliſtiſchen Talente nicht mehr als Andere bewundert; ſie haben für ſeine Geſinnungen, für ſeine Spöttereien über jüdiſche und chriſtliche Religionsvorſtellungen nie Sympathie gehegt; ſie haben ihn ſtets, wie er ſie, verläugnet, wenn er ihnen aufgebürdet werden ſollte; nie hat ſich ein Jude, der als ſolcher, der im Namen und im Sinne ſeiner Glaubensgenoſſen über Heine redete, anders als zurückweiſend, als jede Gemeinſchaft ernſt und offen ablehnend, über ihn geäußert. Hrn. Pfizer's Rath würde deshalb der überflüſſigſte von der Welt ſein, wenn er nicht den Zwecken tückiſcher Bosheit auf's trefflichſte diente.

Unſer Verfaſſer wirft weiter die Frage auf, ob Heine nicht einzelne Züge von der Eigenthümlichkeit der Juden geerbt habe, die er in den üblichen Gemeinplätzen freundlichſt durch die erlittenen Mißhandlungen

entschuldigt, aber verschwinden zu sehen wünscht. Ehe wir noch seinen Rath über sittliche Entwickelung des Characters verlangen, möge er besser, als es in dieser Ausführung geschieht, an den Tag legen, daß ihm selbst eines der wesentlichsten Elemente eines sittlichen Characters, Achtung vor der Wahrheit, inwohne. Als Beispiel von den Zügen jener Eigenthümlichkeit führt er den Witz und die Dreistigkeit an. Von dem Witz, der ja kein Vorwurf ist, ein anderes Mal. Was die Dreistigkeit betrifft, so bemerke ich, daß in der schlimmsten Art der Dreistigkeit, der im Lügen und Verläumden, kein Christ und kein Jude ein größeres Meisterstück zu Tage fördern kann, als wir hier eins vor Augen sehen.

Herr Pfizer geht zu der Besorgniß über »die »gehässige Stimmung gegen die Juden werde dadurch »genährt, ja wohl noch gesteigert werden, wenn die »Genossen jener Nation auf dem ihnen eingeräumten »Boden, statt sich friedlich anzubauen, Waffenplätze »gründen und Wurfgeschosse aufführen.« Auch hier mußte wieder bestimmter angegeben sein, worauf gezielt wird, wenn ein ehrlicher Angriff sollte mit Sicherheit erörtert und zurückgewiesen werden können. Wir, die wir das Recht und die Ehre unserer Glaubensgenossen mit Ernst vertheidigen, wir kämpfen auch, wir müssen auch Wurfgeschosse absenden; wir können es weder läugnen noch bereuen, daß wir lebhaft mit ungehemmter Aeußerung eines tiefen Unmuths oft gestritten haben. Aber unsere Streiche sind allein gegen Lüge und Ver-

läumdung gerichtet, welche die Würde der Religion antaſten, gegen die Gemeinheit, welche den Glauben zum Träger bürgerlicher Vortheile und Vorrechte mißbraucht, welche, indem ſie den Eigennutz zu Glaubensbekenntniſſen lockt, an dem Grunde aller religiöſen und aller ſittlichen Geſinnung wühlt und Leichtſinn und Gewiſſenloſigkeit fördert. Nie dagegen iſt ein Wort aus unſerer Feder gekommen, das den Glauben Anderer, das die religiöſen Vorſtellungen der Chriſten und was ihnen heilig und ehrwürdig, verletzte. Ich fordre Hrn. Pfizer oder Jeden, der ſeine ſchlechte Sache zu führen übernehmen möchte, heraus, aus meinen Schriften oder aus denen irgend eines Anderen unter Denen, die im Namen der Juden öffentlich geredet, die für ihr Recht und für ihre Ehre geſtritten haben und von ihnen als Vorkämpfer anerkannt worden ſind, auch nur ein Wort der Frivolität, geſchweige denn der Bekämpfung und der Gehäſſigkeit gegen den chriſtlichen Glauben herauszufinden.

Herr Pfizer ſchließt mit dem Wunſche, die Juden möchten »den Schein meiden, mit einem Heine unter »der Decke zu ſpielen, und ſich überzeugen, daß das »eingeriſſene Judaiſiren in der Literatur mit dem es »characteriſirenden, eigenthümlichen Beigeſchmack und ſeiner polemiſch-ſchielenden Verbiſſenheit wohl etwa Lorbeern zerfreſſen, aber keine gewinnen kann.« — Was das »unter der Decke« ſpielen betrifft, ſo iſt das eben wieder eine der frechen Lügen, die man nicht beſtreiten, die man nur brandmarken kann, weil ihnen jeder Schat-

ten von Wahrheit und weil der vagen, unehrlichen Verdächtigung jede nähere Bezeichnung eines Gegenstandes abgeht, den man dagegen vertheidigen könnte. Auch über das »Judaisiren« ist Herr Pfizer Erklärungen und bestimmte Angaben schuldig. Vorläufig sinne ich vergebens darauf, welche Classe von jüdischen Schriftstellern ich hier in Schutz nehmen soll. Ich fürchte sehr, Herr Pfizer hat hier ausschließlich die Arbeiten christlicher Schriftsteller im Auge, die der Haß in Juden verwandelt hat, um fertige Schimpfreden gegen sie zu haben. So viel ist gewiß, daß alle die Züge, die Herr Pfizer anführt, auf Alles eher passen, als auf diejenigen Zweige der Literatur, die man allein als jüdische betrachten kann, sowohl ihrem Inhalt nach, als weil sie von Juden, die sich als solche fühlen und geltend machen, bearbeitet werden. Der eine dieser Zweige, jetzt der bei weitem überwiegende, gilt den neueren geistigen Interessen der Religion, der Bildung, des Fortschritts, der andere der Behauptung von Recht und Ehre nach außen. Von dem ersteren hat die Kritik noch wenig Notiz genommen und ich zweifle, daß Herr Pfizer irgend einige Kunde davon hat, von den gerügten übeln Eigenschaften ist aber sicherlich darin nichts zu vermerken, sondern ein ernstes, offenes, gewissenhaftes Streben ist darin vorherrschend. Auf den anderen ist man schon eher ein wenig aufmerksam; Herr Pfizer scheint ihn jedoch bis jetzt nur aus lügenhaften Berichten zu kennen. Macht er später dessen eigne Bekanntschaft, so mag er mir und

denen, in deren Reihe ich stehe, Heftigkeit, Zorn und was er Aehnliches will, vorwerfen; aber das wird er einräumen müssen, daß wir nicht schielen und nichts verbeißen, daß wir nicht zischeln und nicht flüstern, sondern allen unseren Gegnern gerade in's Auge sehen, fest auf sie zugehen und sie laut und gerade für ihre Lügen und alle ihre Erbärmlichkeit züchtigen.

Du wirst wenig Freude an diesem Brief haben; glaube mir, daß ich auch keine hatte, als ich ihn niederschrieb. Darum verzeih und sei überzeugt, daß ich gern auf eine andere, Dir und mir zusagendere Weise stritte, wenn die Gegenstände es gestatteten.

Dein

G. K.

Vierter Brief.

Du gibst die traurige Nothwendigkeit einer solchen Abwehr gegen einen solchen Angriff zu, lieber Freund, aber Du ermahnst mich mit Recht, über dem Kampf mit der Verläumdung das Streben nach einem tieferen, unpartheiischen Ergründen der Wahrheit, über der Vernichtung einer boshaften Lüge das Bedürfniß der Belehrung nicht zu vergessen, die vielleicht durch ein tieferes Eingehen auf verwandte Fragen, durch einen ernst

prüfenden Blick in die eigene Bruſt, gewonnen werden könnte. Du forderſt mich in dieſem Sinn auf, das Verhältniß der Juden und ihres Strebens zu der Geiſtesrichtung und Stellung des Schriftſtellers, der ihnen aufgebürdet werden ſoll, ſelbſtändig zu erörtern und diejenigen literariſchen Thatſachen noch einmal zu muſtern, die allenfalls Anlaß zu einer Täuſchung in jener Hinſicht könnten gegeben haben. Du gibſt zu, daß der vorliegende niedrige Ausfall, mit ſeinen leeren, auf nichts geſtützten Gehäſſigkeiten, eine ſolche Unterſuchung nicht erfordere und nicht verdiene. Aber Du erinnerſt mich daran, daß man ſich ſelbſt mehr ſchuldig ſei, als ſeinen Gegnern, und daß ich Dir verſprochen habe, mich auf die Beſeitigung der Armſeligkeiten dieſer nicht zu beſchränken. Dagegen kann ich nichts einwenden. Ich will mit den Thatſachen anfangen und von ihnen zu den allgemeinern Beziehungen fortſchreiten.

Ich bin hier genöthigt, der Zeitfolge wegen, mit mir ſelbſt zu beginnen, da ich, ſo viel ich weiß, der erſte war, der, ſchon vor mehr als 6 Jahren, ſich in ganz ähnlich abwehrender Weiſe, wie jetzt, im Sinne und Geiſte der Juden über Heine geäußert hat. Es war in der Schrift »Börne und die Juden,« die im Januar 1832 erſchienen iſt. Wie Du aus dem Titel ſiehſt, gehörte dieſe Streitſchrift in der Hauptſache der Erörterung über einen andern literariſchen Charakter an, und ich werde auf dieſen ihren Gegenſtand wohl ſpäter zurückkommen. Aber Du weißt, wie oft jene zwei Schrift-

steller zusammen genannt worden sind, die kaum eine andere Beziehung zu einander haben, als daß sie dem Hasse die eine gleiche Seite ihrer zufälligen Abkunft darboten. Um bei Gelegenheit Börne's die Juden zu schmähen, war es bequem, Heine hineinzuziehen, wie es denn auch damals Sitte war, — Saphir als den Dritten zu nennen. So war ich veranlaßt, mich beiläufig über Heine und über die Beziehungen der Juden zu ihm auszusprechen. Die Nachträge zu den Reisebildern waren damals das Letzte, was aus Heine's Feder in's Publikum gekommen war, seine gewissermaßen systematischen Erörterungen über oder gegen den Glauben, die Veröffentlichung seiner Ansichten über eine bevorstehende neue Religion, über die Emancipation der Sinnlichkeit, fallen in eine spätere Zeit. Einige frivole und ziemlich geschmacklose Späße über den Muttergottes-Glauben waren es allein, die man ihm dazumal vorwarf; der Sturm, der sich seitdem von so vielen Seiten gegen ihn erhoben, war noch lange nicht im Anzuge. Damals war ein unbefangenes Urtheil über ihn noch möglich, das, ich gestehe es, schwer wird, wenn man fühlt, wie begierig jedes Wort harmloser Anerkennung des Talents zu Gehässigkeiten nicht sowohl gegen den Schreibenden selbst, was er über sich ergehen lassen kann, als gegen den Juden in ihm werde ausgebeutet werden; wenn man von der andern Seite besorgen muß, daß ein verwerfendes Urtheil einer Art von moralischen Zwang, einer gewissen Scheu vor jenem

Terrorismus der Verdächtigung zugeschrieben werden dürfte. Indessen damals war das, wie gesagt, nicht in gleichem Grade der Fall. Die Verläumdung versuchte sich erst in zerstreuten Anfängen und hatte noch nichts Gefährliches; ich konnte Heine, dem damals der Strom des kritischen Beifalls günstig war, dessen Angriffe auf die Religion auch erst im Keimen waren, unbefangen loben oder tadeln. Nun hat aber kein Mensch, kein noch so übelwollender Beurtheiler meine damaligen Aeußerungen über Heine für eine offene oder versteckte Apologie seiner antireligiösen Tendenzen gehalten; kein Mensch hat herausgelesen, daß ich als Jude ihn zu einem Glaubens- oder Bundes-Genossen mache, daß ich auf ihn stolz sei, und was der tückischen Gehässigkeiten des Herrn Pfizer mehr sind. Meine Erörterung beschränkte sich auf die Nachweisung, daß Heine mit den Juden und die Juden mit ihm nichts zu schaffen haben; ihr Zweck war aber durchaus kein Anderer, als jene völlige Verläugnung Heine's, die Herr Pfizer jetzt, nach 6 Jahren, den Juden so wohlmeinend anräth. Abgesehen von dieser Absicht, der ich als ein treues Organ der unermeßlichen Wahrheit meiner Glaubensgenossen Worte lieh, habe ich für Heine's ganze literarische Persönlichkeit überaus wenig Sympathie an den Tag gelegt, so daß meine Stimmung wohl zu der kühlsten gegen einen Schriftsteller gezählt werden kann, dem es ja an einer Anzahl warmer Lobredner — worunter reichlich hundert Christen

auf einen Juden kommen — von ſeinem erſten Auftreten an nicht gefehlt hat. Lies jene Flugſchrift und Du wirſt Dich davon überzeugen. Das einzige Wort des Lobes, das darin über Heine vorkommt, beſteht in Folgenden: Nachdem ich, um das Gewebe unſinniger Bosheit, welche Heine's literariſche Sünden dem Judenthum aufbürden wollte, zu zerſtören, beiſpielweiſe auf Clauren und auf den Ueberſetzer des Caſanova hingewieſen hatte, ſetzte ich hinzu, daß eine Zuſammenſtellung Heine's mit ſolchen Namen ein unverzeihliches Unrecht gegen ſeinen Geiſt, wie gegen ſeinen Charakter ſei: eine Behauptung, für welche ich die Verantwortlichkeit, zwar nicht als Jude, — denn als ſolchen geht mich dieſer ganze Zweig der Literatur nichts an — aber als Kritiker ſehr gern übernehme. Ja, ich glaube, daß ein Unpartheiiſcher an jener Flugſchrift gerade das tadeln könnte, daß es ihr faſt ganz an dem Ausdruck der Theilnahme fehlt, auf welche das poetiſche Talent Heine's Anſpruch hat; worauf ich erwiedern würde, daß die äſthetiſche Seite der Sache in jenem Streite ganz zurückſtand und es ſich allein um die moraliſche Richtung handelte. Eine Würdigung Heine's als Dichter lag mir nicht ob; auch fand ich mich ſchon damals nicht — und finde mich aus dem ſchon angedeuteten Grunde noch viel weniger jetzt — in der rechten Stimmung dazu. Das Urtheil über poetiſche Erzeugniſſe erfordert eine harmloſe, ungetrübte, heitere Anſchauung, die ich nicht zu behaupten weiß, wenn ich

in den Austausch der Meinungen über Talent und Art eines Dichters giftige Schmähungen eines Glaubens, der mir ehrwürdig, einer Gesammtheit, die mir theuer ist, angeschwärzt sehe. Der Gefahr solcher Ausfälle gegenüber will ich mir lieber Verzagtheit als Unempfindlichkeit vorwerfen lassen. So hoch ich die Dichtkunst halte, so stehen mir doch die edelsten sittlichen Interessen höher. Da mir indessen jene zu werth ist, um mit getrübtem Blick, mit verstimmten Gefühlen über sie zu urtheilen, — aufgeregt durch Beziehungen, die ihr völlig fremd sind und von denen sich mein Gemüth doch nicht zu befreien vermöchte, — so verzichte ich lieber auf ein ästhetisches Urtheil, das schwerlich ein unbefangenes, vielleicht ein ungerechtes sein würde.

Zwei andere Schriften, — die einzigen außer der meinigen, in welchen sich jüdische Autoren veranlaßt fanden, sich über Heine, über die Beziehungen der Juden zu ihm, zu seiner Richtung und zu dem, was man seine Schule zu nennen beliebt, auszusprechen, — gehören der Polemik an, auf welche ihr Titel hindeutet. Es sind »das junge Deutschland und die Juden von Dr. Weil« und »das Judenthum und die neueste Literatur von B. Auerbach« beide im Anfang des Jahres 36 erschienen. Mit dem ganzen Verlauf des Lügengewebes, das diese beiden Schriften zu zerreißen hatten, werde ich mich später beschäftigen. Der Charakter beider, welche neben den Ansichten der Verfasser auch die der Juden überhaupt über eine ganz

neue und unerhörte Art der Verläumdung aussprachen, ist ganz genau derselbe abwehrende, verläugnende, der früher in meiner Flugschrift vorherrschte, wie denn überhaupt Keiner, der mit Liebe zur Wahrheit und Sinn für Schicklichkeit jene Sache im Namen seiner Glaubensgenossen besprach und nicht von diesen seinerseits völlig verläugnet werden wollte, sich in einem anderen Sinn hätte äußern können. Die Wahrheit der Sachlage und die ernste und edle Gesinnung der Verfasser begegneten sich daher vollkommen. Ich muß hier wieder, um einen Theil von Herrn Pfizer's Ehre und seiner Wahrheitsliebe zu retten, annehmen, daß ihm auch diese Flugschriften unbekannt geblieben sind, daß er also von den Actenstücken eines Hergangs, über den er die giftigsten Verläumdungen ausstreut, nicht das mindeste kennt; denn wenn er sie kennte, so würde in seinen Verunglimpfungen, in seinen tückischen Rathschlägen ein Grad von Unredlichkeit liegen, der nur dem verworfensten Charakter zugeschrieben werden könnte. — Andere Aeußerungen von Juden — oder gar von solchen unter ihnen, »welche die Emancipation am lautesten fordern«, über Heine, an welche ich die Pfizer'schen Bosheiten halten könnte, sind mir nicht bekannt und ich zweifle sehr, daß Herr Pfizer irgend welche, die er bei seinen Schmähungen im Auge gehabt, wird angeben können.

Aber die angeführten Flugschriften gaben nicht allein dazu keinen Anlaß, sondern sie enthielten auch über das wirkliche Verhältniß Heine's zu den Juden und dem

Judenthum treffende Andeutungen genug, welche die Wahrheit Jedem, der sie suchte, ja der ihr nicht gewaltsam sein Auge verschloß, zugänglich machten. So hat Dr. Weil Heine's offenbaren Widerwillen gegen das Judenthum scharf hervorgehoben, und daran die Bemerkung geknüpft, »Heine scheine in dem Christenthum »nur die Tochter des Judenthums zu hassen, wie Vol»taire umgekehrt in dem Judenthum die Mutter des »Christenthums gehaßt habe.« Es ist freilich nicht wohl mit Sicherheit zu sagen, ob nicht auch diese Sinnesart eine der vielen ergötzlichen Larven ist, die Heine in seinem beliebten Maskenspiel der Gesinnungen übereinandersetzt, so daß es am Ende nicht mehr möglich ist, sein wahres Gesicht unter allen den Larven deutlich zu erkennen. Wenn aber irgend eine Empfindung in seinen dieses Gebiet berührenden Aeußerungen klar wird, so ist es die der Abneigung gegen das Judenthum, über das er sich nicht etwa nur gelegentliche Scherze erlaubt, sondern das er mit Vorliebe verspottet. Er scheint den Satz jener unnatürlichen Mutter umzukehren und zu sagen: »Ich darf es hassen, es hat mich geboren.« Er hat sich an dem gefahrlosen Spott über das Judenthum erst den Muth gestählt zu seinen spätern Angriffen auf das Christenthum, die ihm freilich viel theurer zu stehen gekommen sind. Das Bitterste, was er dem Christenthume zu sagen weiß, ist immer noch, daß es dem jüdischen Spiritualismus entsprossen sei; er rächt sich gleichsam, indem er dem Christenthum, wie seine Gegner

ihm selbst, seine jüdische Abstammung vorwirft. — Auch hat schon Dr. Weil auf ein bekanntes Schreiben Heine's an eine Pariser Zeitung hingewiesen, in dem er jede Beziehung zum Judenthum von sich stößt, nie in einer Synagoge gewesen zu sein versichert u. s. w. Wenn auch der Ton dieses Schreibens durch eine gewisse Gereiztheit und Verlegenheit, durch das geflissentliche Dunkel, in welchem der Punkt der Abkunft gelassen wird, in den Augen Mancher etwas Lächerliches gehabt hat, so war Heine doch zu der Erklärung ihrem ganzen Inhalte nach vollkommen berechtigt: denn als Schriftsteller hat er nie mit einem Worte jüdische Gesinnung vertreten oder ausgesprochen, und die rein zufällige, seiner literarischen Wirksamkeit fremde Thatsache seiner Abkunft gehörte im Grunde der Oeffentlichkeit nicht an. Auch lag in einer solchen Erklärung das größte Verdienst, das sich Heine um die Juden erwerben konnte, und sie sind ihm in der That für seinen guten Willen Dank schuldig.

Aber wenn selbst nie ein Wort der Ablehnung und der Vertheidigung über diesen besondern Punkt wäre gesagt worden, wenn nichts vorläge, als die Schriften derjenigen Juden, die überhaupt für das Recht und die Würde ihrer Glaubensgenossen gestritten haben, so wäre es doch unmöglich, daß Einer, in dem ein Funke von Liebe zur Wahrheit glimmte und der von diesen Kämpfen einige Kenntniß gewonnen hätte, sie mit der Frivolität anderer — nicht jüdischer — Schriftsteller vermengte und

nicht einſähe, daß eine Welt zwiſchen beiden liegt. Das iſt es, was mich im Grunde der Seele empört, daß hier der ſittliche Character eines Strebens, welches gerade in ihm ſeinen höchſten — ja für jetzt, bei gänzlich mangelndem politiſchen Erfolg, ſeinen einzigen — Werth findet, mit roher, lügneriſcher Gehäſſigkeit befleckt und verläumdet wird. Ich und wir Alle beſitzen keinen ſolchen Corporationsgeiſt, daß wir uns verletzt und zur Vertheidigung berufen fühlten, wenn einzelne jüdiſche Schriftſteller angegriffen würden: was uns vielmehr ganz gleichgültig wäre. Statt des Schriftſtellers den Juden, ſtatt ſeines Vergehens ſeine Religion und deren Bekenner zu ſchmähen, iſt freilich eine Niedrigkeit, die wir verachten. Dieſes Verfahren bei einem Schriftſteller anzuwenden, der gar kein Jude iſt, iſt zugleich ein ungeheurer Unſinn. Aber der Gipfel der Bosheit iſt das, eben den edelſten Kern des gemeinſamen Lebens, die vereinigende und erhebende ſittliche Idee in ihren Vertretern zu verläumden, wie es hier geſchieht, indem man gerade die Kämpfer für Emancipation der Mitſchuld mit einer frivolen, unſittlichen Richtung anklagt. Es iſt nicht die beleidigte Würde eines beſondern Strebens allein, die ich hier retten will. Ich behaupte vielmehr, daß jedes wahrhaft gemeinſame Wirken, jedes Thun, das von dem tiefen Gefühle der geiſtigen Bedürfniſſe einer Geſammtheit beſeelt, ihrem Rechte und ihrer Ehre gewidmet iſt, ein weſentlich und nothwendig ernſtes und ſittliches iſt, das jeden Leichtſinn, jede Gemeinheit, jede Frivolität zurückſtößt. Noch

nie iſt die Sache zumal einer religiöſen Geſammtheit mit unſittlichen, gemeinen, frivolen Waffen geführt worden. Wer ſeine Kräfte einem über die Verfolgung perſönlicher Zwecke hinausliegenden Streben geweiht hat, wer im Gefühle ſeines reinen Willens ſich als Vertreter einer Gemeinſchaft geltend macht, von der er anerkannt zu werden hofft oder es zu ſein ſich freut, der muß wenigſtens in der Sache, der er dient, ſittliche Haltung und Würde finden. Der Egoismus mag kalt, leichtfertig, ſpottend, frivol ſein; das Mitgefühl iſt warm und ernſt. Hier iſt der Punkt, welcher uns, die Vertreter der Sache der Juden, ſo unendlich weit von Heine trennt, daß kaum in dem ganzen Gebiet der Literatur ſich ſtärkere Contraſte finden mögen, als er und wir. Es liegt der Punkt in jener Selbſtſucht des Talents, die auch Herr Pfizer, wie viele Andere vor ihm, mit Recht an Heine gerügt hat. Seine glänzende Fähigkeit ſteht für ſich allein da und huldigt allein ſich ſelbſt; die Stoffe ſind ihm nur da, um ſeinen Witz, ſeine ſeltene Gewandheit der Rede an ihnen zu üben; er dient nicht der Sache, die er behandelt, er will ſie nur ſeinen Talenten dienſtbar machen, ſie zu deſſen Ruhm ausbeuten. Dem Talent mag eine ſolche Art eigen ſein, wo ihm nicht eine entſprechende Kraft der Geſinnung die Wage hält. Auf unſerer Seite dagegen iſt wenig Talent, aber mehr Geſinnung. Wir ſuchen nicht nach einem beliebigen Stoff, um reiche Fähigkeiten daran zu meſſen, ſondern es iſt die aus der Sache geſchöpfte Begeiſterung

allein, die uns einige Fähigkeit leiht. Darum hat es uns auch in der Regel gerade an derjenigen Eigenschaft gefehlt, welche Herr Pfizer als eine dem Juden eigenthümliche zu bezeichnen die Güte hat, an Witz nämlich. Die leichte, flatternde, ungebändigte Natur des Witzes verträgt sich nicht wohl mit der unbedingten Hingebung an seinen Gegenstand, mit dem unverrückten Streben nach einem bestimmten, ernsten Zweck. Der Witz will Laune und Willkür walten lassen; er opfert nicht gern einen guten Einfall einer guten Sache; er will frei und fesſellos über seinem Gegenstande schweben; es darf ihm auch nicht darauf ankommen, wenn einer seiner Pfeile einmal den eignen Schützling verwundet. Ohne diesen Egoismus, ohne diesen Uebermuth, ohne diese Lust an der eignen, ungehemmten Kraftäußerung, die in keinem Zweck eine Schranke findet, giebt es keinen rechten Witz. Die leichtfertige Selbstsucht ist witzig, weil sie nichts schont; der harmlos muntere Scherz, weil er fühlt, daß seine heiteren Streiche nicht tief verletzen, und daß er die leichten Wunden, die er auf Befreundete geschlagen, leicht heilen kann; der Zorn, weil er der augenblicklichen Befriedigung jede Rücksicht opfert; die Verzweiflung endlich, die, weil sie Alles aufgegeben, an Allem irre geworden, nichts mehr zu hüten und zu schonen hat; aber das ernste, beharrliche, seines höheren Zweckes bewußte Streben ist nur sehr selten witzig. Ein Witz, der einem bestimmten Wollen dienstbar ist, der ein unverrücktes Ziel verfolgt, der sich hütet, dieſe zu gefährden, gewinnt leicht ein

steifes, verlegnes, verdrießliches Ansehn und bleibt darum beſſer aus dem Spiele. Eine Stimmung, wie die unſere zumal, die gewohnt iſt, gehäſſiger Mißdeutung und liebloſer Anklage zu begegnen, die wir zwar nicht unſertwegen ſcheuen, aber doch der Sache wegen, der wir uns untergeordnet, und die leider in den meiſten Fällen für uns leiden muß, ſtatt daß wir ihr zum Schilde dienen möchten — eine ſolche Stimmung iſt ſehr weit entfernt, eine zum Witz geneigte oder ihm förderliche zu ſein. Jeder aufmerkſame Beurtheiler wird auch finden, daß der Kampf für unſer Recht mit Kraft und mit Liebe, aber mit ſehr wenig gelungenem Witz von uns geführt worden iſt. — In dem gerade entgegengeſetzten Fall iſt Heine. Ich bin überzeugt, daß er ein ganz Anderer geworden wäre, — oder richtiger vielleicht, daß er ein ganz Anderer hätte ſein müſſen, wenn ſein Gemüthsleben in irgend einem Zuſammenhang mit den Richtungen und Beſtrebungen der Juden ſtände. Die Rückſichtsloſigkeit, welche ſeinen Witz bezeichnet, wäre gehemmt geweſen; ich glaube, ſein Talent, das mehr als irgend eines der Ungebundenheit zu bedürfen ſcheint, würde darunter gelitten haben; aber gerade in jene Fehler, welche eben das Erzeugniß dieſer Ungebundenheit ſind, und welche eine gedankenloſe Bosheit den Juden in ihm zuſchreiben will, wäre er dann gewiß nun und nimmermehr verfallen: wie denn in der That Keiner, in deſſen Empfindungen ein jüdiſches Element lebte, darin verfallen iſt. Ihm aber war das Judenthum nur in ſo fern etwas, als

es seinem Spotte ein wenig näher lag und als er manchen Witz darüber zu Tage fördern konnte, zu dem einem Anderen der Stoff gefehlt haben würde: das war von jeher alle Beziehung, die zwischen ihm und dem Judenthume stattfand. — Wenn übrigens einzelnen Juden, so gut wie gar manchen Christen, ein spöttelndes Witzeln eigen ist, so sind es sicherlich nicht die warmen und ernsten Vertreter der Sache ihrer Glaubensgenossen, die Herr Pfizer zu verläumden seinem Zwecken angemessen gefunden hat, sondern es sind Solche, die, des ernsten Ringens müde, den Enthusiasmus gemeinnütziger Wirksamkeit und persönlicher Entsagung belächeln, aller Begeisterung ihren kalten Hohn entgegensetzen und sich so vorbereiten, die Vortheile, welche die herrschende Kirche bietet, so bald sie ihrer bedürfen, für ihre Person zu erwerben. Diese wenig zahlreichen Spötter sind mithin Gegner unserer Bestrebungen. Ihre Sinnesart hat bisher, so viel mir bekannt, in der Literatur keinen Ausdruck gefunden. Wollte man Heine etwa zu diesen in eine gewisse Beziehung setzen, so dürfen wir Beide mit gleicher Entschiedenheit zurückweisen, sowohl im Namen der Gesammtheit, als insbesondre in dem der hier angefeindeten Schriftsteller. Die, welche für Ernst und Wahrhaftigkeit der religiösen Gesinnung streiten, werden doch nicht für eine Geistesrichtung verantwortlich gemacht werden sollen, die sie mit aller Macht bekämpfen!

Ich bin hier einem Punkte nahe gekommen, dessen Berührung ihre Schwierigkeit hat, der aber besprochen

werden muß, da man einmal die Frechheit gehabt hat, den Streitern für die Emancipation religiöse Frivolität vorzuwerfen, indem man sie mit Solchen vermengt, die das Judenthum verlassen haben und demnach bei jener Frage unbetheiligt sind. Ich zweifle, daß man in irgend einer andern Angelegenheit die Schamlosigkeit oder den Wahnsinn so weit getrieben hat, die Kämpfer für eine Sache statt ihrer Abtrünnigen büßen zu lassen. Wenn etwas den Streit für die Sache der Gewissensfreiheit, wie er in neuerer Zeit durch Juden geführt worden ist, von der blöden, befangenen, ängstlichen Weise unterscheidet, wie man ihn früher — freilich mit sehr rühmlichen Ausnahmen — zu führen gewohnt war, so ist es eben der Zug, daß die Frivolität des Religionswechsels, zu der das System einer privilegirten Confession unfehlbar verleitet, offen und kräftig bekämpft worden ist, nicht von einem dogmatischen, sondern von einem sittlichen Standpunkt aus, in dem Geiste religiösen Ernstes, im Sinn der Lauterkeit und Innigkeit aller religiösen Empfindung, die durch jenes Treiben in ihrer Quelle vergiftet wird, im Namen eines Grundsatzes also, der den aufrichtigen Bekennern eines jeden Glaubens, der Jedem, in dessen Brust der Sinn für die höchsten Beziehungen der Menschennatur nicht erstorben ist, heilig sein muß. Aber wir wollten und durften freilich diese Polemik nie und nimmer gegen Personen, wir konnten sie nur gegen eine Richtung wenden. Unser jedem Fanatismus fremder Standpunkt hatte nichts mehr gegen

den Uebertritt einzuwenden, sobald er das Werk der Ueberzeugung war; ob er das iſt, darüber ſteht keinem Menſchen, ſondern nur dem, der die Herzen prüft, ein Urtheil zu; es wäre alſo eine Unſchicklichkeit der gröbſten Art, eine Verſündigung gegen die Gewiſſensfreiheit ſelbſt, die wir vertheidigen, geweſen, wenn wir Jemanden wegen ſeines Religionswechſels zur Rechenſchaft hätten ziehen wollen: wie es freilich zwiſchen Proteſtanten und Katholiken in hinlänglich bekannten Fällen geſchehen konnte. So entrüſtet wir jetzt ſind über den boshaften Unſinn, der uns die Frivolität eines Mannes zur Laſt legt, welcher unſere Glaubensgemeinſchaft längſt von ſich geworfen hat, ſo bereuen wir doch keineswegs, daß wir ſolchem Verfahren nicht etwa zuvorgekommen ſind, indem wir ſelbſt Jenen wegen ſeines Uebertritts öffentlich zur Rede geſtellt hätten; wir werden uns auch in Zukunft nie zu ſolchem Mißgriff verleiten laſſen. Aber die Frivolität ſelbſt, den Leichtſinn in Betreff religiöſer Bekenntniſſe, die nothwendig zur Erkaltung gegen das Heilige und am Ende zur Verſpottung desſelben führen, die Leichtfertigkeit, welche einen Glauben wegen bürgerlicher Vortheile, aus Eigennutz, Ehrgeiz oder Eitelkeit, wie ein Gewand, ablegt und anlegt — kurz, die ganze beklagenswerthe Sinnesart, wie ſie die obwaltenden Einrichtungen in Gemüthern erzeugen müſſen, denen Ernſt oder Ausdauer, Wille oder Kraft zum Widerſtande fehlen — die haben wir mit aller Energie, die uns zu Gebote ſteht, bekämpft, und es erfordert eine

gränzenlose Unkenntniß der Sachlage, uns jetzt vorzuwerfen, daß wir mit Einem, der eben jene Sinnesart in seinem ganzen Wesen bethätigt, unter einer Decke spielen.

Hätte sich Herr Pfizer mit den bloßen Ignoriren dieser Thatsachen begnügt, hätte er nicht mit beispielloser Frechheit uns ausdrücklich eine Richtung vorgeworfen, die jedes Wort, das wir je öffentlich geredet, zurückweist, so wäre ich geneigt, ihn durch einen Umstand zu entschuldigen, der freilich uns nicht zur Last gelegt werden kann. Eine Folge der Verschiedenheit zwischen Heine und uns in der Denkungsart von der einen und im Talent von der andern Seite war nämlich die, daß Heine mit seiner Frivolität, mit seinen pikanten Späßen, mit seinem glänzenden Witz und seiner gewandten Redegabe, bei allem tadelnden Unmuth Einzelner, doch die Aufmerksamkeit und zum Theil die Gunst des — christlichen — Publikums in hohem Grade auf sich gezogen hat; während wir mit unserem Ernst und unserem wohlgemeinten Eifer außerhalb des Kreises unserer Glaubensgenossen, innerhalb dessen wir uns der Folgen unserer Wirksamkeit freuen können, gar wenig und nur von wenigen an allem Menschlichen Theilnehmenden beachtet worden sind. Das wäre traurig für uns, wenn wir nach literarischem Ruhme gestrebt hätten; ich will auch einräumen, daß es theilweise die Schuld unserer mangelhaften Fähigkeiten sein mag; aber eine Schuld des Characters, der Gesinnung ist es doch wahr-

haftig nicht. Wäre hier eine Schuld solcher Art, so könnte sie nur auf der Seite des Publikums sein, das eben an dem frivol und geistreich Pikanten mehr Gefallen, als an dem schlichten, geraden Ernste findet. Unsere Glaubensgenossen freilich haben bei jeder Veranlassung uns, und nie und nimmermehr Heine, als ihre Vertreter bezeichnet, haben uns und nicht ihm ihre Achtung und Liebe bezeigt; das Publikum aber, das uns sehr wenig, das aber Heine sehr gut kennt, hat sich — wenigstens ein gedankenloser Theil desselben — durch ähnliche gewissenlose Recensenten, wie wir hier einen sehen, hie und da verleiten lassen, Heine, der es nie hat sein wollen und sein können, der nie ist dafür erkannt worden, als den Repräsentanten des Judenthums anzusehen, Heine, der nichts vertritt, als sich, sein Talent und seinen Egoismus. Dieser Thatsache gegenüber ringen wir vergebens nicht nach dem Ruhm, uns bemerklich zu machen, auf den wir gern verzichten, sondern nach der traurigen Ehre, die Schmähungen, welche die Gesammtheit unserer Glaubensgenossen, bald in Masse, bald unter der ihr angedichteten Firma eines oder des andern ihr gänzlich fremden Schriftstellers treffen, auf unser Haupt herabzuziehen, sie auf die Prüfung unserer Arbeiten zu lenken, wo wir zu jeglicher Erörterung und Vertheidigung bereit sind. Aber umsonst! Man ignorirt uns lieber und fährt fort zu schimpfen und zu verläumden. Die Mauer, welche die Lanzen der Lüge gebildet haben, war bisher zu dicht,

als daß wir der Wahrheit eine Gasse hätten öffnen können, indem wir jenen unsere Brust darboten. Vielleicht ist es in diesem Sinne gut, daß hier einmal Einer Miene macht, uns, »die die Emancipation am lautesten fordern« anzugreifen, freilich vorerst ohne einen zu nennen; aber so viel Ehre traue ich Herrn Pfizer noch zu, daß er es nunmehr für Pflicht halten wird, die Schriftsteller und die Aeußerungen, auf die er gezielt hat, bestimmter zu bezeichnen. So gelingt es vielleicht, doch noch die Schmähungen auf bestimmte Punkte zu fixiren, sie dem schimpflichen Character vager, gegenstandloser Verdächtigung zu entziehen und der Erörterung einen ernsten Inhalt zu geben.

Uebrigens räume ich gern ein, daß die meisten Juden bei allem Mangel an Sympathie mit Heine's Gesinnung, und obgleich sie nie ein anderes, als ein rein ästhetisches Gefallen an ihm gefunden haben, doch über seine Ausfälle gegen das Judenthum und über seine Spöttereien gegen dessen Bekenner nicht allzu ernsthaft entrüstet waren, daß sie sogar in das Gelächter, das die letzteren erregten, manchmal eingestimmt haben. Ich möchte diesen Gleichmuth eher loben als tadeln, da er von Unbefangenheit zeugt. Vergleicht man ihn mit dem Zorn, den die Witzeleien desselben Schriftstellers über christliche Glaubensvorstellungen hie und da erregt haben, so ist der Gegensatz leicht erklärlich. Die Juden sind aber an noch viel boshaftere Angriffe auf ihren Glauben und dessen Urkunden zu sehr gewöhnt, um

nicht einigermaßen dagegen abgehärtet zu ſein, wenn ſie nicht einen allzugiftigen Character an ſich tragen, und um die ganze Empfindlichkeit derer zu theilen, die ihren Glauben von allen Seiten mit Ehrfurcht umgeben zu ſehen gewohnt ſind. Es giebt keine Bosheit, die ſich nicht in neuerer Zeit an unſern bibliſchen Schriften geübt hätte. Die Einen haben nicht genug Gemeinheit und Niedrigkeit der Motive hineinzutragen gewußt und haben mit Begierde den Inhalt von Büchern, welche Jahrtauſende als heilig gegolten haben, verdreht, um daraus Schmähungen gegen die heutigen Juden zu ſchöpfen; Andere haben das ganze Syſtem für ein Gewebe von Lug und Trug erklärt; wieder Andere, was wohl das Aeußerſte des Unſinns ſein dürfte, haben gar das Judenthum des Senſualismus beſchuldigt. Die an ſolche Ausfälle Gewöhnten konnten freilich durch die Angriffe Heine's in keinen ſehr heftigen Zorn verſetzt werden. Seine große Anklage gegen das Judenthum iſt die des Spiritualismus, den wir von ganzem Herzen als deſſen Weſen anerkennen. Wenn ihm dieſer Spiritualismus, in dem er die Quelle des Chriſtenthums ſucht, nicht gefällt, deſto ſchlimmer für ihn! Wir aber haben keinen Grund, uns deshalb gegen ihn zur Wehr zu ſetzen. Bei ſo vielen Feinden, die unſerem Glauben Falſches und Gehäſſiges unterſchieben, um ihn zu ſchmähen, können wir nicht allzu ergrimmt über den Einen ſein, der wenigſtens den wahren Character desſelben richtig bezeichnet, wenn er auch, ſeiner perſönlichen Ge-

ſinnung nach, viel Bitterkeit darüber ausläßt. — Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Spöttereien Heine's über die Perſönlichkeit der Juden. In den gewöhnlichen Zerrbildern, wie ſie der Haß — zumal in einigen beliebten dramatiſchen Producten — zum Beſten gegeben hat, wetteifert die Dummheit ihrer Schöpfer um den Vorrang mit deren Bosheit. Sie ſind etwa ſo entſtanden, daß man Alles, was man an Gemeinheit zuſammenzutragen wußte, anhäufte und das ſo gewonnene Bild durch Namen und Jargon als einen Juden zu erkennen gab. Solche Fratzen ohne einen Schatten von Wahrheit, Individualität, und daher auch ohne alle ächte Komik, verletzen nicht das moraliſche Gefühl, da ſie nicht treffen, aber das äſthetiſche; ſie erregen keine Empfindlichkeit, aber ſie erregen Ekel. Zu ſolchen Productionen freilich war Heine, wenn auch nicht zu wohlwollend, doch zu geiſtreich, wenn auch nicht zu viel Jude, doch viel zu viel Dichter. Der leiſeſte Hauch von Poeſie, auch von komiſcher, verträgt ſich mit ſo ſtupider Bosheit nicht; dem bloßen Haß iſt die Muſe noch nie hold geweſen. Heine's jüdiſche Figuren dagegen — beſonders der gelungenſte ſeiner Charactere, Hirſch Hiacinth — haben Züge von Wahrheit; wenn ſie auch parodiren, ſo parodiren ſie doch wirkliche Schwächen; wenn ſie auch bitter ſind, ſo treffen ſie doch. Es iſt hier wenigſtens von Heine einiger Geſchmack im Spotten zu lernen, und der iſt immer beſſer als Rohheit. Es iſt ganz gut, wenn man über einen geiſt-

reichen Spott lachen kann, wenn er Einem auch ein wenig trifft, und es ist wenigstens ein Zeichen von Bildung, wenn man jenen Spott lieber hat, als den Gassenkoth, den die dumme Bosheit einem nachwirft, wenn er auch, ungeschickt gezielt, weit vor seinem Ziele vorbeischießt.

Das ist Alles, was ich Dir über die Stimmung der Juden in Betreff Heine's zu sagen wüßte. Anerkennung seines Talents, Ergötzen an seinen Scherzen, wo sie harmlos sind, wenn sie uns auch selbst ein wenig verwunden, aber völliger Mangel an Sympathie mit ihm als Character, völlige Gleichgültigkeit gegen seine Richtung und Gesinnung, und nicht der mindeste Schein, der je bei einem redlichen Manne die Täuschung hätte veranlassen können, als wenn wir ihn wie den Unsern betrachteten: so war jene Stimmung beschaffen gar manches Jahr, ehe Herr Pfizer uns seinen weisen Rath angedeihen zu lassen die Gewogenheit gehabt hat.

Dein

G. R.

Fünfter Brief.

Mai 1838.

Deine Antwort, lieber Freund, ruft mir eine Thatsache in's Gedächtniß, von der ich Dir einräumen muß, daß ich sie vergessen hatte, und in der, wie Du mir

mein Gegner einen Beleg dafür könnte suchen wollen, daß die Juden Heine doch als einen der Ihrigen anerkannten, nämlich die Aufnahme seines Bildes nebst Characteristik in die Gallerie ausgezeichneter Israeliten (3tes Heft, Stuttgart 1835): eine Einreihung, welche ihm selbst einigen Verdruß mag verursacht haben. Ich habe so eben die Hefte dieser Sammlung wieder durchgesehen und muß lachen über Deine Besorgniß. Fürwahr, wenn Herr Pfizer zu dieser Schutzwaffe griffe, so wäre er zu bemitleiden; daß sich ihm eine bessere darbieten wird, bezweifle ich freilich. Bekanntlich steht dieses Unternehmen in den drei ersten Heften zu den Juden in keiner anderen Beziehung, als daß es unter ihnen vorzugsweise auch Käufer gezählt hat; aber selbst diese eine Beziehung scheint auf einer Verrechnung beruht zu haben. Im Uebrigen war es weder den Personen seiner Herausgeber, noch seinem Geiste nach ein jüdisches, und seine etwanigen Fehlgriffe können auf keine Weise den Juden zur Last gelegt werden. Die Herausgeber waren Herr Dr. Spazier und ein ehemaliger Polnischer Landbote, Graf Breza: beide Christen, nicht allein ihrem Bekenntniß, sondern auch ihrer Geburt nach. Die Haupt-Tendenz des Unternehmens war offenbar die einer Buchhändler-Speculation; im Uebrigen war die Gesinnung, die darin herrschte, eine durchaus wohlmeinende; nur war die Arbeit der drei ersten Hefte eine ziemlich gedankenlose. Um den Beweis zu liefern, daß die jüdische Abkunft Talent und Verdienst nicht ausschließe,

war so viel Mühe in der That nicht nöthig; wer das bestreiten will, gegen den mag man sich die Widerlegung ersparen. Auch giebt es jetzt wohl wenige Juden mehr, die an einer Nachweisung der Art Gefallen fänden. Sollte also die Sammlung einen ernsthaften Sinn, einen geschichtlichen Werth haben, so mußte ihr Mittelpunkt in dem Zusammenhang der dargestellten Charactere und ihrer Wirksamkeit mit den Schicksalen und Bestrebungen der Juden gesucht werden, und das bloße, an sich nichts sagende Moment der Abkunft durfte nicht für die Aufnahme entscheiden. Ich will damit nicht sagen, daß jener richtigere Maßstab gerade jeden späterhin zum Christenthum Uebergetretenen ausschließen müßte, da ihm ja frühere Beziehungen eine Bedeutung für jüdische Verhältnisse geben könnten. Immer aber mußte diese Bedeutung für dieses Werk den Kern der Auffassung bilden. Eine solche Richtung geht aber einem Theile der Biographieen gänzlich ab. So findet sich in der von Hitzig, die dem Conversationslexicon entlehnt ist, kein Wort, das an den Juden erinnert, mit Ausnahme der Notiz, daß sein Vater ein Jude gewesen sei. Aber dieser treffliche, geist- und verdienstvolle Mann gehörte auch durchaus nicht dahin, da er öffentlich immer als Bekenner des Christenthums aufgetreten ist und zu den Juden in keinen näheren Beziehungen, als hunderte geborner Christen, steht. An seine Characteristik hätte sich etwa nur die Bemerkung knüpfen lassen, daß man mindestens eben so wohl seinen Ernst und seine Frömmig-

keit, als die Frivolität irgend eines anderen Schriftstellers der jüdischen Abkunft zuschreiben könnte; aber auch an diese Nutzanwendung ist nicht gedacht worden. — Die Biographie von Gans ist gleichfalls dem Conversationslexicon entnommen, und es ist in ihr von dem Antheil, den er in früheren Jahren eine Zeit lang an den humanen Bestrebungen der Juden genommen hat, gar nicht einmal die Rede; so daß auch dieser Artikel als ein vollkommner Mißgriff erscheint und zugleich beweist, wie leicht sich die Herausgeber die Sache gemacht haben, da eine eigne, gründlichere Arbeit diesem Leben wohl eine der Sammlung entsprechende Seite hätte abgewinnen können. — Bei der Rahel hat man den Anknüpfungspunkt auf eine sehr abentheuerliche Weise gesucht, indem man sie mit der Esther in der Bibel, mit der gleichnamigen Geliebte des Königs Casimir und mit Walter Scott's Rebecca zusammengestellt. Man könnte sie eben so gut mit der Nymphe Egeria, mit Aspasia oder Welleda vergleichen. — Bei Heine allein hat man sich wirklich Mühe gegeben, seine Eigenthümlichkeit aus jüdischem Wesen abzuleiten; das gewonnene Resultat aber ist nicht allein dem jüdischen Standpunkt der Beurtheilung gerade entgegengesetzt, sondern es ist auch trivial, von der Oberfläche geschöpft und ergiebt sich bei näherer Betrachtung als unrichtig. Diese Hefte konnten mithin auf eine ernste Bedeutung in keiner Weise Anspruch machen; doch waren einige Artikel recht gut und die Zusammenstellung der Charac-

tere des zweiten Hefts (König Rehabeam, Moſes Maimonides, Rabbi Jonathan Eibſchütz, Kriminalrath Hitzig und Profeſſor Gans) hat mich außerdem immer, wenn ich ſie von der ſcherzhaften Seite betrachtete, als eine komiſche Combination von Gegenſätzen ergötzt. — Erſt mit dem vierten Hefte iſt das Unternehmen in die Hände jüdiſcher Herausgeber gelangt, die ihm eine ernſtere Haltung zu geben begannen. Es ziemt mir wohl nicht, über die beiden einzigen unter dieſer Redaction erſchienenen Hefte ein Urtheil auszuſprechen, das leicht partheiiſch erſcheinen könnte, da ein großer Theil des einen einem Aufſatze über meine eignen Beſtrebungen gewidmet iſt, der mit ſo warmer Liebe, mit ſo ehrender Anerkennung, die ſtatt des dürftigen Erfolges nur ein aufrichtiges Wollen in's Auge faßt, geſchrieben iſt, daß ich mich dem Verfaſſer zum innigſten Danke verpflichtet fühle. Aber ſo viel iſt klar, daß die neuen Herausgeber, wenn ſie auch die Verfahrungsweiſe ihrer Vorgänger nicht geradezu von ſich weiſen mochten, doch die Nothwendigkeit, einen anderen Weg einzuſchlagen, gewürdigt haben; denn ſie erklären ſogar, es würden fortan nur ſolche Individuen in der Sammlung ihre Stelle finden, die den Glauben ihrer Väter bis an's Lebensende ſich bewahrt. Auch deutet die Vorrede hinlänglich an, daß das Anhäufen bekannter Namen nach dem bloßen, zufälligen Moment der Abkunft etwas bedeutungsloſes ſei, daß es mithin auf die geiſtige Wirkſamkeit der Männer ankomme. Dieſe beiden Hefte ſind mithin

allein auf jüdischem Boden gewachsen, und wenn es auch immerhin Unsinn bleibt, den etwanigen Mißgriff des Einzelnen einer Gesammtheit aufzubürden, so kann doch im Allgemeinen ein Zusammenhang dieser Hefte mit jüdischen Richtungen gern zugegeben werden. Aber das Ganze war im Zuschnitt verdorben und so scheinen denn die neuen Herausgeber bald die Lust zur Fortsetzung verloren zu haben. Auch mag wohl die Theilnahme unserer Glaubensgenossen geringer, als man erwartete, gewesen sein, theils wegen der gerügten früheren Mißgriffe, theils vielleicht darum, weil die Mehrzahl der gebildeteren Juden — aus einer in ihrer Grundlage richtigen, aber in der Anwendung häufig mißverstandenen und übertriebenen Scheu vor Allem, was einer sogenannten Isolirung ähnlich sieht — einer solchen Sammlung an sich schon nicht gewogen sein mochte.

Ich bin Dir jetzt noch die Begründung meines Urtheils über die in dem erwähnten Artikel entwickelte Ansicht von Heine und den angeblichen Beziehungen seiner Dichtungsweise zu jüdischem Wesen schuldig. Diese Ansicht ist, so weit sie Heine angeht, eine von aller Gehässigkeit entfernte und in ihrem gemäßigten Tadel, wie mir scheint, gegründete. So weit sie die Juden und das geistige Band zwischen ihnen und der Heine'schen Poesie angeht, ist sie auch eine wohlwollende, ja eine unter Vielen, die es gut meinen, verbreitete, aber nach meiner festen Ueberzeugung dennoch eine ganz irrige, die ich aber nur, weil sie irrig ist, bestreite,

ohne daß ich es für ein groſſes Unheil hielte, wenn etwas wahres an ihr wäre; die ich ſogar in früherer Zeit vor gründlicherem Nachdenken darüber, ein wenig getheilt zu haben — freilich nur in einer einzigen Beziehung — nicht leugnen kann. Es thut mir wohl, hier einmal auf dem Boden einer Erörterung zu ſtehen, wo nur Irrthum, keine Lüge, ein unrichtiger Geſichtspunkt, aber keine Bosheit vorherrſcht. Die Meinung, die ich zurückweiſe, ſtützt ſich auf die bekannten Züge mancher Gedichte Heine's, auf die eigenthümliche Vermiſchung von Luſt und Bitterkeit, von Schmerz und Hohn, von Poeſie und Trivialität, auf den Spott über die Empfindung, der gern, wie ein gellendes Lachen, den ſanften Ton der Empfindung ſelber unterbricht, auf die Spuren eines Mangels an einigem Glauben an den idealen Inhalt der Poeſie, an dauernder Richtung des Gemüthes auf das Erhabene, an harmoniſcher, das ganze Weſen durchdringender Liebe zum Schönen: kurz, auf die meiſt unter dem Namen der Zerriſſenheit zuſammengefaßten Eigenſchaften, durch welche manche Dichtungen Heine's — denn andere ſind wieder frei von dieſen Flecken — den Einen pikant, den Anderen widerwärtig geworden ſind. Eben dieſe Züge war man ſehr geneigt auf Rechnung des jüdiſchen Moments in Heine zu ſchreiben. Man hat eben nicht viel unterſucht, verglichen und nachgedacht, um zu dieſem Reſultat zu gelangen, ſondern hat es ziemlich ariomartig, wie der allgemeinen Zuſtimmung gewiß, die auch meiſt nicht ausgeblieben iſt,

hingestellt. Die es am besten meinten, sagten ungefähr: es sei ja natürlich, daß die — wenn auch später verlassene — Stellung des Mitgliedes einer politisch bedrückten, unter bürgerlichem Unrecht leidenden, von vielfacher Gehässigkeit betroffenen Gesammtheit, nebst der Erinnerung an die grausameren Verfolgungen der Vorzeit, — daß diese eine tiefe Verstimmung, eine durch das ganze Leben nachwirkende Bitterkeit erzeugten, daß ein von solchen Eindrücken früh belastetes Gemüth nicht zu einer harmonischen Anschauung des Lebens, zu einer reinen Auffassung des Schönen gelangen könne, daß vielmehr immer ein trüber Bodensatz zurückbleibe, der sich, selbst unwillkürlich, im herben Widerspruch, im höhnenden Zweifel, in der Lust an der Verspottung der Ideale Anderer auslasse, die sich am Ende auch auf die Ideale der eignen Brust zerstörend werfe.

Sollte diese wohlfeile Annahme eines vor Augen liegenden Ursprungs des viel tieferen Quells entsprießenden Uebels durch eine vollständige, positive Widerlegung beseitigt, sollten die wahren Ursachen dieses modernen Zwiespalts ergründet werden, — dieses in die Poesie selbst hinübergetragenen Kampfes gegen die Poesie, dieses Irrewerdens am Idealen, das sich in die Darstellung des Idealen selbst hineindrängt, — so müßte die Spur durch eine weite Strecke der Geschichte der neuern Poesie hindurch verfolgt werden. Bei den Dichtern verschiedener Völker müßten die verwandten, wenn auch sehr verschieden ausgeprägten Elementen aufgesucht, es

müßten die zwischen Begeisterung und Verzweiflung schwankenden Züge der edlen Muse Byron's in's Auge gefaßt, es müßte das ironische Element der deutschen romantischen Schule erwogen, es müßte auch der Geist mancher Goethe'schen Dichtung (denke an den Inhalt des bedeutungsvollen Urtheils von Novalis über den Wilhelm Meister) erforscht, es müßten endlich ähnlich anklingende Töne bei gleichzeitigen Dichtern — auch bei solchen, in denen der wärmste Enthusiasmus für das Ideale unbestreitbar lebt, — berücksichtigt werden. Wer den Kreis dieser Forschungen gewissenhaft durchwandert hätte, würde wohl an den Wendungen mancher Gedichte Heine's darum nicht mehr Gefallen finden; aber er würde sich gewiß der armseligen Plattheit schämen, welche, ein gedankenloses Geklatsche an die Stelle der Kritik setzend, die Eigenthümlichkeit, in welcher sich weit verbreitete Elemente gerade bei diesem einen Dichter darstellen, auf Rechnung seiner Abkunft setzt.

Doch ich habe es hier mit der Frage von den Quellen und Verwandschaften der poetischen Art Heine's, so weit dieselben der Literatur angehören, nicht zu thun. Mir liegt allein am Herzen, die Ueberzeugung darzulegen und klar zu machen, daß die Mängel, die man an ihm findet, gerade mit der Lebenskreisen, mit den Gemüths- und Geistesrichtungen, denen man sie so gern zuschreibt, nicht den mindesten organischen Zusammenhang haben, in ihnen nicht den kleinsten

Anlaß finden. Die Frage, wie sie sich hier darstellt, ist durchaus keine literarische; denn nicht in irgend einem Zweige jüdischer Literatur hat man die Quelle der Richtung, die wir zurückweisen, gesucht; in dem Leben selbst wollte man sie entdeckt haben, und es gilt darum, den Kern dieses Lebens vor einer höchst verkehrten Auffassung zu schützen. Im Allgemeinen muß freilich zugegeben werden, daß sich in der Poesie einer Zeit, so fern sie irgend einen Grad öffentlicher Theilnahme findet, meist eine gleichzeitige Stimmung oder Gefühlsweise abspiegelt; nur wo dieses Urbild in dem besondern Falle zu suchen, das ist die Frage. Ich behaupte, daß gerade die Stimmung, welche ihr poetisches Spiegelbild in der Dichtungsmanier, von der es sich hier handelt, finden könnte, nirgends weniger Raum hat, als innerhalb des Judenthums und der Bestrebungen, die sich mit lebendiger, thätiger Liebe an dasselbe anschließen und aus ihm hervorgehen. Jene Stimmung entspringt nämlich meines Erachtens aus dem Mangel an einer festen geistigen Richtung, an einem liebewarmen, den Sinn erfüllenden Streben nach einem idealen Ziele; sie besteht in einem unruhigen Schwanken zwischen Glauben und Irrewerden an dem höchsten Inhalt und Zweck des eignen Wollens und Wünschens, in einem Taumeln, das sich dem Höheren wohl auf Augenblicke schwärmerisch hingibt, aber, ohne Ausdauer, um es festzuhalten, es bald wieder fahren läßt, und, in den Schooß der Sinnlichkeit oder dumpfer Gleichgültigkeit geflüchtet

durch Spott wider das Höhere, durch Hohn und Uebermuth den innern Vorwurf ob der eignen Schlaffheit zu betäuben sucht. Gerade dieser Stimmung aber steht unser geistiges Leben so fern als möglich; Alles, was den Kern unseres Wollens und Strebens bildet, vereinigt sich, um uns frei von ihr zu erhalten. Sehen wir auf diejenigen unter uns, deren Gemüth mehr der Vergangenheit zugewendet ist, so werden wir leicht begreifen, daß Die nicht geneigt sind, des Idealen zu spotten, die sich in ein Leben versenken, das Jahrtausende lang durch eine Idee gehoben und getragen und über Drang und Verfolgung emporgehalten worden. Jedoch ist diese Gemüthsstimmung im Abnehmen; sie würde daher allein nicht mehr genügen, um alle Seelen vor dem Einflusse kalter, frivoler, erschlaffender Zeitrichtungen zu bewahren. Aber um so mehr sind ernste, warme, beseligende Hoffnungen, der Zukunft zugewendet, in den Herzen lebendig geworden. Jene unsichere und unbehagliche Stimmung aber, die wie ein krankhafter Hauch manche geistige Erscheinungen unserer Zeit durchweht, ist nicht ein Erzeugniß der Entbehrung, sondern des Ueberdrusses, nicht der unerfüllt gebliebenen Hoffnung, sondern der Enttäuschung über ihren Gegenstand. Das Streben nach dem Vermißten, das uns in dem idealen Glanze unserer Wünsche aus der Zukunft entgegenleuchtet, erhält die Herzen jung und warm; das äußerlich erreichte Ziel, wenn es hinter dem innern Sehnen zurückbleibt, wenn es den Glanz der Hoffnun-

gen Lügen ſtraft, — das iſt es, was abſpannt, altern macht und erkaltet. Ein beſtimmtes Wollen, auf ein feſtes, klar erkanntes Ziel gerichtet, deſſen Bedeutung die Anſtrengung aller Kräfte fordert, erhält den innern Sinn friſch und mit ſich ſelber einig; Schlaffheit des Willens, Mangel an Streben, Abweſenheit eines Zieles, Unklarheit über das zu erringende Gut, an deſſen Werth man irre geworden, — die machen welk und zerriſſen. Uns iſt der Geiſt der neuen Zeit die Erfüllung gerechter Anſprüche noch ſchuldig; und da dieſe keine überſpannten und überſchwenglichen, ſondern ganz einfache und natürliche ſind, ſo vertrauen wir auch feſt auf ihn, daß er uns Wort halten werde, wenn wir ihm und uns nicht untreu werden. Die erhabenen Ideen der Duldung, der Gewiſſensfreiheit, der Humanität, die vor mehr als einem halben Jahrhundert durch die edelſten Geiſter Deutſchlands verkündet worden, werden heutzutage von Manchen ſchon wie abgenutzte Gemeinplätze angeſehen, weil, wie recht und billig und erfreulich, zu den anfangs einſamen Stimmen jener groſſen Geiſter eine zahlreiche Schaar kleiner Geiſter den Chor gebildet hat; und ich kenne manchen Publiciſten, der ſeit 30 Jahren keinen tiefern Gedanken, als den, daß jene Ideen leicht ſeien, gehabt hat. Aber im Leben iſt trotz dem im Sinne dieſer Ideen noch unendlich viel zu wirken und zu dienen und zu dulden übrig. Wem das Herz bei ihrem Klange noch höher ſchlägt, der braucht ſich keinen Augenblick nach einem Inhalte für ſein Streben umzu-

ſehen, der hat nicht nöthig, weder, wie die Einen, ſich aus Bruchſtücken von Einrichtungen der Vorzeit ein abentheuerliches Ziel künſtlich zuſammenſetzen, noch, wie Andere es der Originalität ihres Geiſtes ſchuldig zu ſein glauben, über jede Schranke hinauszugehen und eine erträumte Umwälzung der Elemente der menſchlichen Geſellſchaft zu verkünden. Was uns angeht, ſo haben wir noch viel von der Verwirklichung jener einfachen, im Geiſte längſt klar angeſchauten Ideen zu erwarten, was durch keine Umwälzung, ſondern nur durch eine natürliche und vernunftgemäße Entwickelung bedingt iſt, und nur mit dem Rückſchritt und mit dem völligen Stillſtande ſich nicht verträgt. Es iſt da noch genug für uns zu thun, um manches Leben auszufüllen, genug, um nicht in ſchlaffen Ueberdruß oder in hohle Träumereien uns zu verlieren. Was vielen Millionen die Geburt verliehen, das Recht des freien Gebrauchs ihrer Kräfte in den Bereichen des bürgerlichen Lebens ohne gewaltſame Hemmung, die freie Theilnahme an der Thätigkeit Aller, die frohe Mitwirkung in dem Getriebe des öffentlichen Lebens, wo es ein ſolches gibt, — das Alles erſcheint uns noch in dem Lichte eines hohen, idealen Zieles, das keine Raſt geſtattet. So unerfreulich dieſe Lage äußerlich für uns iſt, mit ſo gerechtem und ernſtem Unwillen gar Mancher von uns den Raub des Theuerſten empfindet, was dem Manne durch menſchliche Willkühr geraubt werden kann, den einer angemeſſenen Wirkſamkeit, ſo iſt doch für alle Die, welche

den Kampf gegen das Unrecht aufnehmen und ihn als ihre Sache betrachten, innerlich eine genügende Entschädigung vorhanden, und sie besitzen in ihm das trefflichste Gegengift gegen die Ansteckung jener modernen Zerrissenheit in ihren verschiedenen Aeußerungen. Sieh Dich um in dem Kreise Derer, die unter mancher Entsagung ihr Leben den Gesammt-Bestrebungen der Juden in unsern Tagen widmen, sei es lehrend und bildend nach innen, sei es streitend für das versagte Recht nach außen, sei es durch die Achtung gebietende Ausdauer, mit der sie die ihren Leistungen gebührende Stellung entbehren oder erringen! Du wirst bei ihnen einen ernsten, aber heiteren, einen strebenden, aber in seinem Streben geistig befriedigten Sinn finden, eben so weit entfernt von der spöttelnden, blasirten Frivolität der Einen, wie von den melancholischen Grimassen der Andern: zwei Richtungen, oder besser Manieren, die beide mehrfach von gedankenlosen Kritikern den Juden aufgebürdet worden sind, die übrigens beide, so verschieden sie sich in ihren Aeusserungen ausnehmen, derselben Quelle des Mangels an wahrem und thätigem Mitgefühl und an einer daraus fliessenden festen Lebensrichtung mir zu entsprießen scheinen. Gerade die entgegengesetzten Erscheinungen wirst Du in dem Kreise von Männern finden, die, zum Theil selbst in den bescheidensten Wirkungskreisen, im Sinne des Judenthums und für das geistige Wohl seiner Bekenner mit Wärme thätig sind. Ich möchte Dir manchen jüdischen Dorf-

ſchullehrer, den ich kenne, vorführen, der, mit dem dürftigſten Auskommen und in den engſten Verhältniſſen aller Art, von dem Bewußtſein erfüllt und gehoben wird, daß er warme, innige und zugleich geläuterte Religionsvorſtellungen, wie ſie das Mark des Judenthums bilden, unter der Jugend verbreiten helfe, daß er ſein Scherflein beitrage, um nach außen tauſendjährige Uebel des Haſſes und der Entfremdung zu bekämpfen und um der Zukunft freiere, glücklichere, gebildetere Menſchen zu erziehen; und der in dieſem Bewußtſein Begeiſterung für ſeinen ſchweren Beruf, für ſeine dürftige Stellung findet. Der Unbedeutendſte dieſer Claſſe, und wäre ſein Name und ſeine Wirkſamkeit nie über die Gränzen ſeines Dorfs hinausgegangen, vertritt doch tauſend Mal mehr von jüdiſchem Weſen, als Heine mit allem Glanze ſeines Witzes, oder als ein Joel Jacobi mit allem Prunk ſeiner Phraſen: um hier Einen von der weinerlichen Manier zu nennen, der ja eine zeitlang jüdiſche Stoffe zu Gunſten pikanter Effecte ausgebeutet hat, der aber, von dem erſten Gewimmer ſeiner »Klagen« an bis zu ſeinem Uebertritt in den Schooß der katholiſchen Kirche, nicht mehr als eine Karrikatur jeder Richtung, die er angenommen hat, geweſen iſt, und in dem die tiefe, innere Unwahrheit von ſeinem erſten Auftreten an von Allen, die ſehen konnten, iſt erkannt worden.

Ich werde bei der Beſprechung einzelner Erſcheinungen noch auf manches hieher Gehörige zurückkommen

müſſen. Ich werde Dir zeigen, wie noch manche Art und Weiſe, die mit den Juden und ihrem Treiben nichts zu ſchaffen hat, die ſich ihrer höchſtens als eines neuen literariſchen Mittels, um abgeſtumpfte äſthetiſche Gaumen zu reizen, bedient und ſie zu dieſem Zweck in abentheuerliche Fratzen verwandelt hat, — wie ſo manches Schiefe und Verkehrte der Art, ſtatt es dem ſchlechten Geſchmack ſeiner Urheber zuzuſchreiben, den Juden iſt aufgebürdet worden. Hier iſt nur noch das letzte Wort der eben dargelegten Anſicht auszuſprechen, das zugleich einen Irrthum, den ich früher mit Andern gehegt, zu berichtigen hat. Ich habe ehemals die Beſorgniß getheilt und ſie — am Schluß meiner bereits angeführten Flugſchrift »Börne und die Juden« — angedeutet; daß der Kampf, nicht gerade gegen bürgerliches Unrecht, aber gegen unverdiente, ſtumpfe Behäſſigkeit, möglicher Weiſe bei dem Mangel an heilender Gegenwirkung eine dauernde Bitterkeit, die auch ſchöneren Gefühlen eine trübe Beimiſchung liehe, zurücklaſſen könnte. Der Mann, an deſſen Namen ſich jene Aeußerung knüpfte, hat eine von Anderen in ſchlimmerer Abſicht gegebene ähnliche Deutung ſeiner Sinnesart kurz vor ſeinem Hinſcheiden auf die edelſte Weiſe zurückgewieſen. Mich ſelbſt hat ſeitdem eine glückliche innere Erfahrung und vielfache Wahrnehmung an Gleichgeſinnten von jener Beſorgniß vollkommen befreit. Ich habe mich überzeugt, daß der Kampf gegen eine beſtimmte Unbill der That oder der Geſinnung, wenn er ein offener, ausgeſprochener, rüſtiger iſt,

weit entfernt, das Gemüth zu erbittern, es heilt und beruhigt; daß der Zorn, der hier rege wird, ein gesunder, kräftiger ist, der die Brust hebt und reinigt. Was das Mark des Lebens vergällen und vergiften würde, das wäre ein verhaltener Grimm, der sich hervorzutreten scheute, eine Empfindlichkeit, die zu feig wäre, um die Schmach jämmerlicher Vorurtheile auf die, die sie hegen, zurückzuwälzen und die den Gram darüber, wie einen geheimen Wurm, am Herzen nagen ließe. Die schlaffe Duldung des Unrechts und des Hasses tödtet, der Widerstand belebt. Was aber heutzutage noch verderblicher in manchen Gemüthern wühlt, und wovon wir Gottlob! unberührt bleiben, das ist eine vage, gegenstandlose Unzufriedenheit, die an Allem zerrt und mäkelt, der nichts recht genug ist, um es mit Wärme zu lieben, und auch wieder nichts schlecht genug, um es mit Nachdruck und Aufopferung zu bekämpfen. Die wenigen Tropfen Bitterkeit, die unserem Wesen beigemischt sind, die haben ihre noch begränzte Richtung gegen Unrecht, Haß und Lüge und gehen über diese festen Schranken nicht hinaus. Wir hassen nichts als den Haß; wir ringen mit Abscheu nur gegen Lüge und Unrecht. Wir sind gewohnt, im Gegensatze zu diesen feindlichen Mächten, jeden Funken von Recht, Liebe und Wahrheit, wo er auch glimme, nur um so wärmer zu fühlen, und in unser Gemüth aufzunehmen. Man hat uns in neuerer Zeit wieder mit vieler Herbheit den Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, gegen den sich noch mancherlei einwenden ließe. Doch

ich gebe es zu, wir sind einseitig; aber wir sind es nur in dem, was wir hassen; an Vielseitigkeit in dem, was wir lieben, glauben wir Keinem nachzustehen. Der würde unser Streben nicht begreifen und nicht ahnen, wenn er es auch zu theilen wähnte, dem die innige Theilnahme daran nicht zugleich das Mitgefühl für alles Menschliche schärfte und erhöhte, weit entfernt, es abzustumpfen. Wenn uns der besondere Kampf, den wir gegen Haß und Unrecht auszukämpfen haben, um ein Lächeln freudigen Antheils an dem Glücke Anderer, um eine Thräne des Mitleids mit dem Leide eines menschlichen Wesens, um ein jauchzendes Frohlocken über einen Fortschritt menschlichen Glückes, menschlicher Bildung und Freiheit ärmer machte, wenn er nicht vielmehr unsere Sympathieen für alles Gute, unsere Empfänglichkeit für alle Liebe nährte und anfeuerte, so würde all' unser Ringen werthlos sein. Aber so ist es nicht. Die allgemeinste Erfahrung lehrt, daß die Theilnahme an unseren bestimmten Bestrebungen mit der an allem menschlich Guten und Edlen in den Gemüthern unserer Glaubensgenossen keineswegs in umgekehrtem Verhältniß steht, daß vielmehr die eine mit der anderen, in der Brust der Einzelnen wie in dem Geiste der Gesammtheit, stets wächst und fällt. So haben wir denn nicht zu befürchten, daß unser Gemüth trübe und bitter werde. Ein weites Meer von Liebe steht unseren Herzen offen, in dem der Haß, mit dem wir ringen, wie ein Tropfen verschwindet. Dein

G. R.

Sechſter Brief.

Juni 1838.

Du verlangſt mit Recht, lieber Freund, daß ich den ganzen Zuſammenhang der literariſchen Thatſachen, an welche ſich der Pfizer'ſche Ausfall nur wie das letzte Glied einer traurigen Kette anſchließt, darlege, und ſo zu ſagen, die geſchloſſene Schlachtordnung der Lüge — ſtatt ihrer einzelnen Freibeuter — angreife. Die Arbeit iſt unerfreulich, aber ſie iſt leider nothwendig; denn allerdings ſind die einzelnen, täglich wiederkehrenden Gehäſſigkeiten der Art dumpfe Nachklänge eines doppelten, ungeheuren Geſchreis, das zu zwei verſchiedenen Zeiten aus einer Anzahl Kehlen zugleich der Welt in die Ohren ſchallte. In den beiden Feldzügen waren die Anführer, wie die Feinde, denen es galt, verſchiedene; nur der Character der Lüge und der Schmähung Unſchuldiger, ſo wie die Abſicht dabei, — die waren unverändert dieſelben. Du meinſt, daß ich dem gefährlichſten Gegner, den ich auf dieſem Wege unfehlbar antreffen muß, Wolfgang Menzel'n, ungern entgegen träte. Darin freilich haſt Du nicht Unrecht, wohl aber, wenn Du mich in Verdacht haſt, daß ich aus Scheu vor ihm den Hauptpunkt, die eigentliche Feſtung der Lüge, mehr zu umgehen, als anzugreifen geneigt wäre.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir weh thut, hier in derselben Person dem zu begegnen, der bei einem früheren Anlaß mächtig dazu beigetragen hat, jene abscheuliche Art der Kriegführung im Keime zu ersticken, und der sich ihrer später, bei einem, wo möglich, noch ungerechteren Anlaß selbst bedient und Andere dazu ermuntert hat, so daß sie seitdem erst, eben durch seine Schuld, auf eine früher nie geahnte Höhe getrieben worden. Auch bin ich nicht gesonnen, den Dank zu verläugnen, den ich diesem Manne früher nicht allein im eigenen Namen, sondern im Namen der Gesammtheit meiner Glaubensgenossen schuldig geworden bin. Er hat die Sache der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, als Schriftsteller und als Volksvertreter und besonders in ersterer Eigenschaft mit seltener Wärme und Begeisterung, vertheidigt. Ich kann und mag nicht verhehlen, daß mir und vielen Anderen seine Unterstützung in dieser Sache sehr werth gewesen ist; ich habe mich einst gern und freudig darauf berufen; ich gestehe auch, daß mir persönlich sein Lob meiner Leistungen für diese Sache erfreulicher, als je irgend ein kritisches Lob, gewesen ist, weil es tiefer Ueberzeugung zu entsprießen und die gute Sache in ihrem Vertreter zu ehren schien. Wenn als das Motiv von dem damaligen Auftreten Menzel's später irgendwo angegeben worden ist, er habe sich dadurch populär machen wollen, so kann ich dieser Meinung nicht beistimmen, und kann vielmehr nur eine an Abgeschmacktheit streifende Naivetät darin finden. So glänzend steht

es mit der Freisinnigkeit in Deutschland noch nicht, daß die Vertretung der Sache einer unter vielfachem Vorurtheil leidenden Minderzahl als ein Mittel zur Popularität gelten könnte. Wenigstens ist diese von weit Mehreren auf dem entgegengesetzten Wege erstrebt worden. Diejenige Art von Achtung, die man durch die uneigennützige Vertheidigung des Rechts der Unterdrückten stets gewinnt, ist aber etwas so hohes, daß der Wunsch, sie zu verdienen, an sich schon zu den edelsten Motiven gehört. Und außer diesem gibt es keines, das ihm seine schöne Aufsätze über jene Frage hätte eingeben können, als das der Ueberzeugung. Aber, so sehr ich dieses Verdienst Menzel's seinem ganzen Werthe nach anerkenne, so glaubte ich doch nicht ihn zu ehren, sondern mich zu entehren, wenn ich ihm den Dank dafür durch ein feiges Stillschweigen, seinen jetzt seit mehreren Jahren unaufhörlich fortgesetzten, eben so giftigen, wie ungerechten Schmähungen gegenüber, zollen wollte. Schonte ich ihn um seines mir persönlich ertheilten Lobes oder um der kleinlichen Besorgniß willen, einen Fürsprecher in der Emancipationsfrage an ihm zu verlieren: ich würde in beiden Fällen die Verachtung aller Ehrenmänner verdienen. Was ich in meinem früheren Brief in Beziehung auf Herrn Pfizers Höflichkeit gegen die Sache der Emancipation gesagt habe, gilt in gleichem Grade von Menzel's wirklich bedeutender Unterstützung. Hinge von ihm statt eines einzelnen kritischen Organs die ganze literarische Beurtheilung der

Mitwelt und der Nachwelt ab, oder hätte er uns selbst statt einer einzelnen, zu der Zeit, da sie erscholl, allerdings gewichtigen und dankenswerthen Stimme zu Gunsten des versagten Rechts, dieses Recht selbst in seinem ganzen Umfange zu bieten, so würde es nicht minder ein niedriges Verfahren sein, Rücksichten des Beifalls oder der Politik im Geringsten zu beachten, wo es sich um Ehre und sittliche Würde, gegen welche Schriftstellerruhm und Bürgerrecht nichtige Dinge sind, handelt. Gerade, weil ich ihm meine Achtung öffentlich gezollt habe, weil ich ihn also nicht als einen der Beachtung unwürdigen Gegner übersehen darf, weil Stillschweigen, Anderen gegenüber vielleicht der Ausdruck der Verachtung, hier als Eingeständniß der Schwäche gedeutet werden dürfte, — gerade darum muß ich gegen ihn um so offener und entschiedener auftreten. Die Wahrheit möge richten zwischen ihm und mir!

Die erste der beiden Epochen, mit welchen ich hier zu thun habe, fällt in das Ende des Jahres 1831, nach der Erscheinung der beiden ersten Bände von Börne's Briefen aus Paris. Die Mehrzahl der Gegner, die damals gegen Börne auftraten, glaubte ihre Polemik durch eine starke Dosis Judenhaß würzen zu müssen, und nahm keinen Anstand, was ihr an diesem Schriftsteller mißfiel, zwar nicht auf Rechnung seiner Religion — denn diese war seit vielen Jahren die christliche — aber seiner Abkunft zu schreiben. Denjenigen, welche damals diesen Ton anstimmten, — denn von den Geg-

nern, die mit redlichen Waffen ſtritten, rede ich nicht — war man kaum im Stande, den Gebrauch jener Waffe zu verübeln; denn es war ſchlechterdings die einzige, die ſie zu führen verſtanden. Wenn man weder Styl, noch Gedanken, noch edlere Empfindungen aufzubieten hat, was iſt natürlicher, als daß man zu dem Allen zugänglichen Geheul eines alten Haſſes ſeine Zuflucht nimmt, mit welchem man auf einen gewiſſen Eindruck immer zählen kann; daß man die vorhandenen Sympathieen der Gemeinheit benutzt, aus dem vorräthigen Schmutz-Haufen der Vorurtheile und Gehäſſigkeiten eine handvoll Koth aufgreift und ſie, unter dem Zujauchzen des gleichgeſtimmten Pöbels, auf ſeinen Gegner wirft? Das war damals der Stand der Sache: weshalb denn auch jene Ausfälle wenig gefährliches hatten und bald verhallten, nachdem ſich alle ordentlichen Leute mit Eckel von ihnen abgewendet hatten. Wie ich ſchon angedeutet habe, war es zu jener Zeit Menzel, welcher jener verächtlichen Polemik vollends den Todesſtoß gab, ſie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit entblößte und zuletzt in der ihm eignen derben Ausdrucksweiſe erklärte, man habe das literariſche Hey-Hey-Geſindel zur Thüre hinausgeworfen.

Gegen dieſe Gehäſſigkeiten nun war meine mehrerwähnte Flugſchrift gerichtet. Nach dem, was ich ſo eben über die Unbedeutenheit der Angreifenden geſagt habe, mag es wohl der Entſchuldigung bedürfen, daß ich es damals der Mühe werth hielt, gegen einen der albernſten

Ausfälle, und zwar zu dem alleinigen Zweck der Vertheidigung meiner Glaubensgenossen, das Wort zu ergreifen, und noch dazu mit gröſserer Heftigkeit, als ich es je in einem anderen Falle gethan: mit einer Heftigkeit, von der ich bekennen muß, daß ſie an einer Stelle die Gränzen des guten Geſchmacks überſchritten hat. Es war eine Empfindung eigner Art, die mir jene Flugſchrift eingab, die ihren Ton und ihre Haltung beſtimmte. Es war damals das erſte Mal, daß es mir ſo recht ſchwer auf's Herz fiel, wie die langjährige Gewohnheit eines mehr ſchmutzigen und ſtupiden, als leidenſchaftlichen Haſſes manche Gemüther dermaßen abgeſtumpft hat, daß ſie das tief Verletzende der abſcheulichſten Schmähungen, wenn dieſelben gegen die Maſſe der Juden gerichtet ſind, kaum mehr empfinden, daß ſie ſich dieſes Mittels, wie zum Spaß oder zu irgend einem fremden Zweck ganz heiter bedienen, ohne das Ungeheure der Beleidigung, das Unermeßliche der moraliſchen Verantwortlichkeit, die ganze Schwere der Rechenſchaft, welche die Ehre ihnen zu geben gebietet, nur im Entfernteſten zu ahnen. Dieſer Stumpfheit wollte ich entgegentreten, durch die ſchärfſten Reizmittel wollte ich verſuchen, ob ſie zu einem Gefühle der Ehre zu wecken ſei. Hatte man von jener Seite, ſtatt ſich an die Perſon, die man bekämpfte, wie ein Ehrenmann zu halten, es ſich leichter zu machen geglaubt, indem man eine Religionspartei beſchimpfte, wähnend, keiner werde die Schmähung, als ihm geltend, aufnehmen: ſo wollte ich

umgekehrt die auf die Gesammtheit gerichteten Beschimpfungen auf eine Person zurückbeziehen, wollte mich gleichsam als Gewitterableiter für die Häupter der Gesammtheit darbieten, indem ich die gegen sie ausgestoßenen Schmähungen aufnahm, und mit Beleidigungen erwiederte, zu denen der Angriff berechtigte, und für den ich Rechenschaft zu geben bereit war. Daß bei dieser Absicht und in dieser Stimmung die Gränzen des literarisch Schicklichen leicht überschritten werden konnten, ist nicht zu läugnen.

Was mein damaliges, schroff und einseitig verwerfendes Urtheil über das Buch selbst, an welches sich der ganze Streit anknüpfte, betrifft, so werde ich darauf, bei Gelegenheit neuerer Ausfälle auf die Juden, die sich wieder auf denselben Schriftsteller beziehen, zurückkommen. Ich bemerke hier nur, daß Menzel, nachdem er selbst jene Briefe in einer Recension, von der ich einräume, daß sie zu den schönsten gehört, warm vertheidigt und sehr hoch gestellt hatte, später mein Urtheil, als ein viel härteres, dem seinigen entgegenstellte, dessen Redlichkeit anerkannte, ihm aber bedeutende, schon gedachte Milderungen beifügte. (Literaturblatt von 1832, Nro. 52 bei Gelegenheit der Recension über den 8ten Theil der Börne'schen Schriften.)

Ueber die näher hieher gehörigen, beiläufigen Beziehungen jener Flugschrift auf Heine habe ich mich bereits ausgesprochen. Ich beabsichtigte hier eben jene vollständige und unbedingte Zurückweisung, jene Ver-

läugnung einer erlogenen Geiſtesverwandſchaft, die jetzt lediglich, da dieſelbe Lüge ſtets und in immer giftigerer Form wiederkehrt, wiederholt werden mußten, da ſie nicht verſtärkt werden können. Auf dieſem einen Punkte hatte ich auch damals Menzel zu bekämpfen; denn er, der zu jener Zeit Heine's Talenten das glänzendſte Lob ſpendete, aber ſeine jedem beſſeren Geſchmack widerwärtigen Späße über Gegenſtände religiöſer Verehrung mit ernſtem Unwillen rügte, hatte hiebei auch damals das ſchwere Unrecht begangen, ſtatt des Spötters, der ſein Talent mißbrauchte, und, um pikant zu ſein, Gefühle verletzte, die gerechten Anſpruch auf Schonung haben, — den vermeintlichen Juden anzugreifen. Dieſer Theil meiner Erörterung wendete ſich daher direct gegen Menzel, dem ich ſein ſchreiendes Unrecht ernſt und offen vorhielt, während ich übrigens ſeinen critiſchen Fähigkeiten und Leiſtungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Als nun Menzel aus dieſer Flugſchrift mein, wenn auch von dem ſeinigen abweichendes Urtheil über Börne in ſehr wohlwollender Weiſe anführte, ohne des gegen ihn ſelbſt gerichteten Tadels, der ihm doch nicht entgangen ſein konnte, dabei zu erwähnen, gab ich der Hoffnung Raum, daß es mir gelungen ſei, den Einzigen, den ich unter denen, die einen ähnlichen Ton angeſtimmt hatten, achtete, von der großen Ungerechtigkeit dieſer Art, den Streit zu führen, zu überzeugen. Es ſchien mir, als ſei er zu der einfachen, dem unverdorbenen Sinn von ſelbſt ſich darbietenden Ueberzeugung

gelangt, daß es ein schlechtes Mittel zur Bekämpfung literarischer Verwerflichkeiten sei, gegen eine an der Begehung derselben völlig unschuldige, ja sogar noch härter, als jede andere, darunter leidende Religionspartei, neuen Haß anzuregen. Die Verachtung vollends, welche Menzel selbst um eben jene Zeit gegen Diejenigen an den Tag legte, die sich jenes elenden Mittels der Polemik bedienten, mußte mich in meiner Ansicht über ihn bestärken. Erst nach drei Jahren nahm ich ungern wahr, daß ich mich geirrt oder seine Sinnesart sich in der Zwischenzeit wieder verändert hatte.

In eben dieser Zwischenzeit hatten die Anfechtungen der angegebenen Art gänzlich nachgelassen und die Literatur schien überhaupt die Elemente eines unwürdigen Hasses, unedler, gegen eine religiöse Genossenschaft gerichteter Schmähung ausscheiden zu wollen. Das nach Menzel's Ausspruch zur Thür hinausgeworfene Hep-Hep-Gesindel wagte während dieses Zeitraums nicht, zur Hinterthür wieder hinein zu schlüpfen. Er selbst, der die Niederträchtigkeit der Art und Weise, wie man jene Waffe gebraucht hatte, in jenem Ausdruck so entschieden brandmarkte, schien damit natürlich auf den Gebrauch derselben verzichtet zu haben, und damit mochte wohl auch Anderen der Muth dazu benommen sein. In demselben Zeitraum hatte auch die Erörterung über die bürgerliche Unterdrückung und Gleichstellung der Juden eine würdigere Wendung genommen, und ich mache Menzel'n das Verdienst nicht streitig, daß er dazu

durch seine kräftige Behandlung der Sache (S. Literaturblatt v. 1833 Nr. 120. 121.) viel beigetragen hat. — Gegen Ende des Jahres 1835 aber sind jene Ausfälle mit neuem Ungestüm losgebrochen und sind seitdem mit schamloser Hartnäckigkeit, ohne daß man auf den bestimmtesten Widerspruch irgend eine Rücksicht genommen hätte, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden. Erwägt man, welche Veranlassung diese neue, alle früheren an toller Wuth übertreffende Einmischung des Judenhasses in die Literatur gehabt hat, so muß man nicht minder mit Staunen, als mit Entrüstung wahrnehmen, wie die frechste Lüge, wie eine rein aus der Luft gegriffene Verläumdung sich so lange in der Literatur hat behaupten können.

Der eigentliche Gegenstand des Streites, dem man eine dem Juden feindliche Richtung zu geben für gut befunden hat, waren vier Schriftsteller, die man weit seltener bei ihren eignen Namen benannt und jeden nach seinen Vorzügen und Fehlern beurtheilt, als man sie unter allerlei Gattungsnamen, am meisten unter dem des »jungen Deutschland« bezeichnet hat. Von diesen Vieren ist nun aber bekannter Maßen nicht nur kein Einziger ein Jude, sondern auch kein einziger jüdischer Abkunft verdächtig; alle sind aus unverfälschtem, christlich-germanischem Blut. Und dennoch hat man, toller noch, als es je früher geschehen, die Juden und immer wieder die Juden für sie verantwortlich gemacht. Eröffnet wurde der Reigen durch Menzel mit einer dem

Anschein nach mehr bedeutenden, als anklagenden Anfrage, was sich denn die Juden von diesem neuen literarischen Treiben für die Frage ihrer Emancipation für Vortheile versprächen, da man bereits allgemein die Ungebührlichkeiten der fraglichen Schriftsteller dem Judaismus zur Last lege u. s. w. (Literaturblatt v. 1835. Nr. 110.) Das war eine gute Art, eine bodenlose Verläumdung, die man noch nicht so geradezu auf sich nehmen mochte, unter die Leute zu bringen, dadurch daß man sie, als bereits vorhanden, einem unbestimmten Publicum zuschrieb. Alle Juden, die diese sinnlose Anfrage lasen, hatten eine Empfindung, wie sie etwa in früheren Jahrhunderten ihre Vorfahren gehabt haben mögen, wenn man ihnen zumuthete, sich über eingetretenen Mißwachs oder Pest, über die Unfruchtbarkeit einer Königinn und dergleichen Uebel mehr, an denen man ihnen die Schuld beizumessen pflegte, zu verantworten. Es erfolgten kurze Erwiederungen in mehreren Zeitungen, die darauf hinausgingen, daß die Juden mit dem »jungen Deutschland« so viel zu schaffen hätten, wie mit dem Mann im Mond oder mit dem Kaiser von China, daß unter den angeschuldigten Schriftstellern ja kein einziger Jude sei, daß sie mit den Juden in keinem Verkehr ständen, daß diese ihre Schriften weder mehr lasen, noch mehr begünstigten oder bewunderten, als es christliche Landsleute thäten: kurz, daß man den Verstand verloren haben müßte, um zwischen den in Rede stehenden literarischen Sünden und den Juden

und ihrer Emancipation irgend einen Zuſammenhang ſehen zu wollen.' Dieſer Widerſpruch wurde nicht beachtet; der Impuls war einmal gegeben; das Hep-Hep-Geſchrei ſchien abermals ein paſſendes Feldgeſchrei zu ſein; der Judenhaß mußte, es koſte, was es wolle, bei der Sache betheiligt werden, und da die Leute zum Unglück keine Juden waren, ſo mußten ſie dazu gemacht werden. Man griff nach allem Möglichen, um vorerſt Beziehungen zwiſchen den angefeindeten Schriftſtellern und den Juden herauszubringen. Die Nothbehelfe, deren man ſich dazu bediente, ſind ſo beſchaffen, daß man über manche derſelben lachen könnte, wenn man nicht über das ganze ſchändliche Lügenſpiel und den dabei beabſichtigten Betrug ernſthaft entrüſtet ſein müßte. Hier einige Proben davon: Der eine Schriftſteller hat neben der Charakteriſtik Armand Carrel's, des Doktor Francia und des Sultan Mahmud auch die des Herrn von Rothſchild geſchrieben; er hat auch einmal einen jüdiſchen Charakter zum Gegenſtande einer ſeiner Novellen gemacht, ingeſammt »aber bedienen ſie ſich gern des Ausdrucks Philiſter« in der bekannten Bedeutung, welche zuerſt die Studenten und nach ihnen auch viele andere Leute dem Worte gegeben haben. Dieſe letzte Redeweiſe zumal, — die freilich, wenn ſie als Kriterium anerkannt würde, hinreichend wäre, um zahlloſe gute Chriſten Deutſchlands in den Verdacht des Judenthums zu bringen — ſpielt eine wichtige Rolle. Sie iſt für den ungenannten Verfaſſer des »Votums über das junge

Deutſchland«, der ſich auf dieſer Entwicklungsſtufe der Lüge das meiſte Verdienſt erworben hat, ein Moment von der höchſten Bedeutung; denn ſie muß ihm ganz allein zum Uebergange dienen, um auf das »Volk Gottes« zu kommen, das ja in der Bibel bekanntlich die Philiſter bekämpft. Es wird Dir ſchwer werden, an einen ſolchen Gipfel des Unſinns zu glauben; aber es iſt wörtlich ſo. Von dieſem glänzenden Anknüpfungspunkt aus, mit Hülfe von allerlei Thatſachen, von denen ich die ſtärkſten oben angeführt habe, gelangte man vorerſt zu dem Reſultat, daß jene Schriftſteller »Wahlverwandtſchaften und Sympathieen« mit den Juden hätten. Aus ſolchen Beſtandtheilen ward nun allmählig die magiſche Formel zuſammengeſetzt, durch die man dann Jeden, mit dem man die Metamorphoſe vorzunehmen ein Intereſſe hatte, augenblicklich in einen Juden zu verwandeln im Stande war. Natürlich benutzte man dabei auch die Beziehung, in welche man die verſchrieenen Autoren zu Heine zu bringen ſuchte. Früher war man — wie Herr Pfizer jetzt wieder gethan hat — der Einwendung, daß Heine ja längſt kein Jude mehr ſei und mit dem Judenthum und deſſen Bekennern nicht zu thun habe, mit der frechen Lüge begegnet, daß er unter den Juden vorzugsweiſe Anhänger, Verehrer, Schüler gefunden habe. Nun aber, da die angeblichen Schüler, die übrigens ſelbſt zum Theil die Meiſterſchaft nicht wollten gelten laſſen, ausſchließlich Chriſten waren, da man alſo, wenn man einen Funken von Rechts-

gefühl und Wahrheitsliebe übrig hatte, zu der Erkenntniß kommen mußte, daß nun der letzte Schatten eines Vorwandes, um die Juden in die Sache hineinzuziehen, weggefallen, — nun verdoppelt man das Maß der Lüge und der Verläumdung in demselben Verhältniß, in welchem jeder Anlaß dazu verschwunden ist.

Ganz des Uebrigen würdig war das Gewicht, das hie und da auf den Umstand gelegt wurde, daß das Buch, an welches sich der Angriff unmittelbar knüpfte, bei einem angehenden Verleger erschienen war, von dem man in Erfahrung gebracht hatte, daß er ein Jude sei. Hunderte von schändlichen, unsittlichen Büchern haben, nachdem sie von christlichen Schriftstellern verfaßt waren, auch christliche Verleger gefunden; es ist Keinem eingefallen, das Christenthum, die christliche Glaubensgenossenschaft deshalb anzuklagen; wer so verfahren wäre, den hätte man für's Tollhaus reif erklärt. Nun aber da einmal ein christlicher Schriftsteller für ein unsittliches Buch einen jüdischen Verleger gefunden hat, — wo also, wenn man so unsinnig verfahren wollte, den Antheil der Zurechnung, welcher auf den Verfasser und den Verleger eines Buches kommt, unter die Religionen Beider zu vertheilen, ein unendlich kleiner Theil der Schuld auf das Judenthum, ein sehr großer auf das Christenthum fallen würde, nun ergreift man den winzigen Anlaß begierig, um eine Fülle von Haß über das Judenthum auszuschütten. In wie weit überhaupt den Verleger eine moralische Verantwortlichkeit für seine Ver-

lagkartikel treffe, iſt eine Frage, über die man bei dem redlichſten Willen verſchiedener Meinung ſein kann. Mit welchem verachtenden Hohn Leſſing einen Gegner abgefertigt hat, der den Verleger eines Buches als ſolchen in den Streit über das Buch einzumiſchen vorgab, wird Dir bekannt ſein. Aber die Stelle paßt ſo gut hieher, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie abzuſchreiben. (Anti-Goeze, 10ter Beitrag in der Note. Bd. 25, S. 208—209. in der Karlsruher Ausgabe der ſämmtlichen Werke.) Der Angeredete iſt ein Anonymus im Reichspoſtreuter, der »Seelenſorger« Herr Paſtor Goeze. »Zweitens hat euch dieſer liebe Herr Seelſorger weiß »gemacht, daß er ſich an den böſen Nikolai blos als an »den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten »pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen »können; aber wem er es ſonſt weiß machen wird, der »iſt der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, »weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier »dazu gemacht worden, ſich einige von euren alten Hemden befunden: was würdet ihr ſagen? Und doch iſt »wahrlich eines dem Andern nicht ſehr aus dem Wege. »Denn eben ſo wenig ihr wißt, was man mit euren »alten Hemden macht: eben ſo wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, dem er »bezahlt, auf ſein weißes Papier drucken läßt; und er »iſt das eben ſo wenig verbunden zu wiſſen, als ihr »jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, daß Euer

»Herr Seelsorger noch bei viel mehreren Verlegern eben »so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum »hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? »Warum denn nur an den Verleger Nikolai?« u. s. w. — So weit Lessing. Ich will indessen den Mann der reinsten Wahrheitsforschung, den Feind jedes Autoritätsglaubens nicht mißbrauchen, indem ich ihn selbst zu einer Autorität, der man blind folgen solle, stemple. Ich will gern zugeben, daß ein anderes edleres Verhältniß des Verlegers zu dem Schriftsteller, wo jener nur Dem, was er im Ganzen billigt, seinen Namen leiht, wenigstens möglich wäre. Dagegen wird mir Jedermann einräumen, daß es heutzutage, wie zu allen Zeiten, jedenfalls zu den Seltenheiten gehört. Es ist bekannt, wie häufig Contracte zwischen Verlegern und Schriftstellern abgeschlossen werden, ehe der Erstere den Inhalt des Werkes kennt, das er übernimmt, ja ehe es geschrieben ist, auf den Ruf des Verfassers und den Titel des Buches hin. Wie nun, wenn auch der fragliche Verleger mit Gutzkow über den Druck seines Romans contrahirt hätte, ohne von dem Inhalte desselben Kenntniß zu haben, wenn er in ihm dem vormaligen Schützlinge Menzel's vertraut hätte, dessen frühere Arbeiten ja eben Menzel weit über ihren Werth erhoben und so am meisten dazu beigetragen hatte, ihm schnell einigen Ruf zu verschaffen, so daß die Verbindung mit ihm für einen Roman, und später für eine Zeitschrift, einem beginnenden Geschäft ersprießlich er-

ſcheinen mußte? Daß dieſes wirklich der Hergang der Sache war, daß die Förderung einer frivolen oder antichriſtlichen Richtung ihm nicht im Traum eingefallen iſt, das hat der fragliche Verleger öffentlich erklärt, und ich ſelbſt bin aus guten Gründen davon überzeugt, ohne daß ich freilich im Stande wäre, den juriſtiſchen Beweis vor dem Publicum zu führen. Aber die Gegner ſind es, die, wenn ihr Verfahren nicht ein bübiſches ſein ſollte, irgend einen Grund — ich will gar nicht von einem Beweiſe reden — für die behauptete moraliſche Mitſchuld des Verlegers mußten anzuführen haben. Aber von Gründen, von Recht und Billigkeit, von Ueberzeugung war bei dem Allen nicht die Rede. Der Name eines Juden, den man in irgend einer noch ſo nichtigen Beziehung zu der Sache vorzufinden das Glück hatte, mußte — bei ſorgfältiger Vermeidung jeder näheren Prüfung — genügen, nicht um ſeine Perſon — denn an dieſer war ſehr wenig gelegen —, ſondern ſeine Confeſſion mit Haß und Gift zu überſchütten.

Nachdem nun auf ſolche Weiſe aus den elendeſten Materialien eine Brücke zwiſchen den literariſchen Tendenzen, die man bekämpfte, und dem Judenhaß war erbaut worden, war man klug genug, die Brücke, der gar wenig zu trauen war, alsbald abzubrechen und fortan, ohne je wieder auf die falſchen Vorausſetzungen und abſurden Schlüſſe, die zu dem erzielten Reſultate hätten führen müſſen, zurückzukommen, ſchlechtweg und ohne weitere Begründung, die Schriftſteller, die man bekämpfte,

Juden und ihre Tendenzen jüdiſche zu nennen. Am weiteſten hierin ging der abermals ungenannte Verfaſſer der Flugſchrift »Die jeune Allemagne in Deutſchland«, von dem ich noch heute zweifle, ob ſein Verſtand, wie man wohl Beiſpiele erlebt hat, das Opfer eigner und fremder Lüge geworden war, ſo daß es ſich bei ihm als eine fixe Idee nach Don-Quichot'ſcher Art feſtgeſetzt hatte, daß die Gegner, auf die er ſchalt, Juden, wie die des edlen Ritters von La Mancha nach deſſen Vorſtellung irrende Ritter, ſeien — eine milde Annahme, die wenigſtens den Charakter des Ungenannten retten würde —; oder ob er, ſeines Verſtandes mächtig und wiſſentlich Unwahres verkündend, zu den frechſten Lügnern gehört, die je die Literatur mit ihren Ergüſſen beſudelt haben. Der ſchwülſtige, närriſch emphatiſche Styl mancher Stellen leitet auf die erſte Vermuthung; die Schlauheit dagegen, mit der jede beſtimmtere Angabe, jede Nennung eines Namens, die zur Entlarvung des abſcheulichſten Truges hätten führen müſſen, vermieden, mit der Alles in einem trüben Nebel allgemeiner Redensarten und Bezeichnungen gehalten wird, hinter dem das betrogene Publicum lauter Juden zu ſehen glauben ſollte, — dieſer Zug deutet wiederum auf die ſelbſtbewußte Lüge, auf einen Menſchen, der bei Verſtand iſt und dem nichts fehlt, als Ehre und Gewiſſen. Was es nun geweſen ſein mag, Wahnſinn oder Berechnung, ſo viel iſt gewiß, daß das ſchändliche Treiben, das wir hier auf ſeinem Höhepunkte erblicken, einen Augenblick lang den

Zweck der groben Täuſchung, den einzigen, der es erreichen konnte und wollte, wirklich erreicht hat. Man ſchrie in jener Zeit ſo wiederholt und mit ſo vieler Emphaſe unter die Leute: »es ſind Juden, es ſind lauter Juden, die all das Unheil in der Literatur anrichten«, man richtete dieſes Geſchrei mit ſo unverſchämter Zuverſicht gegen die beſtimmten Schriftſteller, die damals als das »junge Deutſchland« bezeichnet und verdammt wurden, daß ein Theil des Publikums, zu arglos, um an die Möglichkeit ſo unerhörter Frechheit in der Lüge zu glauben, wirklich auf Treu und Glauben annahm, jene Schriftſteller ſeien Juden, und daß dieſe Meinung einige Monate lang in Deutſchland ſehr verbreitet war. Der nicht unanſehnliche Theil des deutſchen Journalismus, der, völlig gedankenlos, jeden Eindruck ohne Widerſtand empfängt und fortpflanzt, trug zu jener Annahme nicht wenig bei durch einige Artikel, die ein Blatt dem anderen ohne Prüfung entlehnte, und in welchen von jener Vorausſetzung, wie von einer ausgemachten Thatſache, ausgegangen wurde. So ward dann jene Meinung nicht allein unter dem niedrigeren Leſepublikum, ſondern ſelbſt unter den Gebildetſten, einen Augenblick herrſchend. Du wirſt Dich ſelbſt aus manchen Zügen, die zu jener Zeit — es war der Anfang des Jahrs 1836 — im Leben nicht minder als in der Literatur vorgekommen ſind, erinnern, wie verbreitet der Glaube war, den jene Lüge damals gefunden hatte, und noch bis in die neueſte Zeit herab findet man Nachklänge

jenes Glaubens, wo man ſie am wenigſten erwarten ſollte.

Der eigentlich wohl bei dieſer Lüge beabſichtigte Zweck, ein weiteres Motiv des Haſſes gegen die Schriftſteller ſelbſt anzuregen, konnte indeſſen immer nur auf einen kurzen Augenblick erreicht werden; denn ein einfacher Widerſpruch gegen die Thatſache mußte doch bald durchdringen; das ihnen angedichtete Judenthum konnte von Jenen mit einem Worte abgeſchüttelt und den von dieſer Seite gegen ſie gerichteten Pöbelhaß leicht ausgewichen werden. Sie waren denn auch von den Streichen dieſer Waffe bald völlig unverſehrt aufgeſtanden und konnten mit Hohnlachen zuſehen, wie ihre Feinde an dem von ihnen längſt abgeworfenen Mantel mit blinder Wuth zu zerren fortfuhren und ſich die Zähne daran ſtumpf biſſen. Das Mittel, das ſie tödtlich hatte treffen ſollen, diente ihnen ſehr bald vielmehr zum Ableiter, indem es den Haß von ihnen hinweg auf einen völlig unſchuldigen Gegenſtand wendete. Eine ernſte, dauernde, gefährliche, wenn auch ſchwerlich beabſichtigte Folge hat jenes lügneriſche Treiben nur für die Juden gehabt. Denn lange noch nachdem die Feinde aus der Wolke des Judenthums, in die man ſie gehüllt hatte, ſiegreich entſchlüpft waren, hat man mit wahnſinniger Wuth unaufhörliche Streiche gegen die Wolke geführt. Unzählige Male hat man ſeitdem die Juden und das Judenthum mit allem Abſcheulichſten und Unſittlichſten, das der glühendſte und raffinirteſte Haß zu

entdecken oder zu erfinden wußte, in Verbindung gebracht und man hat so allerdings einen Triumph gefeiert, über den sich die Hölle freuen mag, indem man dem Religionshaß ein ganz neues, bis dahin unerhörtes Element eingeimpft hat.

Hätten nun die Juden bei jener bedenklichen Wendung der Sache, bei jenem momentanen Sieg der handgreiflichsten Lüge, geschwiegen, so würde das freilich in den Augen eines billigen Beurtheilers einen Grund der Verdächtigung abgeben können; höchstens dürfte man darin ein vielleicht zu weit getriebenes Vertrauen in die für sich selbst streitende Macht der Wahrheit, eine Vernachläßigung der erforderlichen Vertheidigungsmittel finden. Aber es kann von keinem Vorwurf der Art die Rede sein; denn die Juden haben nicht geschwiegen. Es erschienen vielmehr damals die beiden oben erwähnten Flugschriften von Weil und Auerbach, die in ruhiger, ernster, kräftiger Weise gegen eine den Juden aufgebürdete Solidarität protestirten, mit aller Macht der Ueberzeugung die Gesinnungen aussprachen, welche die Gesammtheit der Juden über jene unerwarteten Angriffe hegte, und allen jenen kecken Unwahrheiten und sinnlosen Verläumdungen den begründetsten Widerspruch entgegensetzten. Diesen Flugschriften gegenüber tritt das unwürdige und unehrenhafte Verfahren Menzel's am grellsten hervor. Er war es allein gewesen, der den anonymen Niederträchtigkeiten des »Votums« und der »jeune Allemagne« durch die Auszüge in seinem Lite-

raturblatt, in welche mit beſonderer Vorliebe jede Sylbe von Dem, was zu den Schmähungen gegen die Juden gehörte, aufgenommen ward, einige Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. An ihn alſo, an ſein Ehrgefühl, an den Funken von Billigkeit und Wahrheitsliebe, den man noch in ihm glimmend wähnte, war der Widerſpruch vorzugsweiſe gerichtet. Selbſt in der Form desſelben lag nichts, was ihm einen Vorwand hätte leihen können, keine Rückſicht darauf zu nehmen. War man auch damals ſchon, eben ſo wohl wie jetzt, weit entfernt, in ihm dem Vertheidiger der Emancipation den Hof zu machen und ihm deshalb Kränkungen und Unrecht hingehen zu laſſen, ſo bezeigte man doch ſeinen Verdienſten achtung. In der ganzen, nichts als Gift und ſittlichen Mord athmenden Polemik jener Zeit waren dieſe Flugſchriften die einzigen, die eine völlig reine, weder durch Frivolität, noch durch blinden Haß beſchmutzte, vielmehr mit Gewalt in den Streit hineingezogene Sache vertraten, die daher auch nicht in den herrſchenden todtſchlägeriſchen Ton einſtimmten und ſich nicht zu ſcheuen brauchten, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Ehre Menzel's, an die man gleichſam appellirt hatte, erforderte daher, daß er den hingeworfenen Handſchuh aufnahm, daß er die auf Unwahrheit gerichtete Anklage zurückwies, ihr gegenüber die Gründe ſeines Verfahrens, die Beweiſe der für lügenhaft erklärten Anſchuldigungen darlegte, oder daß er ſich der Wiederholung ähnlicher Schmähungen wenigſtens ent-

halte, wenn er auch nicht Wahrheitsliebe genug beſaß, ſie ausdrücklich zu widerrufen. Statt deſſen iſt ein aller Ehre und Sitte hohnſprechendes Verfahren geübt worden. Weder Menzel ſelbſt, noch einer ſeiner Schützlinge haben es je gewagt, jener Flugſchriften mit einem Worte zu erwähnen; ſie haben die brennende Schmach des Vorwurfs, der Lüge auf ſich ruhen laſſen; denn eine Bekämpfung der reinen, ſchlichten Wahrheit war unmöglich, und um ihr Unrecht zu geſtehen, fehlte es ihnen an Redlichkeit. Aber ſich auf die ſchmutzigſte Weiſe durch ein verdoppeltes Maß der Lüge und der Verläumdung, durch Giftpfeile, von der fliehenden Feigheit verſendet, die dem Gegner nicht in's Angeſicht zu blicken wagt, zu rächen, — das hat man ſehr gut verſtanden. Denn jetzt erſt hatte man wirklich etwas an den Juden zu rächen, nämlich die Lüge, die ſie ſiegreich vernichtet hatten. Vorher hatte man ſich ihrer nur als eines Mittels gegen Feinde bedient, mit denen ſie nichts zu ſchaffen haben; jetzt aber hatten ſie Parthei genommen, zwar nicht im Allergeringſten für jene Feinde, aber für die Wahrheit und und für ihre eigne Ehre; jetzt hatte man alſo einen doppelten Haß zu befriedigen. Man wiederholte daher bald die längſt als ſolche nachgewieſene Lüge von dem Judenthume gewiſſer Schriftſteller, bald gab man der Verläumdung eine ſo vage, umfaſſende, unbeſtimmte Form, daß eine ſo handgreifliche Widerlegung, wie in jenem Fall, freilich nicht möglich war. Was man verwerfliches und

verhaßtes wahrnehmen oder erdichten mochte, — zerſtörendes und vaterlandfeindliches im Gebiete der Politik, unſittliches in dem der Moral oder der Aeſthetik, frivoles, dem Chriſtenthum und allen Heiligen Feindliches in dem der Religion — das wurde »jüdiſch« genannt, wurde den Juden oder »jüdiſchem Weſen, jüdiſchem Haſſe, jüdiſchen Leidenſchaften, jüdiſcher Frechheit« u. ſ. w. zugeſchrieben. Man hat Mühe, zu glauben, daß literariſche Nichtswürdigkeit, daß die freche Schamloſigkeit der Lüge eine ſolche Höhe erreichen können, wenn ſich ergiebt, daß man in dem mehrjährigen Zeitraum, den dieſe zahlloſen Schmähungen ausfüllten, auch nicht einen einzigen Juden aufgetrieben hat, mit welchem man jenes ehrloſe Treiben auch nur zu beſchönigen hätte verſuchen können, daß man es immer mit Chriſten, in der unendlichen Mehrzahl der Fälle mit gebornen Chriſten zu thun gehabt hat. Vorangegangen iſt faſt bei jeder neuen Schmähung Menzel; aber er hat ein Paar Mal Nachbeter gefunden, die dann das Literaturblatt ſeinerſeits als Gewährsmänner anzuführen nie verſäumt hat. Er, der den Streit, aus welchem ſich dieſe unglückſelige Richtung entwickelte, im Namen der verletzten Sittlichkeit und Religion begonnen hat, ſcheint gänzlich vergeſſen zu haben, daß auch Wahrhaftigkeit, Enthaltung der Lüge und der Verläumdung, Schonung des guten Leumunds ſeiner Nebenmenſchen, nach dem Gefühl aller Völker und der Lehrer aller Religionen ein Element der Sittlichkeit, einen weſentlichen Beſtandtheil

der Eigenschaften eines ehrlichen Mannes bilden, und daß die Bibel, aus der er einmal einem der ihm verhaßten Schriftsteller eine Anzahl kräftiger Kernsprüche vorgehalten hat, auch den Ausspruch thut, daß »ein Lügenmaul dem Herrn ein Gräuel ist.« (Spr. Sal. 12, 22.)

Nach allen diesen Vorgängen wäre ich viel zu kühn, wenn ich erwartete, daß meine Bemühungen wirksamer, als die meiner Vorgänger, sein und dem Strom der Verläumdung Einhalt thun werden. Man wird mich wohl auch ignoriren und wird zu lügen und zu schimpfen fortfahren. Im günstigsten Fall werde ich die Genugthuung haben, mich auch von der Kritik, die sonst immer recht glimpflich mit mir verfahren ist, wüthend angefallen zu sehen. Vielleicht bedient man sich auch gegen mich des Mittels, in dem schon gegen manchen Anderen Grosses geleistet worden, mich sagen zu lassen, was ich nie gesagt habe, und mich für Gesinnungen und Aeußerungen, die man mir angedichtet, mit Schmähungen zu überhäufen. Ich bin auf das Alles gefaßt und werde mich darüber weder wundern noch grämen. Ich bin getrost in dem Bewußtsein, daß man mir kein unwahres Wort wird nachweisen können. Ich glaube der Hartnäckigkeit der Lüge den beharrlichsten Widerspruch im Namen der Wahrheit entgegenstellen und ihr das Brandmal ihrer Schande nochmals aufdrücken zu müssen. Das ist der einzige Zweck, den ich vor Augen habe, und den bin ich gewiß zu erreichen.

Dein

G. B.

Siebenter Brief.

Juli 1838.

Du meinſt, lieber Freund, ich hätte vielleicht den Verunglimpfungen der Tagesliteratur zu viel Werth beigelegt, ihnen einen bleibenderen Eindruck auf die Gemüther, als ſie ihn zu üben im Stande wären, zugeſchrieben. Du fragſt, ob denn nicht mit den Blättern und Flugſchriften, die ja ſo ſelten nach einem Jahre mehr Jemand lieſt, auch ihr gehäſſiger Inhalt verwehe und vergeſſen werde. Ich bin hierin anderer Meinung. Die Erzeugniſſe der periodiſchen Literatur haben ſelbſt freilich nur ein flüchtiges Daſein; aber von ihrem Inhalte, von den wahren oder falſchen Sätzen, die ihnen täglich zu wiederholen vergönnt iſt, geht, wie mir ſcheint, mehr und ſogar Bleibenderes in das allgemeine Bewußtſein, in die Vorſtellungen des Volkes über, als aus dem Inhalt von Büchern. Ich werde dich noch auf manche Nachklänge der Schmähungen, die mein voriger Brief auf ihre erſten Quellen zurückgeführt hat, aufmerkſam zu machen haben. Du ſelbſt wirſt dich daran erinnern, daß ſie ſogar in den Debatten der Ständeverſammlungen über die bürgerlichen Rechte der Juden ein williges Echo gefunden haben: wobei es ſehr bezeichnend iſt, daß in der erſten Kammer des Königreichs Sachſen die Eigenſchaften jener angeblich »jüdiſchen«

Literatur im zünftigen Intereſſe der Buchhändler ſind geltend gemacht worden, um die Ausſchließung der Sächſiſchen Juden vom Buchhandel durchzuſetzen.

Zudem iſt die Vorausſetzung ſelbſt, von der Du ausgehſt, nicht ganz richtig. Die Verläumdungen, die ich bekämpfe, ſind ſehr bald über die Gränzen der Journale und Brochüren hinausgegangen und haben in Büchern, auch in ſolchen, die einige Dauer erwarten dürfen, Platz gefunden. Um dich davon zu überzeugen, will ich weitere Belege zu den Anklagen meines vorigen Briefes aus einem Buche ſchöpfen, in welchem ich ſie ſehr ungern antreffe, aus Menzel's deutſcher Literatur: aus einem Werke alſo, das ſich als das Reſultat langjähriger Studien und eines reifen Nachdenkens giebt, in welches alſo die Leidenſchaften des Augenblicks mit ihren gehäſſigen Erdichtungen um ſo weniger Eingang finden durften; das einen Ueberblick über den geſammten Reichthum deutſcher Bildung zu geben beſtimmt iſt und, wenn auch in manchen Punkten oberflächlich, doch in andern werthvoll, auf dauernde Beachtung Anſpruch machen darf. Hat die Lüge in einem ſolchen Werke eine bleibende Stätte gefunden, ſo wirſt Du zugeben, daß es Noth thut, ihr einen bleibenden Widerſpruch, eine bleibende Abwehr, ſo weit wie möglich, entgegenzuſetzen.

Eine der ſchlagendſten Unwahrheiten, welche dieſes Buch entſtellt, findet ſich an einem Orte, wo ſie am wenigſten erwartet werden ſollte, wo ſie die Betheiligten

am Empfindlichſten verwundet und bei dem argloſen Leſer am meiſten Glauben zu finden geeignet iſt: an einer Stelle nämlich, wo der Verfaſſer der die Emancipation der Juden betreffenden Literatur erwähnt, wo er einige eigne, ſehr ſchöne Gedanken zu Gunſten dieſer Sache niederlegt und auch meinen literariſchen Beſtrebungen für dieſelbe ein höchſt ehrenvolles Lob zu Theil werden läßt. Wer ſollte nicht glauben, daß, wenn auf ſolche warme Fürſprache, dem Rechte der Juden gewidmet, ein bitterer Ausfall folgt, derſelbe durch die tiefe Ueberzeugung der Wahrheit dem widerſtrebenden Gefühl abgedrungen ſein müſſe? Wer möchte an einen ſo ſeltſamen Widerſpruch glauben, daß Einer, der eine Religionspartei gegen ungerechten Druck vertheidigt, in demſelben Athemzuge die ungerechteſte Schmähung gegen ſie ausſtößt, daß er durch die Vertheidigung ihres verkannten Rechts gleichſam ſelbſt ein Recht, ſie zu verläumden, erworben zu haben glaubt? Und doch iſt es ſo. Ich überlaſſe es Dir, die ganze, im übrigen vortreffliche Stelle (Die deutſche Literatur von Wolfgang Menzel, 2te Auflage. Stuttgart 1836, 2ter Band S. 210 — 11.) nachzuleſen und führe hier nur den Schluß an, über den die ſtärkſte Beſchwerde geführt werden muß. Er lautet: »doch iſt der Zorn Börne's, »ſind die Nadelſtiche Heine's der Judenſache nicht »günſtig, weil ſie die kleinen Antipathieen nähren und »weil ſich unter ihrer Aegide eine Brut gemeiner Juden»jungen ausbildet, die alles, was den Chriſten und

»Deutſchen heilig iſt, mit offnem Hohn beſchmutzen.« Ueber das Verhältniß Heine's zu den Juden habe ich mich ausgeſprochen; auf Börne komme ich zurück. Hier habe ich es nur mit dem Schlußſatz, »mit der Brut gemeiner Judenjungen, die u. ſ. w.« zu thun, als mit einer Aeußerung, welche zu den ſchändlichſten Lügen gehört, die je geſagt worden ſind. Will der Verfaſſer dieſen entehrenden Vorwurf abweiſen, ſo nenne er dem Publicum die »Judenjungen«, die er im Sinne gehabt. In dem ganzen Streit, der der Veröffentlichung dieſer Stelle voranging, — ſie iſt von 1836 — hatten aller Haß und alle Wuth, die aufgeboten worden, nicht allein keinen einzigen Juden namhaft zu machen gewußt, ſondern auch keinen einzigen aus dem Judenthume ausgetretenen Chriſten, mit Ausnahme von Börne und Heine ſelbſt. Nun traue ich Menzel'n ſo viel Logik und Zuſammenhang der Gedanken zu, daß er nicht dieſe beiden Schriftſteller ſelbſt als eine Brut, die unter ihrer Aegide ſteht, hat können bezeichnen wollen. Innerhalb des Gebiets der Literatur müſſen die »Judenjungen« aber doch zu ſuchen ſein; denn es iſt von »offenem Hohn« die Rede, und wir befinden uns ja ohnehin auf dem Boden einer Darſtellung der Literatur. Wollte ſich etwa Menzel zur Beſchönigung ſeiner Lüge aus dieſem Gebiete auf das des Lebens flüchten, deſſen weite Ausdehnung einen ſo ſcharf beſtimmten Gegenbeweis freilich nicht zuläßt, ſo würde er der Verläumdung hintendrein einen neuen, eben ſo lügenhaften, aber noch viel ver-

werflichern Character geben. Als er die Stelle niederschrieb, kann er an ſo etwas nicht wohl gedacht haben. An was er aber wirklich gedacht hat, das brauchen wir nicht weit zu ſuchen. Was konnte im Jahr 1836 von dem argloſen, ſchlecht unterrichteten Leſer unter den »gemeinen Judenjungen« anders verſtanden werden, als die Schriftſteller des ſogenannten jungen Deutſchlands? Denn eben damals ſtand die Lüge von dem Judenthum dieſer noch in ziemlicher Blüthe und fand noch viel Glauben. Was konnte alſo anderes der Zweck der namenloſen Schmähung ſein, als jene Täuſchung zu verſtärken und ihr kümmerliches Daſein ſo lange, wie möglich, zu friſten? Was ſoll aber noch für Trug und Unwahrhaftigkeit, für Mangel an Gewiſſen und Redlichkeit gelten, wenn nicht ein ſolches Verfahren?

Um die Möglichkeit, daß jene von der Vertheidigung der Moral ausgehende Polemik eine ſo unmoraliſche Richtung hat nehmen können, einzuſehen, und die Erſcheinung einigermaßen zu erklären, muß man ſich eines Zuges erinnern, der jene Kriegführung auszeichnete, und der, ſo wenig empfehlenswerth er ſcheint, doch ſchon in andere Streitigkeiten übergegangen iſt. Er beſteht darin, daß man ſeine Gegner ſo unendlich tief herabſetzt, daß man nicht allein die Sünden und Vergehungen züchtigt, die man ihnen »mit dem Buche in der Hand« beweiſen kann, und die der ſtrafenden Schärfe der Kritik von Rechtswegen verfallen ſind, ſondern ihre ganze Perſönlichkeit mit allen ſittlichen und geiſtigen Eigenſchaften

mit solchen Massen von Schmutz überhäuft, daß es nachher der Anstand zu verbieten scheint, sie noch bei Namen zu nennen und sich mit ihrer wirklichen Person im Geringsten mehr zu befassen. So kommt in Menzel's deutscher Literatur kaum einmal flüchtig der Name eines der Schriftsteller vor, denen der Sturm von 1835 gegolten hatte. Auch das Literaturblatt hat die späteren Arbeiten derselben nicht besprochen, obgleich sie sehr rüstig fortschreiben und von ihren Erzeugnissen mancherlei bald zu tadeln, bald zu loben ist. Gutzkow z. B., dem die Hauptschlacht geliefert worden, hat die Tendenz, die ihm damals so übel bekam, verlassen und hat seitdem manches geschrieben, was jedenfalls nach dem Urtheil Unpartheiischer über seinen von Menzel so hoch gepriesenen Arbeiten der früheren Periode vor dem Kampfe steht. Ich habe nichts dagegen, wenn Menzel hierüber anderer Meinung ist; ich räume ihm ein, daß er davon weit mehr versteht, als ich. Daß er sich aber selbst nicht im Stande fühlt, seine Meinung auszusprechen und zu motiviren, in einem anderen Ton, als in dem der blinden Wuth, von seinem Gegner zu sprechen; daß seine Kritik, so weit sie gegen einen bestimmten Autor gerichtet ist, einer Biene gleicht, die ihren Stachel in der Wunde zurückläßt, der sie dadurch freilich einen gefährlichen Character verleiht, aber auch selbst daran stirbt, — das ist jedenfalls ein auffallender Umstand, den ich hervorheben muß, da ich ihm einen großen Theil der Schuld an dem niedrigen Verfahren, das ich anklage, beimesse. Da man

nemlich mit den Individuen, die man in Schmutz begraben hat, nicht mehr mit Ehren kämpfen zu können meint und sie verachtend zu ignoriren scheinen will, da aber die fortglühende Wuth doch einen Gegenstand braucht, an dem sie sich auslassen könne, so bedarf man irgend eines Gliedermanns, einer Abstration, einer zum Schimpfwort gestempelten Bezeichnung, an der man bei jeder Gelegenheit seinen Zorn kühle. Man gewinnt dabei zugleich einen Vortheil, ähnlich dem, den sich Nero gewünscht hat, indem man allen seinen Feinden einen Kopf giebt, um ihn mit einem Streiche abschlagen zu können. Das »junge Deutschland« — ein Name, auf den man einen Augenblick freilich sehr viel Haß zu laden gewußt hatte, — war doch auf die Länge nicht recht zu jenem Gebrauch geeignet; denn in dem Klang der Worte, in den beiden Begriffen, aus denen das Schimpfwort zusammengesetzt ist, Jugend und Deutschland liegt gar nichts Gehässiges, sondern nur Wohlthuendes. Der glückliche Gedanke, den Namen in's Französische zu übersetzen, hatte keinen rechten Eingang gefunden. So wurde man denn mit sich einig, die Juden, das jüdische, das Judenthum zur Bezeichnung zu wählen, wobei man den großen Vortheil hatte durch den Klang der Worte die Sympathie alter Gehässigkeiten aufzuregen, und in der Absicht, die Schriftsteller, die man sich zu nennen scheute, zu beschimpfen, schimpfte man auf die Juden. Aus einer solchen, halb berechnend boshafter, halb bis an die Grenze der Sinnverwirrung streifender, leiden-

ſchaftlicher, Stimmung allein durften die Menzel'ſchen »gemeinen Judenjungen« zu erklären ſein. Das höchſte Ziel, das man auf dieſem Wege vielleicht erreichen könnte, würde das ſein, einen Theil des leſenden Publicums in Deutſchland auf die Culturſtufe des Spaniſchen Pöbels zurückzuführen, dem man, um ſeinen Haß gegen irgend eine Parthei aufzuregen, von ſeinen Pfaffen vorſchreien läßt: es ſind Ketzer, es ſind Juden! Der Pöbel glaubt das auf's Wort; denn er hat in ſeinem Leben keinen wirklichen Juden geſehen, faßt aber alles Abſcheuliche unter dieſem Gattungsnamen zuſammen. Auf ähnliche Weiſe möchte es vielleicht gelingen, unter den leſenden Deutſchen eine Pöbelmaſſe zu bilden, die, mit dem, was wirkliche Juden in verſchiedenen Zweigen der Literatur zu leiſten verſucht haben, völlig unbekannt, im Allgemeinen alles Unſittliche, Unpatriotiſche, Mißfällige, was die deutſche Literatur erzeugt, blindlings auf Rechnung der Juden ſchreibt. — Wie ſehr dieſes niedrige Treiben die Würde der Kritik befleckt, wie es eine denkende Erörterung, einen gründlichen Streit, deſſen Reſultat ein Gewinn an Wahrheit ſein könnte, unmöglich macht, leuchtet ein. Ich will einmal annehmen, ſo wenig ich auch auf eine ſolche Spur zu kommen vermag, Menzel hätte bei ſeinen »Judenjungen« irgend einen mir unbekannten jungen jüdiſchen Schriftſteller im Sinne gehabt: warum hat er ihn nicht, wie es die Ehre bei ſo harter Schmähung gebot, bei Namen genannt? Es würde auch dann

immer, wie nicht genug wiederholt werden kann, höchſt verwerflich bleiben, die Religion des Schuldigen ſtatt ſeines Vergehens, ſeine Glaubensgenoſſenſchaft ſtatt ſeines Buches anzufeinden. Aber ich würde dann im Stande ſein, dem Angriff mit Gründen zu begegnen; ich würde zu ermitteln ſuchen, wie ſich der Angeklagte zu uns und unſerem Streben, zu Allem, was wir als Juden gemeinſames haben, verhält; es würde mir ſchwerlich mißlingen, den Punkt anzugeben, wo ſein Weſen dem unſern fremd wird, ja ſich ihm feindlich gegenüberſtellt. Wenn keine Religion es ſich kann gefallen laſſen, daß man ihr die Frevel ihrer einzelnen, äußerlichen Bekenner aufbürde, daß man die Sünden und die Sünder in ihrer Mitte nach ihrem Namen benennt, ſo hat die jüdiſche — die einzige, gegen die man ſich ein ſolches Verfahren zu üben je erdreiſtet hat, — noch einen beſondern Grund, es abzulehnen. Vergeſſe man doch nicht, daß ſeit einem halben Jahrhundert den Juden unaufhörlich von außen her, bald in guter, bald in gehäſſiger Abſicht, aber faſt immer ohne tiefere Einſicht, gepredigt worden iſt, es gebe kein anderes Heil für ſie, als alles jüdiſche in ſich mit Stumpf und Stiel auszurotten und es mit dem ringsumher allgemein gültigen zu vertauſchen. Dieſe Lehre hat lange unter uns den lebhafteſten Anklang gefunden und iſt von einem Theile der Gebildeteren manchmal auf ſehr ſchroffe Weiſe in Ausübung gebracht worden; man kann ſagen, daß faſt eine ganze Generation ſich unter ihrem entſchie-

denen Einfluß ausgeübet hat. Erst in neuerer Zeit ist eine Reaction gegen diese einseitige Richtung bemerkbar geworden: eine Reaction, die heilsam ist, so lange sie in ihren Gränzen bleibt und sich vor Uebertreibungen hütet. Sie soll nicht verwerfen, aber sichten; sie soll die Empfänglichkeit für irgend einen Keim des Guten, wo er auch sprießen möge, nicht schwächen, aber sie soll uns lehren, das Dargebotene nicht ohne Prüfung anzunehmen und eben so wenig das Gute, das dem eignen Boden entsprossen ist, ohne Prüfung zu verdammen. In der langen Zeit aber, da die oben bezeichnete Lehre unter den nach Bildung Strebenden die allein herrschende war, — wäre es da so sehr zu verwundern, wenn Einer oder der Andere in seinem Lerneifer auch einmal bei einer schlechten Zeitrichtung in die Schule gerathen wäre, wenn Einer, um das endlos geschmähte »jüdische« recht sicher abzustreifen, es einmal mit dem allerentgegengesetztesten Wesen hätte versuchen wollen? So viel ist gewiß, daß es keinen schrofferen Gegensatz giebt zu allen Sitten und Gewohnheiten des jüdischen Lebens, zu allen Eindrücken jüdischer Erziehung, zu allen Erinnerungen jüdischer Geschichte, zu dem ganzen sittlichen Inhalte des jüdischen Wesens, als eben jene verwerflichen Grundsätze, die, wie mir scheint, theilweise wirklich gepredigt, theilweise aber auch den mehrerwähnten christlichen Schriftstellern, um sie zu verderben, sind angedichtet worden. Hätte hier eine Berührung Statt gefunden, so könnte sie unmöglich eine andere, als die

der Extreme, so könnte sie nur das Erzeugniß einer traurigen Uebereilung sein, die sich aus der alten, allerdings in manchen Punkten tadelnswerthen und unerfreulichen in eine absolut entgegengesetzte, unendlich viel schlimmere Einseitigkeit geflüchtet hat. Diese Nachweisung würde ich für einzelne Fälle geben, wenn man wirkliche Juden zu nennen im Stande gewesen wäre; aber bisher ist sie überflüssig und würde nur ein Streit mit leeren Schatten sein; denn ich habe es nach allen Seiten hin mit der Unwahrheit zu thun und Menzel's »gemeine Judenjungen« sind lauter Christen.

Eine andere Stelle desselben Buches (4ter Band S. 344.), die freilich keine so wilde Schmähung, aber doch eine gehässige Unwahrheit enthält, die demselben Truggewebe angehört, ist die, wo unter Denjenigen, bei denen die mehrerwähnten Schriftsteller »in Deutschland großen Beifall gefunden, einige Juden, die ohnehin ihren Heine längst vergötterten,« in die erste Reihe gestellt werden. Um den Sinn dieses Ausspruch zu würdigen, muß man nicht außer Acht lassen, daß Menzel mit allen Aeußerungen dieser Art nicht eine ästhetische Richtung, sondern eine unsittliche bezeichnen will. Er sagt freilich bei einigen Juden; aber, da er keine nennt — weil er keine zu nennen weiß —, da die Unbestimmtheit der Angabe dem ausgedrückten Verdacht die größte Allgemeinheit giebt, da doch offenbar der Grund des Beifalls darin, daß die, die ihn zollten, Juden seien, gesucht werden soll, so wird das Verletzende so

wenig, wie die Unwahrheit, durch das »einige« aufgehoben. Ja ich finde gerade dieſe Aeußerung um ſo verdammlicher, weil ſie wirklich den Anſchein hat, als ſollte ſie über die Gränze der Literatur hinausgehn und ſich auf einen Kreis bloßer, harmloſer Leſer erſtrecken. Der angeſchuldigte Schriftſteller oder Kritiker kann ſich zur Wehr ſetzen, kann ſeinen Ankläger widerlegen, kann ihn Lügen ſtrafen: aber das bloß leſende, empfangende Publicum — ich möchte ſagen, der weibliche Theil der literariſchen Menſchheit, der dem Kampfe fern bleibt, aber die Preiſe zu vertheilen hat, — iſt als ſolches vollkommen wehrlos, und darum ſcheinen mir auch Anſtand und Ehre deſſen Beſchimpfung zu verbieten. Ich habe übrigens nach dem bereits Geſagten hier nichts hinzuzufügen, weder zum Schutz der leſenden, noch der ſchreibenden Juden, weder in Beziehung auf Heine noch auf das »junge Deutſchland«. Weder der Eine, noch das andere hat je beſondern Beifall, oder gar Anklang für ſeine ſocialen Lehren, unter den Juden gefunden. Wir begegnen hier in wechſelnden Formen immer wieder derſelben nackten Unwahrheit, die ich bereits zur Genüge characteriſirt habe. Wenn es Narren gegeben hat, die ihr Gefallen an dem allerdings ausgezeichneten poetiſchen Talente Heine's auf eine Weiſe übertrieben haben, daß ſie den ſpottenden Vorwurf der Vergötterung verdienten, ſo iſt das ſchlimm für ſie; aber es fehlt jeder Schatten einer Nachweiſung, daß ſolche Narren gerade unter den Juden zu ſuchen ſeien.

Sollte hier wirklich das bloße äſthetiſche, vielleicht zu weit getriebene Gefallen an Heine's Dichtungen verdächtigt werden, ſo hätte doch gerade Menzel bedenken ſollen, wie viel er in frühern Zeiten ſelbſt zum Ruhm der Heine'ſchen Muſe beigetragen hat. Es iſt gewiß, daß nebſt vielen Chriſten auch manche Juden — zu denen ich mich ſelbſt zählen muß — ihr Urtheil über »ihren« Heine unter dem Einfluß eben desſelben Kritikers ausgebildet haben, der ſich jetzt in der böswilligſten Deutung des dem Talente eines Dichters gezollten Beifalls gefällt. Allerdings hat Menzel nie unterlaſſen, indem er Heine's Genius pries, auch ſeine Schwächen, ſeine frivolen Späße namentlich, ſcharf zu tadeln. Aber wer hat es denn daran fehlen laſſen? Herr Pfizer ſelbſt giebt ja zu, daß die jüdiſchen Schriftſteller, die freilich nur in ſeiner Phantaſie exiſtiren, Heine's »Unbeſonnenheiten mit Worten ſchelten« und nur »mit Geberden applaudiren« u. ſ. w. Wie glücklich würde ſich Herr Pfizer ſchätzen, wenn er zur Beſchönigung ſolcher ausgeſuchten Bosheiten Stellen, wie etwa folgende, als aus der Feder eines Kritikers, der zufällig ein Jude wäre, gefloſſen nachweiſen könnte. In derſelben Recenſion z. B., welche Heine's unwürdige Madonnenſpäße in ſcharfer Weiſe rügt, (Literaturblatt von 1831 Nro. 79 u. 80.) iſt auch von ſeinem und Börne's »edlem Unwillen über die Eckelhaftigkeiten im lieben Vaterlande« die Rede. »In der That« heißt es weiterhin »iſt das Moraliſiren eine elende Kunſt gegen-

über einem freigebornen Sonnenkinde, einem durch sich selbst leuchtenden, aus sich selbst schöpfenden, nur in sich selbst Regel und Gesetz erkennenden Originalgeist.« In einer spätern Recension über einen der Wichte, die vier Jahre früher als Menzel den Judenhaß als ein kritisches Mittel gebraucht haben (Literaturblatt von 1833 Nro. 5. Die beurtheilte Flugschrift hieß: Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abentheuer des Ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir und Anderer, von Gruciger.) heißt es: »Der Titel zeigt »schon daß der Verfasser ein fader Patron ist, einer »von der edlen Straßenjugend, die gleich hinterher läuft, »wenn die löblich: Polizei etwa einen Fang gemacht »hat. Wenn Geister, wie Börne und Heine auch »fehlen, so ist doch so viel Adel in ihnen, so viel vom »heiligen Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte »leuchtet, und in ihren Fehlern selbst so viel von Geist »der Zeit, daß selbst der edelste Richter, wenn sie vor »ihm erscheinen, aufstehn wird, um ihrem Genius zu »huldigen. Das Hep Hep rufende literarische Lumpen»gesindel wirft man aber billig vor die Thür hinaus.« Sollte Menzel noch nie, wenn ihm eine Aeußerung der Art aus früherer Zeit wieder vor die Augen gekommen ist, sich die Frage gestellt haben, durch welche Merkmale er sich denn eigentlich gegenwärtig von dem Gesindel, das er damals so derb züchtigte, unterscheidet. So wie er jetzt über Börne und Heine denkt, haben Jene schon damals über sie gedacht; dieselben Waffen, deren

er ſich jetzt gegen ſie bedient, haben Jene damals ſchon zur Hand genommen, ohne ſie jedoch mit ſolcher Hartnäckigkeit und Ausdauer, wie er es gegenwärtig thut, zu gebrauchen. Daß er mehr Geiſt hat, als jenes »Geſindel«, gebe ich von ganzem Herzen zu. Aber was er ihnen in ſo ſcharfer Weiſe vorwarf, ſollte doch nicht bloß Mangel an Geiſt, ſondern Mangel an Ehrgefühl und edlerer Geſinnung ſein. Der Geiſtreichere aber, dem beſſere Waffen zu Gebote ſtehen, ſollte ſich ſo elender Mittel ja um ſo weniger bedienen. Oder iſt, was damals verächtlich, jetzt ehrenvoll, was damals niedrig war, jetzt edel geworden?

Es ſcheint übrigens wirklich, als wenn das Andenken an die früher der Gabe des Dichters dargebrachte Huldigung Menzel'n, wenigſtens einen Augenblick, abgehalten hätte, ſich der unedlen Waffe des Judenhaſſes gegen Heine ſelbſt zu bedienen, auch nachdem er es bereits nicht mehr verſchmähte, ſie, wo nicht der Schatten eines Anlaſſes dazu vorlag, auf die giftigſte Weiſe zu gebrauchen. Nachdem er aus dem »Votum« und der »jeune Allemagne« allen den Schmutz und alle die Lügen, welche die Juden in dieſen Streit hineinzuziehen bezweckten, billigend angeführt hatte, recenſirte er einige Monate ſpäter (Literaturblatt von 1836, Nro. 30 u. 31.) den zweiten Band von Heine's Salon, alſo eben dasjenige ſeiner Bücher, in welchem die am meiſten getadelten Meinungen vorzugsweiſe gelehrt werden. In dieſer ganzen Recenſion hat er es nicht über ſich gewin-

nen können, Heine sein längst abgeschütteltes Judenthum vorzuwerfen; eine bessere, leider sehr bald wieder verhallte Stimme muß ihm hier wohl zugeflüstert haben, daß jener Umstand zu der bekämpften Richtung in keiner Beziehung stehe und daß es des Kritikers unwürdig sei, ihn zur bloßen Befriedigung einer niedrigen Gehässigkeit auszubeuten. Es ist seltsam genug, daß diese direct gegen Heine gerichtete Recension die einzige aus jener Zeit ist, in welcher kein Wort vorkommt, gegen das ich als Jude Beschwerde führen könnte: ein Beweis mehr dafür, wie wenig es irgend ein in der Sache liegender Grund, eine Ueberzeugung, ja auch nur ein eingewurzelter Irrthum ist, was die Einmischung der Juden in diese Polemik veranlaßt hat, sondern allein das Bedürfniß, ein Element des Hasses mehr gegen seine Todfeinde aufzubieten, wenn es auch auf Kosten von Wahrheit und Ehre geschehe. Hier, wo Menzel die Quellen der Richtung, die er verwirft, mit Besonnenheit aufsucht, wo er sich nicht mit dem bloßen Schmähen und Verdammen begnügt, findet er sie in ganz anderen Regionen, als im Judenthum. »Heine,« heißt es hier »ist in eine »Bewegung der Geister fortgerissen worden, deren An»fangspunkt wir zunächst in Lord Byron suchen müssen. »Ich nenne diesen edlen Namen, um von vorn herein »anzuerkennen, daß jene Bewegung, wenn sie auch tief »in den Schlamm der Gemeinheit geführt hat, doch auch »die besseren Naturen ergreifen konnte und ergriffen »hat.« Und weiter: »Heine ist der Einzige, der die

»Sage (von dem bevorstehenden Untergange des Chri-
»stenthums) rein von der poetischen Seite genom-
»men und sich als Dichter in sie verliebt hat. Ich
»spreche ihn aus innerer Ueberzeugung frei von jeder
»anderen An- oder Absicht. Wie arg er auch in fri-
»voler Lust gegen das Heiligste sich vermessen hat, das
»Alles war nur die Consequenz seiner Fiction« u. s. w.
Hätte Menzel immer auf diese Weise gekämpft, so
würde seine Polemik sicherlich an Würde und Wahrhaf-
tigkeit sehr gewonnen und ich meinerseits würde nicht den
geringsten Streit mit ihm haben. Bedenkt man nun aber,
daß die Beziehung, in welche man das »junge Deutsch-
land« zu dem längst zum Christenthum übergetretenen
Heine gebracht hat, den einzigen, armselig dünnen Fa-
den hat bilden müssen, vermittelst dessen man über die
Polemik gegen Schriftsteller, in deren Blut und Geist
kein Tropfen Judenthum ist, eine unerhörte Fülle von
Judenhaß ausgegossen hat: wie soll man sich dann bei
Menzel, der, wie man sieht, einer sinnigeren Auffassung
fähig ist, die »Lasterrepublik des neu etablirten jüdischen
Hauses Heine und Comp.« (Literaturblatt von 1836,
Nro. 37.), die »gemeinen Judenjungen« und die zahl-
losen Gehässigkeiten ähnlicher Art erklären, die ohne
Nennung eines Namens auf die Juden und immer
wieder auf die Juden gehäuft werden? Welch' eine
befremdliche Sinnesverwirrung muß einer Feindseligkeit
zum Grunde liegen, die in demselben Maße immer
wüthender, immer giftiger wird, je weiter sie sich von

dem letzten, leiſeſten Anklange der Wahrheit, ja ſelbſt einer möglichen Selbſttäuſchung entfernt!

Ich gebe gern zu, daß ſich bei Menzel mitunter lichte Augenblicke finden, in denen ihn eine genauere Betrachtung der Sachlage der Wahrheit näher zu bringen ſcheint. Aber bald ſchließt er wieder gewaltſam die Augen vor ihr zu und zieht ſich um ſo feſter in einen Wald ſinnloſer Schmähungen zurück. So beginnt er eine Reihe von Recenſionen über Schriften, welche jüdiſche Gegenſtände behandeln, (Literaturblatt von 1837, Nro. 93 — 97.) und die er meiſt wohlwollend beurtheilt, mit einer Eintheilung in vier Claſſen, welche die frommgeſinnten Juden, die ſich in die Vergangenheit ihres Volks verſenken, demnächſt die Advocaten der Emancipation, dann die Beförderer der Aufklärung und endlich die »Erjuden« begreift, »die ihr Judenthum abgeſchüttelt, aber deshalb das Chriſtenthum nicht angenommen »haben, die an gar nichts mehr glauben, als an die »Macht des Geldes und den Genuß der Sinne, und »deren Mißgeſchick es iſt, alle Fehler des Judenthums »ohne eine Tugend desſelben behalten zu haben.« Von den drei erſten Claſſen wird recht viel Gutes, nur von der letzten alles mögliche Schlimme geſagt. So wie ſie hier bezeichnet wird, berührt uns dieſes Schlimme nicht und wir haben ſo wenig Grund als Luſt uns ihrer anzunehmen. Wenn aber das Eigenthümliche dieſer einzigen verwerflichen Claſſe gerade darin beſteht, daß ſie keine Juden mehr ſind, warum denn an tauſend gift-

geſchwängerten Stellen ſeiner Kritik ſie und immer wieder ſie und mit ihnen jeden Chriſten, gegen den man die ſchwerſten ſittlichen Anklagen vorzubringen hat, als Juden bezeichnen, ohne daß der näheren Angabe, wie es mit ihrem Judenthum beſchaffen dabei gedacht worden? Kann es dem harmloſen, unkundigen Leſer einfallen, daß hier immer nur von Juden die Rede iſt, die keine Juden ſind? Muß ſich nicht vielmehr in ſeinem Gemüthe der beklagenswerthe Wahn feſtſetzen, alle die ſchweren Sünden und ſchlechten Richtungen, die man auf ſolche Weiſe bekämpft, ſtänden mit dem Judenthum, mit jüdiſchem Leben und Weſen in enger Verbindung? In der Recenſion ſelbſt, die mit jener Claſſification beginnt, kommen die wüthendſten Schmähungen vor, deren Objecte nicht mehr als »Erjuden« ſondern als Juden bezeichnet werden. In einer Note z. B. ſtellt ſich der Recenſent Herrn Dr. Paulus gegenüber und fragt, ob »es beſſer iſt, der großen Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verwendung für ihre bürgerliche Emancipation zu dienen und dagegen Heine's neue literariſche »Judenſchule und ihre freche Unſittlichkeit ſchonungslos »zu verdammen, wie wir gethan haben? — oder: jener »Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verhinderung »ihrer Emancipation zu ſchaden, die Unterdrückung und »bürgerliche Ehrloſigkeit einer unſchuldigen Menſchenclaſſe »zu verewigen, und dann doch mit den jungen Anti»chriſten unter der Decke zu ſpielen und ihren frechſten »Partheigänger in Schutz zu nehmen, wie Herr Paulus

»gethan hat?« Das klingt Alles sehr schön, und so weit Menzel hier sein Verdienst um die Emancipationsfrage geltend macht, stimme ich ihm gern bei. Aber ich frage meinerseits, ob es gut, ob es redlich ist, hier, wo der Zusammenhang über die Personen, auf die gezielt wird, keinen Zweifel läßt, von einer »Judenschule« zu reden, da wo der angebliche Meister ein »Exjude« und die geschmähten Schüler lauter Christen sind. Ich frage, ob nicht die Stelle in ihrer ganzen Fassung wieder darauf berechnet ist, die alte, baare Lüge von dem Judenthum des jungen Deutschlands zu bekräftigen und namentlich glauben zu machen, daß der »Partheigänger«, den Paulus in Schutz genommen, ein Jude oder doch ein »Exjude« sei: denn ohne diese Annahme hat ja der Gegensatz gar keinen Sinn. Aber Menzel weiß es so gut, wie es Paulus selbst wußte, daß es kein Jude war, für den dieser aufgetreten ist. Daß seinem Auftreten die Absicht zu Grunde gelegen, eine unsittliche Richtung in Schutz zu nehmen, das glaube ich nicht und das glaubt kein Unpartheiischer; diese Gerechtigkeit lasse ich auch dem erbitterten Feinde meiner Glaubensgenossen und ihres Rechts gern widerfahren. Es ist für die Stellung der Juden in dieser Streitsache recht bezeichnend, daß eben jenes Sendschreiben an Gutzkow, auf welches hier angespielt wird, und das allgemein Herrn Dr. Paulus zugeschrieben wurde, gleich mit einer Aeußerung beginnt, die ganz den Geistesstempel des angeblichen Verfassers trägt, und die der Juden-Malice

desſelben auf eine, wie es beabſichtigt zu ſein ſcheint; witzige Weiſe Luft machen ſoll. Die genannte Flugſchrift fängt nämlich mit den Worten an: »Haben Sie »denn keinen umſichtigen Advocaten finden können, mei»netwegen einen Jüdiſchen oder aus den jetzt iſraelitiſch »gewordenen Juden Einen, der u. ſ. w.« Du wirſt freilich fragen erſtlich, wo da der Witz und zweitens, wo der Sinn ſteckt. Das frag ich auch, denn bisher habe ich beide nicht zu finden vermocht, zumal da die Zeit, wo die Juden ihrem geſchichtlichen Namen allerlei umgehende Bezeichnungen vorzogen, damals ſchon längſt vorüber war. Aber das thut nichts zur Sache; wenn Du nur die Manier des Herrn Dr. Paulus beſſer kennteſt, ſo würdeſt Du auch merken, daß eine ſolche Wendung bei ihm einen malitiöſen Witz bedeuten ſoll.

Weiterhin bemerkt Menzel, er müſſe bei ſeiner Wirkſamkeit für die bürgerlichen Anſprüche der Juden »ein doppeltes Recht haben, jene ausgearteten Juden, »die auf die Verhöhnung des Chriſtenthums, der Sitte »und des deutſchen Vaterlandes förmlich ſpeculirt haben, »derb zurechtweiſen.« Ganz gewiß. Aber doch nicht das Recht, Lügen zu verbreiten, nicht das Recht, »ausgeartete« Chriſten, denen all das erwähnte Schuld gegeben werden ſoll, in Juden zu verwandeln, in der Abſicht, ſie durch das Judenthum verhaßt zu machen, aber mit dem einzigen Erfolg, daß das Judenthum durch ſie verhaßt wird. Dann folgt eine Stelle, die mit dem Schein des Bedauerns,

aber dabei mit ausgesuchter Gehässigkeit auf den Schaden aufmerksam macht, welchen Heine's und Anderer Spöttereien wider das Christenthum den Juden und ihrer Emancipation in der Gesinnung vieler Christen zufügen. Das fällt genau mit einem Theile des Pfizerischen Ausfalls zusammen; ich kann mich daher auf das schon Gesagte beziehen. Ich bin überzeugt, daß auch nicht ein kleiner Theil des christlichen Publikums die unerhörte Ungerechtigkeit begangen haben würde, die Frivolität Heine's neben der zahlreicher geborner Christen dem Judenthume zuzuschreiben, wenn nicht zuerst das »Gesindel« von 1831, später Menzel und die von ihm treulich excerpirten Brochürenschreiber es ihren Absichten angemessen gefunden hätten, dem öffentlichen Unwillen mit aller Gewalt gerade diese Richtung zu geben. Das Uebel also, das er hier zu bedauern scheint, hat er zum großen Theile selbst geschaffen. Mit der Emancipation vollends hat Heine's Stellung gar nichts zu thun, und es würde noch mehr lächerlich als beklagenswerth sein, wenn sein Auftreten jener Sache irgend einen Anhänger entzogen hätte, wenn irgend Jemand, um ihn zu strafen, den Juden bürgerliche Rechte vorenthalten wollte. So wenig Menzel von Heine's christlichem Glauben auch halten möge, so ist doch eine solche geringe Dosis Christenthum vollkommen hinlänglich, um den einzelnen Betheiligten von der ganzen, schweren Last des Unrechts zu befreien und ihn aller der so manches bürgerliche Dasein vernichtenden

Ausschließungsgesetze zu überheben. Heine und die mit ihm gleich Gesinnten können lachen über das den Juden versagte Recht und über das mühsame Ringen darnach, das ihre Sinnesart ihnen entbehrlich gemacht hat. Sind sie vollendete Egoisten, so könnte es ihnen nur spaßhaft erscheinen, wenn man, um sich an ihnen zu rächen, mit einem Rechte geizen wollte, das sie sich auf die wohlfeilste Weise längst zu erwerben gewußt haben. Wollte man aus solchen Erscheinungen durchaus einen Schluß auf die Emancipationsfrage ziehen, so könnte es vernünftiger Weise nur der sein, wie wenig der Religion förderlich ein System sei, das allein den Gewissenhaften ausschließt, und an dem Erwerb der Rechte, die es diesem entzieht, den frivolen, gleichgültigen Spötter nicht hindern kann.

In derselben Reihe von Recensionen kommt Menzel weiter auf ein sehr harmloses Buch von einem Herrn Delitzsch zu sprechen, das von der neu-hebräischen Poesie handelt; der Verfasser ist ein großer Freund der hebräischen Dichtungen des Mittelalters und bedauert es im Gegensatze zu diesen, daß die neueste hebräische Poesie seit Wessely eine so moderne, occidentalische Weise angenommen habe. Seinen Tadel darüber drückt er mit den Worten aus, »in der neuen jüdischen Wes»selyschen Poesie spiegelten sich nicht palästinische »Alheenen, Alraunen und Saronslilien, sondern ächt »deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen.« Hiezu bemerkt Menzel: »daß es doch die Juden nicht

»laſſen können, das deutſche Weſen zu beſpötteln, wo »ſie es irgend ungeſtraft thun zu können glauben. Die »deutſche Poeſie iſt ein Land, in dem nicht bloß Mat»thiſſonſche Primeln und Voſſiſche Dotterblumen »wachſen.« Dieſe letzte Behauptung wird kein Menſch beſtreiten, Herr Delitzſch ſelbſt ſo wenig wie ein Anderer. Aber jeder Unbefangene wird einſehen, daß es bei jener Aeußerung auch nicht im geringſten auf die Beſpöttelung deutſchen Weſens, auf die enorme Albernheit, der deutſchen Poeſie den Vorwurf der Armuth oder der Plattheit zu machen, abgeſehen war, ſondern ganz allein auf einen Tadel der hebräiſchen Dichter der Weſſely'ſchen Schule. Um den Grundgedanken dieſes Tadels bildlich auszudrücken, werden einige ſehr erotiſch klingende Pflanzennamen, als Repräſentanten orientaliſchen Lebens, anderen, an die ſich Vorſtellungen occidentaliſch-deutſcher Ländlichkeit knüpfen, entgegen geſtellt, um anzudeuten, nach welcher Art von Muſtern Jene ſich gebildet hätten, ohne aber im geringſten ſagen zu wollen, daß die deutſche Poeſie keine erhabenere Muſter darbiete. — Indeſſen das Alles gilt nur der Vorausſetzung Menzel's; in der Wirklichkeit verhält ſich die Sache noch anders. Menzel hat ein eignes Unglück mit ſeinen Juden, ſelbſt da, wo er, wie es hier der Fall zu ſein ſcheint, in gutem Glauben iſt. Herr Delitzſch iſt eben ſo wenig ein Jude, wie alle die anderen Menzel'ſchen Juden; er iſt es nicht und iſt es nie geweſen. Er iſt vielmehr ein rechtgläubiger, proteſtantiſcher Theolog, deſſen

Liebhaberei für die neu-hebräiſche Literatur lediglich eine gelehrte iſt, die höchſtens durch einige Sympathie mit dem mittelalterlich-bigotten Ideenkreiſe, in dem ſich dieſelbe bis auf die letzte Periode bewegt hat, erwärmt wird; denn das aufgeklärte Judenthum iſt Herrn Delitzſch ein Gräuel und die Weſſely'ſche Schule wird großentheils darum ſo unglimpflich behandelt, weil ſie zu jenem in einiger Beziehung ſteht. Herr Delitzſch hat ſpäter eine eigne Schrift herausgegeben, um den Verdacht, in welchen ſeine jüdiſchen Studien ſeine Orthodoxie bringen könnten, zurückzuweiſen und hat darin eine wahrhaft fanatiſche Geſinnung gegen das Judenthum, in ſo weit es die Entſtehung des Chriſtenthums überlebt hat, beſonders aber gegen die neueren, aufhellenden Beſtrebungen innerhalb desſelben, an den Tag gelegt. In wie weit aus jenem erſten, durch Menzel's angezeigten Buche ſelbſt erhellt, daß der Verfaſſer ein Chriſt ſei, kann ich in dieſem Augenblick, da ich das Buch nicht zur Hand habe, nicht beurtheilen; gewiß iſt jedoch, daß der Umſtand gründlichen Kritikern nicht entgangen iſt. (Nebenbei vergleiche die Recenſion vom Geiger in deſſen Zeitſchrift für jüdiſche Theologen, 3. Bd. 3. Heft beſonders S. 383, auch 4. Bd. 3. Heft, S. 250 bis 257.) So wenig Sorgfalt wird aufgewendet, um ſich die Vorausſetzungen und Elemente zu jenen Verdammungsurtheilen zu bilden, die nachher in ihrer vagen Allgemeinheit einen ſo tief verletzenden Charakter an ſich tragen.

Wenn in derſelben Zuſammenſtellung Joel Jacobi als der Vertreter derjenigen Juden, »die ſich in die Vergangenheit ihres Volks verſenken,« geprieſen wird, ſo lohnt es nicht der Mühe, über dieſes — übrigens wohlgemeinte — Mißverſtändniß weiter zu ſtreiten. Ich glaube, wenn Menzel die Widerſprüche der Geſinnung, die in den »Klagen eines Juden« zu Tage liegen, genauer in's Auge faſſen, wenn er vollends die ſpätern Schriften desſelben Verfaſſers damit vergleichen wollte, ſo würde er ſelbſt zugeben, daß bei dieſem Phraſendrechsler von wahrer Empfindung, von treuer Hingebung, von Verſenken in irgend einen Gegenſtand außer ſeinem eignen Ich nie hat die Rede ſein können.

Noch wird in dieſer Reihenfolge der Schriften eines Herrn Nork gedacht, der als ein jüdiſcher »Strauß« bezeichnet wird, welcher nachweiſen wolle, daß das Judenthum eine Fiction ſei. Ich kann über die Schriften dieſes Herrn Nork nicht urtheilen, da ich ſie nicht kenne und nicht weiß, welcher Art von Kritik ſie angehören. Gegen die Art, wie ihrer hier erwähnt wird, habe ich nichts einzuwenden, da dieſes Mal nur der Verfaſſer, nicht die Geſammtheit der Juden, mit ſcharfem Tadel verantwortlich gemacht wird. Daß Jener ein Jude ſei, wird jedoch vorausgeſetzt. Ob das ſeine Richtigkeit hat, weiß ich nicht; es wird auch ſchwer zu ermitteln ſein, da der Name »Nork« wie ich höre, pſeudonym ſein ſoll. So viel iſt gewiß, daß die kritiſch auflöſenden Unterſuchungen über Urſprung, Alter und

Zuſammenſetzung der Schriften des alten Teſtaments durchaus nicht auf jüdiſchem Boden gewachſen, ſondern von Michaelis und Eichhorn an bis auf de Wette, Bohlen, George und Vatke durch chriſtliche Gelehrte ſind angeſtellt worden. Ich beabſichtige dabei weder ein Lob für die eine, noch einen Tadel wider die andere Seite; ich will nur eine Thatſache angeben und bevorworten, daß, wenn man etwa in jener Kritik überhaupt eine frivole Tendenz finden wollte, die Juden dabei völlig unbetheiligt ſind. Uebrigens wird mir wohl Jeder, der im geringſten auf Freiheit wiſſenſchaftlicher Forſchung hält, er ſei Chriſt oder Jude, beiſtimmen, wenn ich die Hoffnung ausſpreche, daß es nicht dahin kommen werde, daß man auch dieſe bisher noch mit ziemlicher Unbefangenheit behandelten Fragen vergifte, daß man die ſittliche Würde, die innerlich fromme Geſinnung eines Menſchen davon abhängig mache, welche Anſicht er ſich über die äußere Entſtehung der altteſtamentariſchen Schriften gebildet hat. Eine frivole oder gar gehäſſige Behandlung der bibliſchen Geſchichte iſt freilich etwas im höchſten Grade verwerfliches und inhumanes; aber mit einer ſolchen hat die eben ſo ernſte wie freie und unpartheiſche wiſſenſchaftliche Kritik nicht das mindeſte zu thun.

Ich verlaſſe jetzt Herrn Menzel, um Dir zwei hervorſtechende Beiſpiele, eines von gedankenloſem Nachſprechen der böswilligen Erfindungen Anderer, ein zweites von eigenthümlich geſtalteten Vorwürfen, die aber

ebenfalls aus Unkenntniß hervorgehen, anführen. Da in beiden Fällen kein eignes Uebelwollen, kein beabsichtigter Frevel gegen die Wahrheit zu Grunde zu liegen scheint, so können sie als Belege dafür gelten, wie verderblich die Lüge um sich gegriffen hat, wie sie von arglosen Gemüthern gläubig aufgenommen worden ist. Das gilt besonders von dem ersten der Beispiele, von einer Aeußerung des Herrn Gfrörer, der in einem einleitenden Aufsatze zu seiner »Geschichte des Urchristenthums« (Der Aufsatz wurde zuerst in der Tübinger Zeitschrift für Theologie, Jahrgang von 1838, 1. Heft abgedruckt, dann in dem ersten Band des Buches selbst aufgenommen. Aus diesem ist dann die hier angegebene Stelle natürlich wiederum in die Kritik des Buches im Menzel'schen Literaturblatt (1839, No. 39) übergegangen.) von der Stellung und den Aussichten der gegenwärtigen Juden handelt. Die Erörterung ist offenbar wohlgemeint, wenn auch manches darin auf irrige Weise aufgefaßt zu sein scheint; der ganze Zusammenhang weist die Annahme, daß hier absichtlich eine gehässige Unwahrheit verbreitet werden solle, zurück. Es ist da von den aufklärenden Bemühungen junger jüdischer Gelehrten, insbesondere Theologen, die Rede und es heißt im Text: »Eine große geistige Gährung hat sich »besonders der jüngeren gelehrten Juden bemächtigt.« Dazu fügt denn der Verfasser die folgende Note: »Ich »meine durchaus nicht das sogenannte junge Deutsch»land, das meist aus dem Abschaum der jüdischen Bur-

»ſchenſchaft beſteht, ſondern Männer von Verſtand und »Gelehrſamkeit, die zum Theil ſchon in Aemtern ſitzen »und Achtung verdienen.« — Was ſoll man dazu ſagen? Wie in aller Welt kommt das junge Deutſchland hieher? Welche Schriftſteller unter dieſem Namen verſtanden werden, kann Herrn Gfrörer nicht wohl unbekannt geblieben ſein; ob dieſe »meiſt« Juden ſind, ja ob es auch nur einer unter ihnen iſt, würde er leicht haben erfahren können, wenn ihm beliebt hätte, Erkundigungen darüber einzuziehen, ehe er die Note niederſchrieb. Statt deſſen hat er es vorgezogen, die durch das Literaturblatt verbreitete Lüge des Verfaſſers der jeune Allemagne in gutem Glauben annehmen. Aus eigner Erfindung hat er nur noch die »jüdiſche Burſchenſchaft« hinzugethan. Was er darunter verſtanden, ob er dabei an die unter jenem Namen bekannte Studentenverbindung oder ob er überhaupt an irgend etwas gedacht hat, das mag Herr Gfrörer, wenn es ihm beliebt, ſelbſt erklären, da es für einen Andern ein ſchweres und undankbares Geſchäft iſt, den Unſinn zu commentiren. Iſt auch Herr Gfrörer von unredlicher Abſicht gewiß freizuſprechen, ſo kann doch das blinde Nachbeten fremder Unwahrheit nimmermehr gutgeheißen werden. Der Vorwurf der Selbſtentehrung, der auf dem gefliſſentlichen Verbreiter einer Lüge laſtet, trifft ihn nicht; wer aber die Gehäſſigkeiten Anderer ſo auf gutes Glück und ohne Prüfung nachſchreibt, giebt doch gewiſſermaßen ſeine Ehre dem Zufall preis, und das

ſollte der nicht thun, der in ihr ſein höchſtes Gut erkennt. Es giebt hier nur ein Mittel vollſtändiger Ehrenrettung: das iſt der offene, ehrliche Widerruf nach erkanntem Irrthum. Es wäre zu verwundern, wenn Herr Gfrörer noch von keiner Seite auf die Falſchheit jener Angabe wäre aufmerkſam gemacht worden; noch mehr aber, wenn er es würde und ſich doch zu keinem Widerruf veranlaßt fühlte. Wer ihn achtet, muß einen ſolchen noch jetzt von ihm erwarten und wünſchen. Die Sache freilich bedarf deſſen durchaus nicht; denn die Lüge wird doch Lüge bleiben, und wenn noch zehen Gfrörers ſie wiederholten und dabei beharrten; ſeine eigne Ehre iſt es ganz allein, die den Widerruf erfordert.

Der zweite Schriftſteller, mit dem ich es zu thun habe, handelt ausführlicher von hieher gehörigen Gegenſtänden. Es iſt Herr Hermann Marggraff (Deutſchlands jüngſte Literatur- und Cultur-Epoche. Characteriſtiken von Hermann Marggraff, S. 251 – 261.) ein Mann, der ebenfalls nicht gerade von böswilliger Geſinnung geleitet ſcheint und dem ich eine abſichtliche Entſtellung der Wahrheit nicht zutraue. Sein weitläufiges, in einzelnen Punkten ſelbſt wohlmeinendes Gerede über die Juden und ihre Beziehungen zur Literatur hat nur den einen Grundfehler, daß es aus der vollſtändigſten Unkenntniß alles Deſſen entſpringt, was die Juden, ihre Stellung, Beſtrebungen und Hoffnungen in Wirklichkeit angeht. Wenn Herr Marggraff

von den Juden ſpricht, ſo denkt er vor Allem an Heine, dann noch allenfalls an Rahel und höchſtens an Börne, den er übrigens mit Achtung nennt. Das iſt wieder das alte Uebel, über das ich bereits Klage geführt. Ich wollte Herrn Marggraff ohne langes Beſinnen von Mendelsſohn an bis auf die neueſte Zeit herab hundert Namen der achtbarſten Juden nennen, von denen freilich die Literaturgeſchichte nur wenige einer Notiz würdigen wird, die aber in einer Geſchichte der Juden und ihrer Beſtrebungen eine würdige Stellung einnehmen werden, die in den weitern oder engern Kreiſen ihrer Wirkſamkeit mit dankbarer Ehrfurcht genannt werden, während von den drei angeführten Namen, da wo es ſich von Juden und Judenthum handelt, nie die Rede iſt und nie die Rede ſein wird. Und doch iſt es immer Heine und wieder Heine, an den die neueſte Literatur ihre Betrachtungen über jüdiſche Angelegenheiten knüpft. Es zeigt ſich hier immer von neuem, wie der blendende, geiſtreiche, wenn auch noch ſo frivole Witz bei allem Zorn, den er erregt, doch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, während das ernſte, humane Streben unbeachtet bleibt. Wir haben dagegen Nichts und nehmen es z. B. Herrn Marggraff gar nicht übel, wenn er, wie aus jeder Zeile ſeines Geſchwätzes hervorgeht, nicht das geringſte von den Arbeiten kennt, die ſich auf das religiöſe wie auf das bürgerliche Leben der Juden beziehen. Was wir tadeln, iſt allein das, daß er mit ſo vieler Zuverſicht über Dinge urtheilt,

von denen er nichts weiß, denen er daher Erſcheinungen unterſchiebt, die ihm gerade bekannt ſind, die aber eben mit jenen Dingen nichts zu ſchaffen haben: woraus denn natürlich die kläglichſte Verwirrung entſtehen muß. Wie mir ſcheint, liegt der Sache noch ein allgemeinerer Uebelſtand zum Grunde, an dem die neueſte Literatur leidet: ich meine das Herumdrehen in ihrem eignen Kreis, das ſtete Hinblicken der Schriftſteller aufeinander und auf ihre Recenſenten, ſtatt auf Welt und Leben, das kleinliche Beachten zünftig-literariſcher ſtatt der allgemeinen Intereſſen. Herr Menzel z. B. beſchäftigt ſich gleich in der Vorrede auf eine peinliche Weiſe mit den Leuten, die ihn recenſiren werden; man fühlt, daß er ſich weit mehr in einer Wechſelwirkung gereizter Empfindlichkeiten und Eitelkeiten mit anderen Literaten, als in einem regen Austauſch geiſtiger Berührungen mit dem Publikum befindet. In dieſem ſich abſchließenden Literaturkreiſe nun ſpielt natürlich ein Talent, wie Heine, eine große Rolle; es hat ſeine geordnete Schaar von Anhängern, wie von Gegnern; die eine Klicke wirbt um ſeine Gunſt, die andere ſucht ſich an ihm ihre Sporen zu verdienen; der Standpunkt, der ein Schriftſteller, der ſeinen Weg erſt zu machen hat, in der Beurtheilung Heine's einnimmt, iſt daher für ihn ſelbſt und für ſeine Stellung ein wichtiger Umſtand und beſchäftigt ihn gar ſehr, wenn er gleich für das Publikum von der allergrößten Gleichgültigkeit iſt. Diejenigen Beſtrebungen dagegen, welche das Judenthum und ſeine

Bekenner, ſo wie auch ſonſtige moraliſche Intereſſen des wirklichen Lebens angehen, ſtehen jenem Kreiſe eben aus dem Grunde fern, weil ihnen die Literatur nur Mittel und Organ, ihr Zweck aber die Wirkung auf das Leben iſt. Die ſich ſolchen Beſtrebungen widmen, die recenſiren wenig und werden wenig recenſirt; ſie gehören keinem der verſchiedenen literariſchen Verbande an; ſie geben ſich keine Mühe, gelobt und machen ſich nichts daraus, getadelt zu werden, ſo weit Lob und Tadel nur ſie, nicht die Sache angehen und ſo weit beide nur dem Boden der Kritik entſprießen und auf ihn beſchränkt bleiben, im Leben aber keine Wurzel haben und auf das Leben keinen Einfluß. Es iſt daher natürlich und kaum zu tadeln, wenn die Kritik häufig von ſolchen Beſtrebungen keine Notiz nimmt. Es würde mir nicht einfallen, Herrn Marggraff darüber einen Vorwurf zu machen, daß in ſeinen Schilderungen der neueſten Cultur- und Literatur-Epoche der Leiſtungen, die ſich auf jüdiſche Verhältniſſe beziehen, mit keiner Silbe gedacht wird. Das aber iſt im höchſten Grade verwerflich, daß er, während er von jenen Leiſtungen nichts weiß, ein breites Gerede über Juden an den Namen Heine's knüpft: eine Anknüpfung, die allein ſchon nothwendig einen ſchiefen Geſichtspunkt für die Beurtheilung giebt und auf den Leſer den Eindruck machen muß, als wenn die Tendenzen der Juden der Spur Heine's folgten oder doch in ihm einen Berührungspunkt mit dem literariſchen Gebiete fänden; es kann aber kaum etwas

falſcheres erſonnen werden, als eine jede dieſer beiden Vorſtellungen.

Du kannſt Dir leicht denken, daß die verkehrte Auffaſſung des Ganzen auch auf die einzelnen Ausführungen zurückwirken muß. Folgendes diene zum Belege. Herr Marggraff fragt unter Andern im Ton des ſtrengen Vorwurfs, warum die Juden ihren Spott gegen das Chriſtenthum und deſſen Lehren richten, nicht gegen Talmud und Rabbinen, zur Aufklärung ihrer eignen Glaubensgenoſſen. Dieſer Vorwurf wäre der gerechteſte von der Welt, wenn er nicht der unwahrſte wäre. Die vermeintlichen Juden, die ihren Spott gegen das Chriſtenthum richten, das ſind: erſtens Heine, zweitens Heine und drittens Heine; denn Herr Marggraff gehört nicht zu denen, die das »junge Deutſchland« unter die Juden verſetzen, wenn er gleich an dieſer Stelle genau Denen nachſpricht, die durch eben dieſes Rechenkunſtſtück aus dem Singular »Heine« den Plural der Juden herausgebracht haben. Dieſer eine Heine aber iſt kein Jude, hat es nie ſein wollen, hat ſich [illegible] die ſittlichen und bürgerlichen Intereſſen der Juden nie bekümmert, und es iſt abgeſchmackt, wo es nicht boshaft iſt, das, was man an ihm tadelt, den Juden zuzurechnen. Noch ſchlimmer aber ſteht es mit der negativen Seite des Vorwurfs, mit dem, was die Juden nicht gethan haben ſollen. Hier wird die Unkenntniß des Verfaſſers völlig lächerlich. Ich will es ihm nicht wünſchen, — da mir die Strafe ein wenig hart, wenn auch gerecht erſcheinen

würde, — daß ihm zur Sühne für die Leichtfertigkeit ſeines Urtheils auferlegt werde, alles zu leſen, was ſeit 60 Jahren von jüdiſchen Schriftſtellern gegen Talmud und Rabbinismus zur Aufklärung der Juden geſchrieben worden; denn ſo achtungswerth dieſe Literatur durchweg iſt, ſo gewährt ſie doch nicht gerade in allen ihren Theilen die unterhaltendſte Lectüre, der Maſſe nach aber iſt es genug und Herr Marggraff würde lange daran zu leſen haben, auch würde er die Bekanntſchaft einzelner trefflicher Geiſter machen. Es iſt freilich nicht gerade vorzugsweiſe, wenn auch häufig Spott, mit dem hier gegen alte Vorurtheile gekämpft wird, ſondern es iſt mehr die ernſte Erörterung, die unbefangene und gründliche Kritik, die Hervorhebung des edlen, lebensvollen Kerns gegen die erſtarrte und erſtorbene Schale: Herr Marggraff wird doch hoffentlich auch dieſe Art des Streites gelten laſſen und nicht behaupten wollen, daß gegen Vorurtheile, die in den religiöſen Vorſtellungen der Juden ihren Sitz haben, der Spott die einzige zuläßige Waffe ſei? Ich empfehle ihm vorläufig als eine Probe der tüchtigſten Art die vier Bände der Geigerſchen Zeitſchrift, die bis auf das letzte Heft des vierten Bandes bereits erſchienen waren, als Herr Marggraff jenen albernen Vorwurf niederſchrieb. Indeßen Herr Marggraff erkennt doch eine Ausnahme, einen »vorurtheilsfreien Israeliten« an, den er allen anderen als Muſter empfiehlt, ein Buch, das, wie er meint, ein Jude der Aufklärung ſeiner Glaubensgenoſſen gewidmet hat. Es iſt D'Iſraeli und

deſſen Geiſt des Judenthums. Ich bedaure, daß es gerade mit dieſem Einen nicht ganz ſeine Richtigkeit hat; denn beide D'Iſraeli's, ſowohl der Vater, Verfaſſer der Curiosities of literature und des Spirit of Judaism, als der Sohn, Parlamentsmitglied und Verfaſſer mehrerer Romane, gehören der Anglicaniſchen Kirche an, wenn gleich ihr Name auf jüdiſche Abkunft deutet. Daß übrigens die Schrift D'Iſraeli's Herrn Marggraff und vielleicht noch manchen andern Literaten bekannt iſt, die von dem ungleich Bedeutenderen, was jüdiſche Gelehrte Deutſchlands in ähnlicher Tendenz geleiſtet haben, nichts wiſſen, davon dürfte ſchwer ein anderer Grund anzugeben ſein, als daß jene Schrift den Vortheil hat, aus dem Engliſchen überſetzt zu ſein. Das Buch iſt recht gut geſchrieben und hat einige Ausführungen die nicht übel ſind; aber es enthält nicht eine einzige Idee, die nicht in Deutſchland längſt ſchon wiederholt wäre ausgeſprochen und entwickelt worden, keine, die nicht jedem einigermaßen gebildeten Juden Deutſchlands längſt geläufig und auch theilweiſe ſchon in die Maſſe eingedrungen wäre. Man würde eine ähnliche Erſcheinung in Deutſchland in unſerer Zeit für eine, wenn auch durch die Form anſprechende, doch dem Inhalte nach triviale und, an dem gegenwärtigen Stand der theologiſchen Wiſſenſchaft gemeſſen, untergeordnete halten. Das Buch gehört mehr einer Art von Bildung an, wie ſie in Deutſchland vor 40 Jahren tonangebend war. Für England mag es Bedeutung haben, da jenen

rationaliſtiſchen Elementen, die unter uns ſchon einen großen Theil ihres Werkes vollbracht haben, dort noch wenig Raum gegönnt iſt. Aber die deutſchen Juden brauchen ſich in der That für ihre aufklärende Tendenz ein ſolches Muſter nicht vorhalten zu laſſen noch überhaupt ihre Muſter ſo weit zu ſuchen. Sie rückſichtlich der freiſinnigen Behandlung religiöſer Gegenſtände auf D'Iſraeli zu verweiſen, erſcheint kaum weniger abgeſchmackt, als wenn man z. B. die deutſchen Gelehrten, um Anleitung zum Studium der ſpeculativen Philoſophie zu ſuchen, auf die Schriften Couſin's verweiſen wollte.

Herr Marggraff rügt denn auch an den Juden unter anderen Fehlern ihre »witzelnde Weiſe, Alles leicht »zu nehmen, was bei den ernſthafteren Chriſten bisher »für heilig, untrüglich und ehrenhaft gegolten hat.« Das mag wieder wahr ſein von den Juden des Herrn Marggraff, nämlich von Heine; aber es iſt gelogen, wenn es ſich auf ſolche Juden beziehen ſoll, die dieſen Namen mit Bewußtſein führen und anerkennen, deren Herzen warm empfinden für den Fortſchritt, das Recht, die Ehre ihrer Glaubensgenoſſen. Wir nehmen es an Ernſt der Geſinnung mit jedem Chriſten auf; wir haben nie bewitzelt und leicht genommen, was ernſten Gemüthern für heilig, untrüglich und ehrenhaft gilt; wir weiſen eine ſolche Verläumdung mit tiefer Verachtung zurück. Herr Marggraff macht freilich eine Ausnahme von ſeiner Beſchuldigung; aber die müſſen wir gleichfalls ablehnen; denn ſie iſt eben ſo ſchief und gedankenlos

wie alles Uebrige. »Ich spreche,« sagt er, »hier jedoch »nicht von den Rabbinen und allen jenen ernsten und »würdigen orientalischen Gestalten des Judenthums, »sondern von den durch moderne Bildung modificirten »Juden.« Ein so gefaßter Gegensatz konnte wiederum nur Einem in die Feder kommen, der die Verhältnisse, über die er schwatzt, nie beobachtet und nie darüber nachgedacht, sondern sich nur von Hörensagen confuse Vorstellungen darüber gebildet hat. Leute, denen das Element moderner Bildung fremd ist, kommen, wo es sich um Geistesrichtung und geistige Lebensäußerungen der deutschen Juden handelt, gar nicht in Betracht. Wenn es noch Rabbinen giebt, die von jener Bildung unberührt geblieben, so ist das eine beklagenswerthe Anomalie, die täglich abnimmt; solche Rabbinen stehen aber ganz außerhalb des Kreises geistigen Lebens und Strebens ihrer Glaubensgenossen; sie werden durch ihren Mangel an Bildung weder ernster noch würdiger, sondern bloß unbrauchbar und hie und da lächerlich. Alle diejenigen Juden aber, Rabbinen oder nicht, welche heutzutage in Deutschland das Judenthum mit Ernst und Würde in Schrift und Wort und Leben vertreten und auf dessen Entwickelung einwirken, — selbst diejenigen, die es im Sinne der extremsten Orthodoxie thun, nicht ausgenommen — haben sich moderne Bildung angeeignet. Wenn also ein Gegensatz zu dieser durch das »orientalische« soll angedeutet werden, so werden sie sich insgesammt ein solches Beiwort verbitten. In wie

fern nun dieſes Aneignen moderner Bildung eine Modification genannt werden könne, das iſt eine Frage, über die ſich ſtreiten läßt. Nach meiner innigen Ueberzeugung iſt die Modification, welche Juden und Judenthum durch das Verſchmelzen mit moderner Bildung erfahren, durchaus keine weſentlichere, als die, welche Chriſten und Chriſtenthum auf dieſelbe Weiſe erfahren. Die chriſtliche Religion hat, wenn auch einen neueren, doch eben ſo wenig einen modernen Urſprung, wie die jüdiſche; doch hat ſie ſich mit moderner Bildung ſehr wohl vertragen, ohne darum von ihrem Weſen Etwas aufzugeben; denſelben Lebensproceß hat jetzt auch das Judenthum durchgemacht. Indeſſen ſind über dieſen Punkt Viele anderer Meinung und ich darf ihn ohne weitere Unterſuchung nicht als erwieſen annehmen. Das aber iſt in allen Fällen ſo ungerecht wie unſinnig, die Juden in die traurige Alternative zwiſchen orientaliſch-rabbiniſcher Beſchränktheit und der allermodernſten, leeren und witzelnden Frivolität einzwängen zu wollen, während doch alles, was ernſt und würdig, lebenskräftig und ſtrebend unter ihnen iſt, ſich auf dem unendlich weiten und reichen Felde zwiſchen dieſen beiden hohlen und nichtigen Extremen bewegt. Herr Margraff vollends muß gar nicht wiſſen, was er will, und wenig auf den Zuſammenhang ſeiner eigenen Gedanken achten, wenn er erſt den Juden verwirft, daß ſie nicht Spott genug auf Talmud und Rabbinen richten, und ihnen dann eben dieſe Rabbinen und ähnliche »ernſte

und würdige orientaliſche Geſtalten« als den einzig möglichen Gegenſatz vorführt zu der ſchlechteſten Geiſtesrichtung, auf die er nicht Schmähungen genug zu häufen weiß.

Nachdem Herr Marggraff nun manches Lobende über das Familienleben und den geſelligen Character der Juden geſagt, fügt er noch die wohlmeinende Bemerkung hinzu, die edleren und ehrlicheren Juden hätten mit banger Beſorgniß und mit Mißbilligung dem Treiben vieler ihrer literariſchen Landsleute zugeſehen, man habe dieſe als Leute betrachtet, die ſich nicht ſelten ihres Judenthums ſchämten, die ihre geiſtige Kraft nicht den Bedürfniſſen und der Aufklärung ihrer Nation widmeten, ſondern ſie ihrer eignen Eitelkeit wuchern ließen u. dgl. m. — Was hier die »vielen« betrifft, ſo iſt darunter wohl immer nur Heine zu verſtehen; denn von Börne und Rahel, die freilich — verkehrt genug — in demſelben Zuſammenhange beſprochen werden, denkt Herr Marggraff ſo ſchlimm gar nicht. Die einfältige Bezeichnung von »Landsleuten« für »Glaubensgenoſſen« — das ſoll es hier offenbar bedeuten —, die von der Erfindung der Herren Paulus und Streckfuß iſt, wird der Verfaſſer ſicherlich nie von einem Juden gehört haben, wenigſtens von keinem, der Deutſch verſteht und hinlänglich durch moderne Bildung modificirt iſt, um ungefähr zu wiſſen, welche Begriffe man mit den Worten ſeiner Mutterſprache verbindet. — Die Bemerkung ſelbſt hat viel Wahres, läßt aber doch Miß-

deutungen zu. Wahr iſt es, daß Juden in derſelben Weiſe und aus denſelben ſittlichen und äſthetiſchen Gründen, wie viele Chriſten, manche neue literariſche Erſcheinung von ihrem erſten Auftauchen an entſchieden gemißbilligt haben; wahr auch, daß ſie noch dazu durch die boshafte und lügneriſche Weiſe, wie man gerade ſolche Erſcheinungen wiederholt dem jüdiſchen Weſen Schuld gegeben hat, empört worden ſind. Aber irrig wäre es, dieſe Mißbilligung als eine in einem beſtimmten Augenblick aus Beſorgniß eingetretene Reaction zu betrachten; irrig, zu glauben, die Juden hätten ihre Sache an und für ſich, durch irgend eine wirkliche Beziehung zu dem angeſchuldigten Treiben, auch ohne die Vermittelung einer gewiſſenlos verdrehenden Kritik, gefährdet geglaubt; irrig, anzunehmen, jene Mißbilligung ſei aus irgend einer Befangenheit ſolcher Art, aus etwas Anderem, als aus freier, unpartheiiſcher Ueberzeugung entſprungen. Ganz beſonders muß ich aber der »bangen Beſorgniß«, trotz aller auf dieſem Gebiete geübten Bosheit, entſchieden widerſprechen. Wir wiſſen freilich, daß die Lüge nicht ohne Kraft iſt und wir haben es gerade bei dieſen Vorgängen auf bittere Weiſe erfahren. Aber die Kraft der Wahrheit iſt doch größer; ſie wird mit der Hülfe Gottes und bei unverdroſſener Ausdauer ihrer Streiter die Lüge zerſchmettern und bange Beſorgniß vermag uns dieſe keinen Augenblick einzuflößen.

Dein

G. K.

Druckfehler.

Seite 8. Z. 10 v. o. ſt. nach l. noch.
„ 11. Z. 10 v. o. ſt. einiger l. enger.
„ 23. Z. 8 v. o. ſt. der Religion l. die Religion.
„ 44. Z. 12 v. u. ſt. neueren l. inneren.
„ 48. Z. 11 v. u. ſt. aber l. eben.
„ 48. Z. 7 v. u. ſt. Wahrheit l. Mehrheit.
„ 50. Z. 4 v. o. ſt. angeſchwärzt l. eingeſchwärzt.
„ 58. Z. 9 v. u. ſt. auf Befreundete l. auch Befreundeten.
„ 63. Z. 2 v. u. ſt. aber l. eben.
„ 67. Z. 14 v. o. ſt. auch l. auf.
„ 72. Z. 15 v. o. ſt. einigem l. inniaem.
„ 82. Z. 10 v. u. ſt. noch l. eng.
„ 101. Z. 9 v. o. ſt. eines l. keines.
„ 107. Z. 2 v. u. ſt. Lehrer l. Lehre.
„ 133. Z. 7 v. u. ſt. Theologen l. Theologie.
„ 140. Z. 11 v. o. ſt. Menzel l. Marggraff.

Jüdische Briefe.

Zur Abwehr und zur Verständigung.

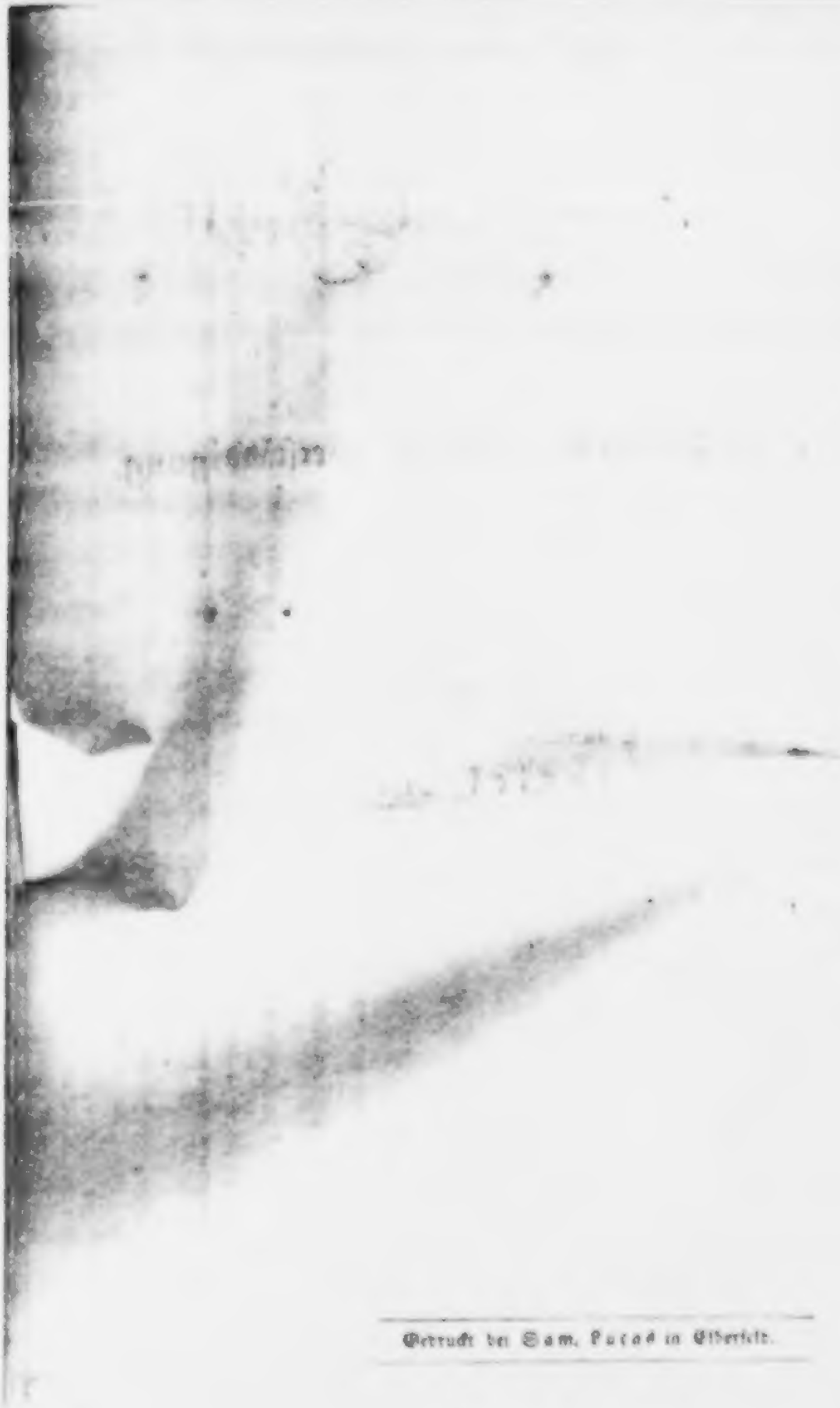
Von

Gabriel Rieſſer.

Zweites Heft.

BERLIN, 1842.
Veit & Comp.

A 1151.73



Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Vorwort.

Ich habe diesem zweiten Hefte nichts vorauszuschicken, als meine Entschuldigung über die verspätete Erscheinung desselben. Wenn seine Leser gütig genug sind, eine solche Entschuldigung zu fordern, so werden sie sicher auch gütig genug sein, sie anzunehmen und es meiner Versicherung zu glauben, daß unvermeidliche Störungen es mir unmöglich gemacht haben, den in der Vorrede zum ersten Heft angedeuteten Termin von einigen Monaten einzuhalten. Ich habe übrigens den Stoff, der für dieses Heft bestimmt war, da er über Erwarten anwuchs, in zwei vertheilen müssen; es wird daher, sobald es mir möglich ist, die Arbeit zu beendigen, ein drittes Heft, welches den Kreis von Erörterungen, denen diese Briefe gewidmet sind, abschließt, erscheinen.

Hamburg, den 5. August 1841.

Achter Brief.

Januar 1841.

Du forderſt mich auf, lieber Freund, unſere in Folge äußerer Störungen ſo lange Zeit unterbrochene Correſpondenz wieder aufzunehmen. Ich darf dieſe Mahnung wohl nur Deiner beſonderen Güte oder Deiner lebhaften Theilnahme an den beſprochenen Gegenſtänden zuſchreiben; denn ich kann nicht glauben, daß gerade Du an meinen früheren, ſeitdem einem größeren Kreiſe übergebenen Briefen den Mangel nicht ſollteſt entdeckt haben, den faſt alle Leſer, auch die wohlwollendſten, daran gerügt haben, und der doch eben Dich am nächſten anging. So freundlich der Inhalt meiner Briefe von gleichgeſtimmten Seelen iſt aufgenommen worden, eben ſo einmüthig beinahe war der Tadel über die verfehlte Form, und ich gehe Dir, daß ich dem Tadel nichts erhebliches entgegenzuſetzen weiß. Die Briefe, die ich an Dich gerichtet habe, und die Deine Nachſicht auch eben als Briefe hat gelten laſſen, hat außer uns Beiden kein Menſch als ſolche anerkennen wollen; ein Jeder hat eher Abhandlungen, Reden, Philippiken, kurz alles in

der Welt eher darin sehen wollen, als Briefe. Ich kann dagegen, wie gesagt, nichts einwenden und freue mich nur, daß Du die Sache etwas gelinder ansiehst und Dir nicht solche Wechselbälge von Briefen für die Zukunft verbittest, sondern mich vielmehr ermunterst, damit fortzufahren. Die Sache ist wohl die, daß in meiner Natur eben durchaus nichts künstlerisches, nicht einmal so viel, wie zur Abfassung eines ordentlichen Briefes gehört, liegt, daß ich der Herrschaft des Stoffes, den ich behandle und den ich beherrschen sollte, so willenlos unterliege, daß ich über ihm die Form und meinen Freund so hoch ich auch beide schätze, vergesse, und statt der einen allein den Gegenstand des Streites, statt des andern gar meist meinen Gegner im Auge habe, und mit dem Unmuthe, den dieser mir erregt, den Freund plage, den zum Vertrauten unseres Kummers zu machen wohl die Freundschaft berechtigt: ob aber unseres Zornes, das ist die Frage. Du siehst, ich erkenne meinen Fehler; daß ich aber, auch bei dem besten Willen, im Stande sein werde, ihn zu verbessern, bezweifle ich. Ich habe in dieser Form einige Erleichterung gefunden bei der Besprechung von Fragen, unter denen der Zusammenhang ein leichter und lockerer ist, die Uebergangspunkte meist im Gefühle liegen; ich kann aber nicht anders, als mir die Freiheit vorbehalten, mich der Form stillschweigend zu überheben, so oft sie mich zu hemmen beginnt. Wenn Du, den die Vernachlässigung am

nächsten angeht, den Fehler so nachsichtig aufnimmst, so wünsche ich, daß die Ansprüche der Form sich an den bescheidenen Ansprüchen der Freundschaft und die Güte etwaniger späterer Leser an der Güte des ersten und nächsten Lesers dieser Briefe ein Beispiel nehmen mögen.

Nicht einstimmen kann ich dagegen in einen andern Einwand, der mir gleichfalls von den wohlwollendsten Beurtheilern ist gemacht worden, und dessen ich gegen Dich um so mehr gedenken muß, als ihm vielleicht meine nächsten Briefe mehr noch, als die früheren, unterliegen werden. Er betrifft den Umstand, daß ich meine Widerlegungen und Betrachtungen meist an Aeußerungen, die inzwischen einige Jahre alt geworden, angeknüpft habe. Dieser Einwand würde vollkommen gegründet sein, wenn diese einzelnen Aeußerungen, die mir zum unmittelbarsten Gegenstande gedient, das eigentlichste und wichtigste bei der Sache wären. Aber dieser Meinung bin ich eben nicht. Ich habe nie geglaubt, daß eine einzelne Schmähredе von Herrn Pfizer oder von Herrn Menzel, oder von wem es sonst sei, uns in der öffentlichen Meinung einen wesentlichen, ja nur einen merklichen Nachtheil, zu dessen Verhütung sofort entgegnend einzuschreiten Pflicht sei, zufügen könnten. Was wir bekämpfen müssen, das ist der Geist der Lieblosigkeit und mehr noch der Geist der Leichtfertigkeit und der Unwahrheit, von dem jene Gehässigkeiten nur einzelne Symptome sind; es sind die Elemente des Uebelwollens und des

Vorurtheils, die gleichsam in der Atmosphäre schweben, und von denen Mancher in ganz leidendem Verhalten ohne eine andere Schuld, als die der Gedankenlosigkeit, ergriffen wird und sie weiter verbreiten hilft. Ich halte es demnach für gleichgültig, gegen welche einzelne Ausbrüche des Uebels wir unsere Waffen richten, wenn wir uns nur nicht gerade die schwächsten aussuchen. Hätte ich mir seit einem Jahre beim Lesen von Journalen Excerpte machen wollen, so hätte ich alle meine alten Citate mit ganz neuen, blanken, fast wörtlich-gleichlautenden vertauschen können; allein ich gestehe, daß ich es nicht der Mühe werth gehalten habe. Daß literarische Vergehungen in einem oder zwei Jahren verjähren, kann ich nicht zugeben; und die, gegen die ich streite, werden sich am wenigsten darauf berufen wollen, daß ihre Worte nach so langer Zeit keine Beachtung mehr verdienen. Auf irgend einen Werth können ja immer nur die positiven Ueberzeugungen Anspruch machen, deren Entwickelung sich an den Streit knüpft, und für diese kommt es ja vollends auf das zufällige Datum der bestrittenen Aeußerungen nicht an.

Ich habe diese Bemerkung um so mehr vorausschicken müssen, als Du selbst mich dieses Mal aufgefordert hast, auf einen Streitgegenstand, der schon ziemlich alt ist, und den ich darum der Besprechung doch keineswegs unwerth halte, zurückzukommen. Du willst meine genauere Meinung über den Character

der literariſchen Fehde kennen, die zu den Gehäſſigkeiten, über die ich Beſchwerde führe, Anlaß gegeben. Du fragſt, ob ich denn in ihrem ganzen Verlaufe nichts als die Einmiſchung der Juden mißbillige und alles Uebrige, was in demſelben Zuſammenhange geſchehen, gut heiße; ob es denn möglich ſei, daß der eine durchgehende Zug von Unwahrheit und Bosheit ſich ſo feſt und ſo lange hätte behaupten können, wenn es ihm an allen verwandten Elementen gefehlt hätte; oder ob ich gar, ſo reizbar auf dem einen Punkte, gegen ſonſtige Verletzungen von Wahrheit und Billigkeit zu unempfindlich ſei, um ſie mit entſprechender Wärme zu rügen. Ich will Dir meine Erklärung und, was den letzten Punkt angeht, meine Rechtfertigung nicht vorenthalten. Ich bekenne, daß ich in jener Fehde keine Seite, für welche ich eine poſitive, lebendige Theilnahme hätte empfinden können, zu finden vermocht habe, und daß weit mehr die unerhörte Art, wie ſie, als die flüchtigen Erſcheinungen, um die ſie geführt worden, meine — und wohl der Meiſten — Aufmerkſamkeit erregt hat. Ich glaube, daß Vielen noch die Form des Streites, ſeine giftige, mörderiſche Weiſe mit den dazwiſchen tretenden Verboten, welche ganze ſchriftſtelleriſche Exiſtenzen vernichten zu ſollen ſchienen, in unerfreulicher Erinnerung geblieben iſt, während nur wenige von den Gegenſtänden, um die es ſich zunächſt dabei handelte, einen bleibenden Eindruck ſich bewahrt haben mögen. Von der einen Seite

ſchien es nicht ein Syſtem, eine geſchloſſene Reihe beſtimmter Ueberzeugungen, die ſich hätten mit Abſicht und ernſtem Bewußtſein geltend machen wollen, und die mit energiſcher Abwehr zurückgewieſen wurden, es ſchien mehr Selbſtgefälligkeit und Ruhmſucht zu ſein, die durch die ungewohnte Keckheit gewiſſer, wenig durchdachter Aeußerungen oder Situationen Aufſehen hätte machen wollen. Auch der Erfolg ſpricht für dieſe Anſicht. Denn die Verfolgung, die immer Märtyrer ſchafft, wo ſie ſich gegen Ueberzeugungen, ſelbſt gegen irrige, wendet, hat dieſes Mal keine gefunden; ſie fand nur nachgiebige Deutungen und Widerruf. Man würde ſehr ungerecht ſein, wenn man dieſes Verfahren den Betheiligten verargen wollte, die auf eine bis dahin unbekannte Weiſe ihre ganze literariſche Thätigkeit gefährdet ſahen und ſich, ſo gut es eben ging, zu helfen ſuchten. Es war in der That nichts da, wofür ſie ein Märtyrerthum hätten übernehmen mögen, wenn ſie nicht etwa Märtyrer ihrer Eitelkeit werden wollten. So wenig wahre Theilnahme nun die angegriffene Richtung oder Manier erwecken konnte, ſo verbreitet war ein Gefühl des Unmuths und des Unbehagens über die Art und Haltung des Angriffs. Wenn Hr. Menzel im Ernſte glaubt, daß Alle, welche dieſes Gefühl getheilt, durch Sympathieen für unſittliche Grundſätze beſtimmt worden ſind, ſo kann man über dieſe Täuſchung nur lachen oder ſie bemitleiden. Nicht die Heftigkeit des Anfalls war es

übrigens, welche jene Verſtimmung in den Gemüthern vieler Unbefangenen erzeugte; der Ausdruck warmer und tiefer Ueberzeugung, die ihr Theuerſtes und Heiligſtes verletzt fühlt, wird leicht heftig, und ein billiges Urtheil verzeiht das wohl der aufrichtigen Empfindung, wenn der Zorn der Sache, nicht der Perſon, der Lüge, dem ſchlechten Streben, nicht dem Menſchen gilt. Aber auf Wen hätte nicht jener mörderiſche kritiſche Anfall den Eindruck gemacht, als wenn er eben ſowohl perſönlichem Haſſe, wie inniger Ueberzeugung, eben ſowohl dem Wunſche der Vernichtung literariſcher Exiſtenzen, als ſchädlicher Lehren entſproſſen wäre? Und doch mußte gerade hier jede Spur von Leidenſchaft, von Abneigung, jede Art perſönlicher Empfindung am ſorgfältigſten vermieden werden, hier, wo der Kampf einer vollſtändigen moraliſchen Vertilgung des Gegners galt, wo dem Beſiegten keine Rettung blieb und kein Ausweg, wo er unwiderruflich dem Abſchaum der Menſchheit beigezählt werden mußte. Eine Meinung, ein Recht, ein Ehrenpunkt, mit Leidenſchaft verfochten, kann Theilnahme wecken; aber ein Todesurtheil, und wäre es das gerechteſte, mit Leidenſchaft gefällt oder vollzogen, muß Abſcheu erwecken. Das ritterliche Schwerdt des Kämpfers, dem Schwerdte des Ebenbürtigen zugewendet, bei gleicher Freiheit und gleicher Gefahr, darf mit Eifer und Heftigkeit geſchwungen werden; das Auge darf leuchten in Kampfesmuth und in Siegesfreude; aber der Arm, der das Richtſchwerdt

führt, muß der gefühlloſe Vollſtrecker eines kalten Urtheilsſpruches ſein; aber in dem Antlitz eines Scharfrichters muß der leiſeſte Ausdruck des Haſſes gegen ſein Opfer, das flüchtigſte Lächeln des Wohlgefallens bei dem Erliegen des Gerichteten Grauen und Ekel erregen. Eine ähnliche Empfindung war es, die Viele bei dem Erſcheinen jener Menzel'ſchen Recenſionen ergriff. Als einige der Angegriffenen Miene zum Widerruf machten, da ſpottete Menzel ihrer Feigheit (Literaturblatt v. 1836, N. 66): das durfte er allenfalls, wenn er auf menſchlichere Weiſe, wenn er nach ehrlichem Kriegsbrauch mit ihnen geſtritten hätte. Aber nachdem er im Namen der beleidigten Sitte alle vernichtenden Schmähungen und Flüche, die den moraliſchen Character treffen können, auf ſie gehäuft, nachdem er ihnen einen Grad von ruchloſer Verworfenheit beigelegt, vor der ſich jede Menſchenbruſt entſetzt, nachdem er ein von der höchſten bürgerlichen Gewalt ausgegangenes wirkliches literariſches Todesurtheil gebilligt hatte, durfte er nicht über den Rückzug ſpotten ſo wenig, wie der Richter des Verbrechers ſpotten darf, und wenn auch nur die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Gnade ihm eine ſpäte Reue eingäben. War es ihm ganz allein um die Rettung der Sitte, um die Tilgung des Verbrechens zu thun — und nur unter dieſer Vorausſetzung läßt ſich eine Art der Streitführung, wie die ſeinige war, rechtfertigen — ſo mußte er ſich ſelbſt

über das unwillig abgedrungene Bekenntniß, wie über einen Sieg der guten Sache freuen; die Sühne mußte die erste Strenge seines Urtheils in etwas mildern und ihm jedenfalls ein ganz anderes Gefühl, als das des Hohnes einflößen. War hingegen etwas von menschlicher Schwäche und Leidenschaft, von persönlichem Hasse jener tödtlichen Strenge beigemischt: dann war freilich der Hohn über die zurückweichenden Gegner natürlich; aber dann war das ganze Verfahren von Anfang an ein tadelnswerthes. Selbst der Krieg unter den Völkern hat ja sein Recht, seinen Gebrauch, seine Schranken, die Sitte und Ehre zu überschreiten verbieten; der Zweikampf hat sein Gesetz, das er anerkennt, und wornach er des Gegners Ehre schonen muß. Will der literarische Streit auch nicht schonender sein, als Krieg und Zweikampf, so übertreffe er sie mindestens nicht an Rohheit; so sei er eingedenk, daß es auch auf diesem Gebiet vergiftete Waffen giebt, die das Kriegsrecht wie die Ehre zu gebrauchen untersagt und daß man auch hier seinem Gegner so viel Ehre lassen muß, um ihm noch, ohne sich zu beflecken, gegenüber stehen zu können. Das geistige Schwerdt aber, das den Kämpfer und selbst den Gegner ehrt, ist das des Gedankens, der Forschung, der Erörterung. Mag dieses Schwerdt mit Heftigkeit, mit Leidenschaft geführt werden, so gut wie das körperliche des für Recht und Ehre Streitenden; aber es verläugne doch seine geistige Natur nicht. Wir dürfen beleidigen Den,

der durch Sünde wider Wahrheit, Recht und Sitte, Züchtigung verdient hat; aber wir müſſen beweiſen, indem wir beleidigen; wir müſſen erörtern, indem wir ſchelten. Je ſchärfer der Vorwurf, deſto ſchärfer ſei der Gedanke, je ſtrenger die Verurtheilung, deſto beſonnener das Urtheil, je heftiger der Tadel, deſto gründlicher ſei er; je wärmer und erbitterter die Empfindung, deſto unausgeſetzter und unermüdlicher rechtfertige ſich die ſie beſeelende Ueberzeugung; je hitziger der Streit, deſto ideenreicher ſei er. Wir mögen einmal triumphiren im Gefühle der Gewißheit des Rechts und im Bewußtſein des Sieges; aber jede neue Einwendung finde uns ſtets bereit, erſchöpfend auf ſie einzugehen, ſie in ihrer ganzen Schärfe aufzufaſſen und ſie in ungeſchwächter Kraft und unverdrehter Geſtalt zu bekämpfen. Auch im Kampfe der Geiſter iſt es roh und feig, zu jubeln oder zu toben über den Leichnamen der erlegten Feinde, ſtatt uns gegen die lebendig wider uns aufſtehenden zu wenden. Das war das Abſtoßende, das Tadelnswerthe an einem großen Theile der literariſchen Polemik Menzel's in den letzten Jahren, daß er getobt hat, ohne zu erörtern, daß er, ſtatt mit Gründen, mit den wüthendſten Verdammungsurtheilen gekämpft hat, daß er die ſittlichen Ideen, die er vertheidigte, nicht ſorgſam prüfend als Maßſtab an die Erſcheinungen, die er bekämpfte, angelegt, ſondern was ihm eben beliebte, unter ſeine fertigen Categorien der höchſten ſittlichen Abſcheulich-

keit gebracht hat; daß er, so wie seine Leidenschaft einmal eine gewisse Höhe erreicht hatte, nie wieder zur besonnenen Untersuchung, zur Prüfung der Einwendungen des Gegners zurückgekehrt ist, daß er nie mehr gestritten, sondern immer nur verdammt hat. So ist er dahin gelangt, jede Meinungsfrage, die nur von fern ein Streitgebiet berührte, auf welchem er sich einmal erhitzt hatte, und wäre sie auch von der Art, daß die Besten und die Reinsten darüber verschiedener Ansicht sein können, in eine Frage des sittlichen Characters, in eine Frage um Tod und Leben in moralischem Sinn zu verwandeln, aus jedem Gegner einen schlechten Menschen, aus jedem Irrthum, oder aus jedem von dem seinigen abweichenden Urtheil eine verabscheuungswerthe Sünde zu machen. Die Grundsätze, für die er kämpfte, sind immer gute gewesen; aber die Art, wie er diese Grundsätze auf die einzelnen Erscheinungen anwendete, war ohne Wahrheit, ohne Billigkeit, ohne Ueberlegung, war oft durch Haß und Leidenschaft bestimmt. Und alle die, welche mit den Grundsätzen einverstanden, nur das Verhältniß der Erscheinungen zu demselben anders und milder beurtheilten, die wurden als Anwälte der Schlechtigkeit und Unsittlichkeit geschmäht, mochten sie auch in anderen Fällen dieselben Grundsätze wiederum mit viel größerer Strenge, als Menzel es für gut befunden, angewendet haben. So wurde denn auf jedem Gebiet, das jene mörderische Kritik berührte, der freie, edle, geistig

fördernde Streit der Anſichten aufgehoben und es blieb nur ein Wetteifer im Verdammen- und Verdächtigen übrig. Mit dem Wohlwollen und der Billigkeit ſchien auch die Geiſteskraft verſchwunden; es war als hätte ein verzehrender Gifthauch der Leidenſchaft alle edlen Blüthen des Geiſtes hingerafft; die Tages-Literatur drohte eine Wüſte zu werden, ausgetrocknet von der ſengenden Hitze eines moraliſchen Fluches, unerfriſcht von den labenden Bächen des Gedankens, und der Wanderer konnte verſchmachten, ehe ihn ein Trunk aus der klaren Quelle eines lauteren, unpartheiiſchen Urtheils erquickte. Und doch handelte es ſich gerade um Anſichten und Urtheile, theils auf dem äſthetiſchen, theils auf dem politiſchen Gebiet, in welchen, bei aller Einſtimmung in den höchſten ſittlichen Grundſätzen eine Abweichung ſehr wohl möglich war, nicht allein bei verſchiedenen Beurtheilern, ſondern auch bei demſelben in verſchiedenen Momenten und Stimmungen. Ich habe in meinem vorigen Briefe einige Stellen aus früheren Kritiken Menzel's angeführt, ich werde daſſelbe vielleicht noch bei anderen Anläſſen thun müſſen. Glaube ja nicht, daß ich hiebei die nichtige, übelwollende Abſicht hege, die Wahrhaftigkeit des Schriftſtellers oder die Conſequenz ſeines Denkens zu verdächtigen. Weit entfernt, auf dieſem Punkte die Freiheit des Urtheils beſchränken zu wollen, möchte ich ſie vielmehr erweitert ſehen. Kämen wir doch zu der Unbefangenheit und Wahrheitsliebe, daß Jeder

gern den erkannten Irrthum bekennte und ſich des Fortſchrittes an Einſicht freute! Die Erreichung dieſes ſchönen Zieles ſollte eher erleichtert werden als erſchwert durch den oft ungerechten Vorwurf des Wankelmuths. Aber die große Lehre, die wir aus ſolchem Wechſel des Urtheils bei einem und demſelben Manne ziehen ſollen — eine Lehre, die gerade Menzel mehr als irgend einer zu beherzigen Grund hätte — iſt die, wie verſchieden ſich ſo manche Dinge ſelbſt dem Aufrichtigen in verſchiedener Stimmung, auf verſchiedenem Standpunkte zeigen, und wie verkehrt es deshalb iſt, aus einer Verſchiedenheit der Meinung, aus der abweichenden Beurtheilung eines Menſchen, eines Schriftſtellers, eines Verhältniſſes, aus den widerſprechenden Reſultaten, welche die Anwendung ſelbſt gleicher ſittlicher Grundſätze auf dieſelben Thatſachen dennoch nur allzuleicht ergiebt, einen tiefen, unverſöhnlichen Zwieſpalt, einen moraliſchen Vertilgungskrieg zu machen. Einen Autor mit ſeinen früheren Meinungen und Urtheilen widerlegen wollen, das wäre eine kleinliche, bedeutungsloſe, perſönliche Art der Polemik, da jeder Autor vollkommen berechtigt iſt, Meinung und Urtheil zu ändern und zumal zu läutern. Wenn aber Einer einſt mit tiefſter Verachtung von ſich gewieſen, wenn er als ehrlos geſchmäht hat, was er jetzt gut heißt und ſelber ausübt, wenn er gehoben und geprieſen hat, was er jetzt, ſelbſt in weit mäßigerer Weiſe ausgeſprochen, nicht beſtreitet und widerlegt, ſondern blind

verdammt und ſittlich verdächtigt: ſo ſollte er mindeſtens einſehen, daß er dieſen Verdammungsurtheilen ſchon im Voraus den Stachel genommen hat, ja daß dieſer ſich gegen ihn ſelber kehrt. Meinung und Urtheil darf man ändern; aber was an ihnen dem Wechſel unterliegt, das darf die höchſten ſittlichen Grundſätze, die Grundlage alles Menſchenwerthes nicht berühren, das muß den innerſten Kern der Geſinnung, das Ewige und Unabänderliche unangetaſtet laſſen. Darum hüte man ſich aber auch ſorgfältig, dieſes Höchſte für betheiligt und für gefährdet zu erklären, da wo es ſich noch um Fragen handelt, bei denen der Meinung, dem Irrthum ihre Freiheit zu laſſen iſt, und bei denen wir für ein unverbrüchliches Verharren bei der eignen Anſicht nicht einſtehen können.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit einem anderen, viel bedeutſamern Moment der Polemik: ich meine, mit der Berufung auf die Ausſprüche großer Männer, die unſere Zeit als ihre Lehrer und ihre Muſter verehrt. Nicht als Orakel ſollen ſolche Ausſprüche gelten, denen unſer Urtheil müſſe unterworfen werden; nur Gründe, nicht Anſehen, ſollen für die Wahrheit entſcheiden. Aber dieſe Ausſprüche ſollen, wenn ſie der eignen Meinung entgegentreten, uns zur Beſonnenheit, zur Mäßigung, zur ernſten Prüfung und beſcheidenen Begränzung unſerer Anſichten leiten; ſie ſollen uns warnen, daß wir nicht anklagen und verurtheilen, ſtatt zu widerlegen. Die Geiſter der großen Abge-

ſchiedenen ſollen zwiſchen unſere Streitigkeiten treten, nicht zu entſcheiden, aber zu beruhigen und zu läutern, nicht unſer Urtheil zu feſſeln, aber unſere Leidenſchaften, nicht unſere kämpfenden Meinungen zu verſöhnen, — das muß der Wahrheit überlaſſen bleiben — aber unſere Gemüther, die der Haß zu vergiften droht. Nicht als Bürgen für die Wahrheit ſollen wir die Anſichten großer Männer annehmen, ſondern nur als Bürgen für den Irrthum oder für das, was uns als Irrthum erſcheint; ſie ſollen uns zu der Erkenntniß bringen, daß eine von der unſrigen ſcharf abweichende Meinung eine aufrichtige und reine ſein, daß ſie auf edlem, ſittlichem Grunde ruhen könne. In dieſem Sinne iſt es wohl vergönnt, die Streitenden unſerer Tage auf die Ueberzeugungen großer Geiſter einer früheren Zeit zu verweiſen.

Wie Menzel auf dem politiſchen und wie er auf dem religiöſen Gebiete die Geſinnungen verdammt und den Character verdächtigt hat, ſtatt die Anſichten zu beſtreiten, wie er dabei nicht ſelten an dem Einen — je nach ſeiner Stimmung und Leidenſchaft — bis zur Hölle verdammt hat, was er an den anderen entſchuldigt hatte: davon ein anderes Mal; hier will ich mich auf einzelne Züge ſeiner äſthetiſch-moraliſchen Polemik beſchränken. Bekanntlich hat Menzel, der in neuerer Zeit einen Theil der gleichzeitigen Literatur mit ſo ungeheurer Gehäſſigkeit der gefliſſentlichen Verführung zur Unſittlichkeit angeklagt und leider für gut

befunden hat, in diese Anklage die dabei höchst unschuldige Sache des Judenthums zu verwickeln, — bekanntlich hat derselbe früher den gerade entgegengesetzten Fehler, die literarische »Prüderie« wie er sie nannte, die übertugendhafte, entsagende Empfindsamkeit mit dem bittersten, höhnendsten Spotte verfolgt. Nun ist es freilich an sich löblich, die Mitte zwischen den Extremen zu behaupten und sie beide in ihren Uebertreibungen die Schärfe des unbefangenen Urtheils fühlen zu lassen. Nur muß dann der Standpunkt ein wirklich unpartheiischer, billiger, vermittelnder sein; nur darf man sich nicht jedes Mal in das eine der Extreme stellen, um das Andere zu bekämpfen, nicht in seiner rechten Mitte die Uebertreibung der äußersten Ansichten noch überbieten. Von den extremen Meinungen ist man gewohnt Mäßigung und Unpartheilichkeit gar nicht zu erwarten; es versteht sich bei ihnen, daß sie von der einen Seite alles verdammen, von der anderen alles gut heißen; man weiß, wessen man sich zu ihnen zu versehen hat; Gränzbestimmungen sind nicht ihre Sache, da sie keine Gränze kennen, als die äußerste, die keiner Feststellung bedarf, da nichts jenseits liegt. An Den aber, welcher von einem mittleren Standpunkte aus nach beiden Seiten seine Angriffe richtet, muß man die doppelte Forderung stellen, daß er die Gränzlinie, die er behauptet, genau bezeichne und sie, wo sie verrückt oder bestritten worden, durch sorgfältige Begriffsbestimmungen vertheidige oder wie-

derherſtelle, und daß er Diejenigen, welche dieſelbe rechte Mitte etwas mehr nach der einen oder der andern Seite hin zu erblicken glauben, oder welche gar nur von den Erſcheinungen, die ſich in dem weiten Raume bewegen, einige anders beurtheilen und unterordnen, als er — daß er dieſe belehre, überzeuge, aber nicht verdamme. Von dem Allen hat Menzel gerade das Gegentheil gethan; er hat wirklich ſeine rechte Mitte in einer Weiſe verfochten, welche die Härte, die Unbilligkeit und Leidenſchaftlichkeit beider Extreme abwechſelnd überbietet. Die ſchwierige Frage namentlich, wo im Gebiete der Poeſie die Gränze des ſittlich Erlaubten iſt, und wo ihre Ueberſchreitung beginnt, hat er viel weniger durch ſorgfältige Unterſuchungen, als durch Machtſprüche gelöſt, die er, wenn ſie angegriffen worden, früher durch beißenden Witz, ſpäter durch Verdammungen und Gehäſſigkeiten unterſtützte. Und doch iſt gerade dieſes ein Punkt, wo die Redlichſten und Reinſten, die in der Wirklichkeit des Lebens nie über den ſittlichen Character einer Handlung uneinig ſein würden, in ihren Meinungen, ſowohl was die Principien ſelbſt, als was ihre Anwendung auf einzelne Erſcheinungen angeht, weit auseinandergehen. Menzel z. B. findet in vielen Dichtungen Goethe's die Forderungen der Zucht und Sitte verletzt, während er Wieland von demſelben Vorwurf vollkommen freiſpricht und in ihm nichts als natürlichen, leichten Sinn und Scherz erblickt. (S. beſon-

ders die deutſche Literatur, Thl. III. S. 267 — 276.) Diejenigen, die über Wieland ſtrenger urtheilen, werden als »neu-altdeutſche Nazarener und Seufzerer«, als »mittel-alterliche Affen«, auch in einem dieſem ſonſt ſo keuſchen Kritiker ganz eigenthümlichen Geſchmack als »prüde Hämlinge der Jetztzeit« bezeichnet, die den guten Wieland mit »hängendem Maule und blinzenden Augen und gefaltenen Händen verläſtern«. Welche gehäſſige moraliſche Anklagen Menzel von der andern Seite gegen die Verehrer Goethe's erhoben hat, iſt ja bekannt genug. Nun ſind Viele, denen ich, ohne auf meine Anſicht irgend Werth zu legen, beizuſtimmen geneigt bin, hierüber ganz anderer Meinung. Sie finden, ohne darum einer gehäſſigen und unduldſamen Anſicht gegen den liebenswürdigen Wieland Raum geben zu wollen, doch, daß einige ſeiner Dichtungen von dem Vorwurfe, daß ſie in der Erregung lüſterner Empfindungen einen Reiz ſuchen, weniger freizuſprechen ſind, als manche angefochtene Goethe'ſche Schöpfung; ſie ſehen mehr wahre Natur und Naivetät in den getadelten Scenen bei Goethe, als in den in Schutz genommenen bei Wieland. Iſt nun aber etwa dieſe Meinungsverſchiedenheit eine Frage der Sittlichkeit? Sind die, welche anders als Menzel, über Goethe und Wieland denken, darum ſittlicher, oder ſind ſie darum weniger ſittlich als er? Hat nicht die Verſchiedenheit des Urtheils ihren Grund allein in der äſthetiſchen Auffaſſung? Ich kann

gerade hier Menzel'n einen Gewährsmann anführen, den er wenigstens als sittliche Autorität nicht wird zurückweisen wollen; denn es ist kein geringerer als Schiller, der im Laufe einer eben dieser Frage gewidmeten, sorgfältigen, vortrefflichen Untersuchung den Römischen und den Deutschen Properz, also Goethe und namentlich seine Elegieen von jedem Vorwurfe dieser Art freispricht, nicht aber den Römischen und den Deutschen Ovid, den Verfasser der Musarion, also Wieland. (Die Stelle findet sich in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung im 12. Band der neuesten Ausgabe von Schillers Werken, S. 233 und 234, besonders in der Note.) Es wird hier mit inniger Hochachtung und Zuneigung über Wieland geurtheilet; es wird der Tadel selbst theilweise in die schonende Form des Zweifels gehüllt, und mit einer Bescheidenheit, vor der man die Augen niederschlagen muß, wenn man bedenkt, daß Schiller der Redende ist, und wenn man sich dabei der Art und Weise der Kritiker unserer Tage erinnert, wird der Wunsch geäußert, über die Frage, um die es sich handelt, ein verständiges Urtheil zu hören. Bei allem dem aber ist es dennoch ein Tadel, und ein ernsthafter, wenn auch kein harter Tadel, der über Wieland verhängt wird; denn seine »verführerischen Gemälde« werden, wie die eines Crebillon, Voltaire und Anderer »einer Entschuldigung durchaus für unfähig« gehalten. In der-

ſelben Abhandlung wird vorher ſchon (S. 226) Goethe als der Dichter bezeichnet, »in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt«; wie es denn überhaupt, wenn man die verſchiedenen, bekannt gewordenen Aeußerungen Schiller's über Goethe zuſammenhält, nicht wohl bezweifelt werden kann, daß er die Freiſprechung, die hier ausdrücklich nur den Elegieen zu Theil wird, auch auf andere, von der moraliſchen Seite angefochtene Dichtungen Goethe's unbedenklich übertragen haben würde. Dagegen beurtheilt Schiller wiederum u. A. (S. 229) den durch Menzel (a. a. O. S. 282) äußerſt milde behandelten Thümmel ziemlich ſtrenge, indem er ſagt, daß es ſeinem Roman (die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich) »an äſthetiſcher Würde fehle«, und daß er »dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich« werde. Nun kann durchaus nicht verlangt werden, daß Menzel ſeine Meinung vor dieſer, wenn auch geiſtig und ſittlich noch ſo hohen, doch immer nicht unfehlbaren Autorität zurückziehe. Was aber von ihm verlangt werden kann, iſt das, daß er nicht allein in dieſem Fall, ſondern in zahlreichen verwandten Fällen, wo ihm eben kein Schiller, aber auch mancher ehrliche Mann gegenüber ſteht, die Gewiſſenhaftigkeit, die ſittliche Lauterkeit der abweichenden Urtheile anerkenne. Menzel wird es bei einiger ruhiger Ueberlegung ſchwerlich in Abrede ſtellen, daß dieſelbe Verſchiedenartigkeit des an dichteriſche Schöpfungen

gelegten äſthetiſch-ſittlichen Maßſtabs, die hier ſo abweichende Urtheile erzeugt, auch noch auf vielen anderen Puncten, wo er mit einer an Wuth gränzenden Gehäſſigkeit bald angeklagt, bald Anklagen zurückgewieſen hat, hier eine ſtrengere, dort eine mildere Auffaſſung, als die ſeinige, zu Wege bringen müſſe, ohne daß in dem einen wie in dem andern Fall der ſittliche Character der Urtheilenden bei dem milderen Urtheil im geringſten in Frage käme. Einige dieſer Gegenſätze mögen zum Beiſpiele dienen. Menzel zeigt ſich ſehr gelinde in der Beurtheilung der komiſchen Ehebrüche und ähnlicher Dinge in den Erzählungen Langbein's und Anderer aus der alten Schule (S. d. d. Lit. Thl. 4 S. 80 — 83 oder Literaturblatt v. 1835 No. 76) welche ſtrengeren Richtern, oder beſſer ſolchen, die von einem verſchiedenen Princip ausgehen, für höchſt tadelnswerth gelten und für ſo verführeriſch, wie es das Talent der Verfaſſer eben zuließ. Auch das unſittliche Element der alt-franzöſiſchen Schule iſt derſelbe geneigt, durch die Grazie, die es begleitet, wenigſtens zu entſchuldigen. Dagegen findet er in der neu-franzöſiſchen Romantik nichts als Laſter und freche Unſittlichkeit. Ohne in Abrede zu ſtellen, daß manche Erzeugniſſe derſelben von dieſem Vorwurf mit Recht betroffen werden, bin ich doch geneigt, den genialſten, — oder die genialſte — unter den Schriftſtellern dieſer Schule wider das Verdammungsurtheil theilweiſe in Schutz zu nehmen.

Du kannſt denken, daß ich von George Sand rede, und wirſt auch wiſſen, daß es gerade dieſe iſt, die das Literaturblatt ſeit Jahren mit beſonderer Vorliebe und mit einer Rohheit ſchmäht, welche meines Erachtens ſchon die Höhe des Talents, der Zauber dichteriſcher Anmuth, der liebliche Reiz der Sprache, die viele ihrer Dichtungen ſchmücken, in etwas hätte mildern ſollen. Ich brauche übrigens nicht lange zu ſuchen, um auch auf dieſem Punkte, ſo wenig es da auch erwartet werden ſollte, einen äußeren Anlaß für mich zu finden, dieſen Fehdehandſchuh aufzunehmen. Eine der hieher gehörigen Recenſionen des Literaturblatts (1840 No. 31) beginnt nemlich mit den Worten: »Nachdem Mad. Dudevant bei'm jungen Frankreich, Deutſchland und Paläſtina den größten Ruhm, ja die Vergötterung erlangt hat«. Da haben wir's: »Beim jungen Paläſtina«. Alſo die Juden ſollen zu den Verehrern der Mad. Dudevant gehören. Der naiven, ſo oft vergeblich gethanen Frage nach dem thatſächlichen Grunde ſolcher Behauptungen bin ich müde geworden, da es nun einmal feſtſteht, daß, wo eine Gehäſſigkeit ſoll befriedigt werden, die Juden unentbehrlich ſind. Ich will mich indeſſen hiedurch nicht abſchrecken laſſen, auf die Gefahr hin, daß ein ganzes junges Paläſtina aus mir gemacht und die alte Schändlichkeit wiederholt wird, für die perſönliche Meinung des Einzelnen ſeine Religion und ihre Bekenner verantwortlich zu machen, offen zu ge-

ſtehen, daß meine äſthetiſche Anſicht von den Romanen G. Sand's ſich die Freiheit nimmt, eine andere als die des Herrn Menzel zu ſein. Ich will meine Bemerkungen darüber zunächſt an den weiteren Inhalt derſelben Recenſion, deren erbaulichen Eingang ich eben mitgetheilt habe, knüpfen. »Ihre Romane ſtrotzen von ſchmutzigen Verbrechen und Unzucht, und wenn ſie ſich aus dem Pfuhl des niedrigſten Laſters bis zum Philoſophiren erheben, ſo geſchieht es nur, um die Religion zu läſtern und vor der Moral die freche Gebehrde des Mephiſtopheles zu machen. Aber iſt ihre ganze Erſcheinung wohl irgend ſo liebenswürdig, daß man ſie entſchuldigen könnte, wie die La Vallière und die Magdalenetten Alle — —. Nein, in den Laſtern der Mad. Dudevant iſt nichts von jener alt-franzöſiſchen Grazie, nichts von Amors Scherzen, nichts von ſchalkhaft lächelnder Sinnlichkeit, nichts von jungem, durch Schönheit unwiderſtehlich um Verzeihung bittenden Leichtſinn, nichts von liebkoſendem den Ernſt anmuthsvoll wegtändelndem Witze, nichts von all den lieblich verführeriſchen Masken, wohinter das alte Frankreich ſeine Laſter verbarg. Bei Mad. Dudevant iſt alles offene, freche Proſtitution, die Wolluſt tritt mit finſterer Miene am Arm des Verbrechens einher und fordert kaltblütig die Tugend heraus. Deshalb bezeichnet die Bewunderung, die man ihr zollt, nur die tiefe Stufe, auf die das ſittliche und das äſthetiſche Urtheil in unſerer Zeit herabgeſunken iſt.«

Betrachtet man den Gedankengang dieſes harten Verdammungs-Urtheils über G. Sand und über den ihr gezollten Beifall genauer, ſo ergiebt ſich, daß die moraliſche Verurtheilung auf der äſthetiſchen beruht und durch ſie bedingt wird. Es wird ja zugegeben, daß die Schönheit die Strenge des Urtheils über das Unſittliche mildere, daß Liebenswürdigkeit zur Entſchuldigung ſelbſt des Laſters uns in etwas geneigt machen dürfe. Nur darum, weil der Kritiker in dieſen Romanen ſo gar nichts Schönes, gar nichts Liebenswürdiges findet, ſtellt er ihre Bewunderer auf eine ſo tiefe Stufe des ſittlichen wie des äſthetiſchen Urtheils. Gegen die Schlußfolge iſt nichts einzuwenden. Wer da Befriedigung findet, wo der Stoff ein unſittlicher, ein rein ſinnlicher iſt, und wo keine erhebende und verklärende Schönheit der Form mit dem Stoffe verſöhnt, mit deſſen ſittlichem Urtheil muß es allerdings eben ſo dürftig wie mit ſeinem äſthetiſchen beſchaffen ſein. Allein das ſteht ja gar nicht in Frage und wird von Keinem, mit dem es der Mühe werth iſt zu ſtreiten, geläugnet. Alle Meinungs-Verſchiedenheit bezieht ſich ja eben lediglich auf die Vorfragen, erſtens, ob die fraglichen Productionen denn wirklich ſo ohne alle Milderung und Entſchuldigung unſittlich ſind, wie behauptet wird, zweitens, falls man hierin übereinſtimmt, ob denn gar nichts von Kunſt, von Geiſt, von Schönheit in ihnen ſei, was die herbe Strenge des Urtheils ein wenig entwaffnen, was ihr

einige Milde, ein wenig Gnade und Verzeihung abgewinnen, was den ernsten Stirnfalten ein leichtes Lächeln des Wohlgefallens und der Nachsicht entlocken könnte. Hat man einmal eingeräumt, daß Schönheit ein Milderungsgrund sein dürfe, daß eine Begnadigung des tadelnswerthen Inhalts ob der Anmuth der Form statthaft sei, so sollte man auch so billig sein anzuerkennen, daß die Vorfrage zur Würdigung des moralischen Urtheils über ein Kunstwerk eine ästhetische ist, und daß, wenn Einer darum gelinder über eine Dichtung urtheilt, weil er ihr — sei es auch aus reinem Irrthum — hohe Vorzüge von Seiten der Schönheit zuschreibt, darum immer doch nur sein ästhetisches, nicht aber sein moralisches Urtheil, als verwerflich erscheint.

Da ich mich auf diesem Gebiete, wenn auch von der moralischen Seite vollkommen sicher, doch von der ästhetischen Seite ziemlich unsicher fühle und daher gern auf fremde Meinungen berufe, so erlaube mir, daß ich unter vielen Urtheilen, die hierher gehören, wenigstens eins anführe, das ich, ohne den Urheber zu kennen, für ein bedeutendes halte und das einen für die hier besprochene Frage interessanten und lehrreichen Gegensatz zu dem Urtheil Menzel's bildet. Ich rede von einem sehr gut geschriebenen Aufsatz über G. Sand, der aus dem Morgenblatt in die Augsburger allgemeine Zeitung vom 1. Februar 1840 übergegangen ist. Der Verfasser urtheilt über die früheren

Schriften G. Sand's in sittlicher Hinsicht ganz eben so strenge, wie Menzel; nur daß er auf die sittliche Umwandlung, die sich in ihren späteren Schriften kund thue, und die er dem Einflusse von Chateaubriand und De Lamennais zuschreibt, großen Werth legt, während Menzel von dieser Umwandlung durchaus nichts wissen will. Aber nichts desto weniger findet er in eben jenen früheren Schriften, in Betreff deren er bedauert, »daß ein so schönes Talent sich im Schmutze wälzen möge,« doch »ein seltenes, herrliches Talent;« er erkennt »die mächtige Inspiration, das tiefe glühende Gefühl, das ihr Gott verlieh,« an. »Allerdings« heißt es weiter, »ist Form und Sprache darin »sehr reizend, ich möchte sagen berauschend, Bilder »auf Bilder drängen sich darin mit jugendlicher Schöpfungsluft, die ganze äußere Natur spiegelt sich darin »mit entzückender Wahrheit und Fülle; alle wilde Leidenschaft ist mit hinreißender Farbe und Gluth gemalt und manchmal dringen aus diesen zarten Melodieen kühne und furchtbare Accorde hervor; sie »erinnern an manche düstere Worte Dante's.« — Das klingt denn nun freili bei aller sittlichen Strenge ganz anders, als wenn nach Menzel alles nur »offene, freche Prostitution« ist. Von der moralischen Seite ist hier das Urtheil noch strenger, als bei Menzel; denn obgleich die höchsten künstlerischen Vorzüge anerkannt werden, sollen sie doch als Entschuldigungsgründe für das Verwerfliche nicht gelten

dürfen. Vor einem ſolchen Maßſtabe würde ſicher auch die Liebenswürdigkeit der Lavalliere und der anderen Magdalenetten, die Anmuth der alt-franzöſiſchen Laſter und ſelbſt die Anklänge der Lüſternheit bei Wieland keine Gnade gefunden haben; dann iſt es conſequent, auch dem hohen Talente G. Sand's keine angedeihen zu laſſen. Aber Menzel ſollte doch aus Beiſpielen dieſer Art erkennen, wie bei gleicher, ja bei höherer ſittlicher Strenge des Urtheils, wie die ſeinige iſt, doch von Seiten der Kunſt, des Talents und der Schönheit bewundert und geprieſen werden kann, was nach ſeiner Meinung nur bei den auf der tiefſten Stufe des ſittlichen und äſthetiſchen Urtheils Stehenden Bewunderung finden kann.

Was nun zuvörderſt die rein äſthetiſche Frage betrifft, inſofern man dieſe als eine Vorfrage, welche die moraliſche theilweiſe bedinge, will gelten laſſen, ſo iſt es ſchwer, wenn nicht in die allergenaueſten Unterſuchungen ſoll eingegangen werden, hier anders zu verfahren, als daß man ſich auf den Geſchmack Derer berufe, die jene Romane kennen. Daß Menzel ſelbſt den hohen Zauber der Sprache, die unnachahmliche Anmuth und Feinheit des Ausdrucks, in welchen dieſe Schriftſtellerinn den höchſten claſſiſchen Muſtern ihrer Literatur fürwahr nicht nachſteht, ſo ganz und gar nicht empfindet, das erſcheint in der That unbegreiflich, man müßte denn annehmen, daß er ſie nie anders, als in den Ueberſetzungen, die er

recenſirt, geleſen hat: in welchem Falle ihm denn freilich von dieſer Seite auch kein Urtheil zuſteht. Hätte er ſich auch nur an dieſen Schönheiten, für die ihm doch wahrlich ſonſt der Sinn nicht abgeht, erfreut, ſo würde es ihm doch wohl ſchwer geworden ſein, ſeinen Tadel in die von ihm gewählten rauhen Formen zu kleiden und mit Ausdrücken, wie die »Laſterromane,« die »berüchtigte Liederlichkeit« der Mad. D. u. ſ. w. ſo gar freigebig zu ſein. Auch in Betreff der Erfindung, der Situationen, mehr aber noch der Schilderung von Gemüthsſtimmungen und Leidenſchaften, der tiefen und feinen pſychologiſchen Auffaſſung ſcheinen mir dieſe Romane zu den allervorzüglichſten zu gehören. Der Uebergang zu der moraliſchen Frage liegt hier ſehr nahe. Ich finde das geiſtige Element in dieſen Dichtungen ſo vorherrſchend und überwiegend, Form und Behandlung des Stoffes in allen Theilen ſo durchdringend, ich finde eine ſo reiche Fülle von Gedanken und Empfindungen darin, daß ich, welches auch die Natur der Stoffe ſei, einen auf die Sinnlichkeit wirkenden Eindruck bei einem einigermaßen gebildeten Leſer für unmöglich halte. In demſelben Grade, wie ich hier mehr Geiſt, mehr Tiefe, mehr Wahrheit und mehr Schönheit zu entdecken glaube, wie in den moraliſch tadelnswerthen Productionen der alt-franzöſiſchen Schule und in den deutſchen, die dieſen Muſtern nachgebildet ſind, in demſelben Grade finde ich ſie auch weit, weit we-

niger verführerisch. Ich glaube, daß nur ein verderbter oder ein völlig roher Mensch, — und beide werden diese Bücher schwerlich suchen — zur Sinnlichkeit angeregt werden kann durch Dichtungen, wie Rousseau's neue Heloise oder die ihr meines Erachtens in Manchem sehr nahe kommenden Romane G. Sand's; durch die Schilderung der ungeheuren, tragischen Gewalt der Leidenschaft mit ihrem augenblicklichen Rausch und ihrem endlosen Weh, mit ihrer dämonischen Macht und dem sicheren, unwiderbringlichen Untergange ihrer blinden Opfer. Hier ist nicht die »Wollust und der Teufel dazu« gemalt, »um den Frommen zugleich und den Kindern der Welt zu gefallen,« sondern hier ist der Teufel in die Wollust selber hineingemalt; hier sind beide eins in unauflöslicher Verbindung; hier ist mitten in der allerdings mit den glühendsten Farben gemalten Leidenschaft der Sinne und der Phantasie der nagende Wurm der Reue, der Keim des unausbleiblichen Verderbens deutlich sichtbar, über welche jene in Schutz genommenen, scherzhaften Darstellungen der Sünde leicht hinweglächeln und hinwegtändeln. Es kömmt hier nun freilich zum Theil auf die Ermittelung des Thatbestandes der angefochtenen Romane, auf die Beschaffenheit des corpus delicti an, und es ist seltsam genug, wie selbst hier, wo es sich doch nur darum handelt, zu sehen und zu lesen, um die Grundlage des Urtheils zu gewinnen, die Auffassung eine so verschiedene

ſein kann. Eine der härteſten, oft wiederholten Anklagen Menzel's gegen G. Sand iſt die, daß bei ihr das Laſter immer ſiege. »Ihr iſt« — ſo lautet eine Aeußerung dieſer Art (Literaturblatt v. 1836 Nr. 73 bei Gelegenheit einer Recenſion über Victor Hugo) »jede Tugend nur eine Dummheit, die ihre »Strafe nach ſich zieht, das Laſter allein iſt ihr das »Natürliche, Schöne, das nach Verdienſt reuſſirt und »triumphirt.« Wenn das ſo wäre, das wäre freilich fürchterlich und keine Höllenſtrafe der Kritik wäre dann ſtreng genug wider die Schriftſtellerinn und ihre Verehrer. Aber ich glaube eben, daß es nicht ſo iſt und muß zur Rechtfertigung meiner Meinung nothwendig in einige Details eingehen über diejenigen von den fraglichen Romanen, die mir bekannt ſind. In Indiana, ſo viel ich weiß, dem früheſten derſelben, wird die Heldinn, an den Rand des tiefſten Verderbens gebracht durch einen ruchloſen, übrigens mit meiſterhafter, abſchreckender Treue characteriſirten Verführer und durch ihre ſtrafbare, thörichte Leidenſchaft, am Schluſſe gerettet durch die erbarmende, ausdauernde Liebe eines idealiſch reinen und edlen Charakters; es läßt ſich gegen die Cataſtrophe vom Geſichtspunkte der Kunſt aus mancherlei einwenden, aber den Triumph des Laſters vermag ich nicht darin zu erkennen. In Leone Leoni, vielleicht dem kraſſeſten unter den Producten der Verfaſſerinn, wird ungefähr daſſelbe Thema noch auf eine höhere Spitze getrieben, blinde,

wahnsinnige Leidenschaft, die ihr ebenso unglückliches, wie schuldiges Opfer mit ehernen Banden an einen Verbrecher fesselt. Wir sehen das Opfer aus dem tiefen Verderben, in das es schon versunken war, sich noch zum letzten Male einen Augenblick erheben; der jähe, eigenthümliche Schluß des Romans entrückt es dann unsern Augen, und wir ahnen sein letztes Versinken in den rettungslosen Abgrund. Von Uebertreibung ist dieser Roman schwerlich frei zu sprechen; aber den Triumph des Lasters finde ich nicht darin, man müßte denn Elend und Wahnsinn für Triumphe halten. — In Valentine geht das schuldige Paar, dessen Schuld fürwahr nicht ohne Milderungsgründe ist, in dem ersten Augenblicke, wo es Hoffnung hat, seiner Neigung froh zu werden, zu Grunde, so daß hier den allerstrengsten Forderungen der poetischen Gerechtigkeit vollkommen Genüge geschieht. — In Jacques ist freilich die Resignation der Tugend, in der Person des Ehemanns, wenn auch theilweise begründet durch einen hypochondrischen Character, durch krankhafte Schonung wider fremde Schwächen, durch Reue über ein ohne echten Einklang der Seelen geschlossenes Bündniß, doch immer sehr zu tadeln. Wessen Phantasie aber da, wo der Vorhang dieses Romans durch den angedeuteten Selbstmord des Helden vor unseren Augen fällt, sich den Triumph, das Glück, den Lebens- und Liebes-Genuß des schuldigen Paares ausmalt, der hat allein seine Phantasie anzu-

klagen, nicht den Roman, dey er nicht verſtanden hat, und deſſen Anlage weit mehr auf dauernde Reue, auf ein verlornes Leben hindeutet. Jedenfalls könnte hier der Triumph des Laſters nur in der, nach meiner Ueberzeugung, Einbildung des Leſers ſeinen Sitz haben. In André geht ein reiner und edler weiblicher Character bloß deshalb zu Grunde, weil er das Unglück gehabt hat, durch die Liebe eines ſchwächern Mannes gewonnen zu werden; man kann in der That hier der Verfaſſerin nichts weniger vorwerfen, als daß ſie den Schwächen ihrer Helden, auch den verzeihlichſten, ein allzumildes Loos bereite. — Selbſt in Lelia, einem allerdings auch nach meiner Anſicht verwerflichen, ſeiner äſthetiſchen wie ſeiner moraliſchen Aufgabe nach verfehlten Product, das allein durch die Schönheit der Sprache lesbar iſt, kann nicht vom Triumphiren des Laſters die Rede ſein; denn die ſophiſtiſche Heldinn und der klägliche Held gehen beide jämmerlich zu Grunde. — Von den anderen namentlich ſpäteren, von der moraliſchen Seite ganz unangefochtenen Werken der Verfaſſerinn brauche ich hier nicht zu reden. Es kommt nun freilich darauf an, wer von uns Beiden nicht zu leſen verſteht, ob der Kritiker, von dem jene gränzenloſen Schmähungen dieſer Dichterinn ausgegangen ſind, oder ich, der ich ſie milder beurtheile. Möglich, daß ich der Irrende bin; aber wie dem auch ſei, darüber bin ich jedenfalls ſehr ruhig, daß der Irrthum nur

ein Irrthum des Verſtandes, nicht des Herzens, des Kunſturtheils, nicht des moraliſchen Urtheils iſt. Schwieriger, als dieſe Frage des Thatbeſtandes, iſt eine andere, die mehr ein Princip angeht. Ein Vorwurf, der den hier in Rede ſtehenden Romanen und anderen Productionen der neueren Zeit wiederholt auch von gemäßigteren Tadlern iſt gemacht worden, und der jedenfalls der ernſteſten Erwägung werth iſt, iſt der, daß ſie die Bekämpfung heiliger Einrichtungen der Geſellſchaft, namentlich der heiligſten unter ihnen, der Ehe, ſich zur Aufgabe ſetzen. Ueber dieſen Punkt wäre mir ein gründliches, unparteiiſches Urtheil eines Einſichtsvolleren ſehr wünſchenswerth; allein ich kenne bisher kein ſolches. Erlaube mir daher, daß ich einſtweilen, ſtets gerne bereit, mich eines Beſſeren belehren zu laſſen, eine mildere Anſicht über den fraglichen Zug der modernen Romantik, beſonders bei G. Sand, vertheidigend darlege. Die bürgerliche Geſellſchaft in ihrer ſittlichen Nothwendigkeit, in der Unantaſtbarkeit ihrer Inſtitutionen, erſcheint hier als die ewige Schranke, als die gewaltige, unwiderſtehliche Macht, gegen welche die Leidenſchaft des Helden vergeblich ankämpft; ſie bedeutet die allgemeine, unerſchütterliche Ordnung der Dinge, an welcher ſich der Ungeſtüm des Widerſtandes bricht und an deren eherner Härte die rettungslos zerſchellen, die ſie umſtoßen, die ſich der Herrſchaft ihres Geſetzes entziehen wollen. Sie iſt in dem modernen Roman Das, was das Fatum

in der Tragödie der Alten. Wie hier der Kampf des Helden gegen das Schickſal, ſein Ungeſtüm und ſein Untergang in dieſem Kampfe die Aufgabe des Dichters iſt, ſo iſt es dort der blinde, vergebliche Kampf der Leidenſchaft wider die bürgerliche Ordnung und ihr Geſetz, und der Untergang in dieſem Kampfe. So wenig man nun von der antiken Tragödie ſagen kann, daß ſie gegen die Idee des Schickſals gerichtet iſt, mag ſie auch noch ſo ſehr unſere Theilnahme für den ringenden Helden zu gewinnen ſtreben, eben ſo wenig ſollte man billiger Weiſe von dieſer Art der modernen Romantik ſagen, daß ſie gegen die bürgerliche Ordnung, gegen die Ehe gerichtet iſt, wenn ſie auch allerdings für den ohnmächtigen Kampf wider dieſelbe, für die meiſtentheils ſchuldigen Opfer der eigenen Leidenſchaft in hohem Grade unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Man ſollte nicht vergeſſen, daß auch die edelſten Dichter der neueren Zeit, wenn auch nicht in den höchſten und vollendetſten ihrer Productionen, dieſen Kampf wider die Schranken der bürgerlichen Ordnung zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen gemacht haben. Ich will hier nur an Schiller's Räuber erinnern. Ich verlange nicht, daß man einer hohen Autorität wegen die Mängel dieſer Arbeit verkenne, daß man ſie den ſpäteren, reinſten und erhabenſten Schöpfungen eines göttlichen Genius gleichſtelle; ich bin es zufrieden, daß man ſie als ein Werk des ungeſtümen Feuers der Jugend entſchuldige; aber

wenn Einer tiefe Verworfenheit, ſittliche Niedrigkeit, von der man nicht auferſteht, die keine Jugend und kein Genius ſühnt, darin finden wollte, dann würden gewiß die Herzen aller begeiſterten Verehrer des großen vaterländiſchen Dichters über ſolche Läſterung empört ſein und tauſend entrüſtete Stimmen würden ſich dawider erheben; auch Menzel würde ſicher nicht zurück bleiben, deſſen tiefe Verehrung vor der Schillerſchen Muſe ja zu den ſchönſten Zügen ſeiner Kritik gehört. Und doch, wenn man die Darſtellung des wilden verderblichen Ringens gegen die Heiligkeit der bürgerlichen Ordnung, wie der neuere Roman ſie giebt, als eine abſolut unſittliche verwirft und nichts anders als eine zerſtörende Tendenz darin erkennt, ſo ſehe ich nicht ein, warum man nicht, ganz mit demſelben Maßſtabe meſſend, in den Räubern einen Angriff auf die Geſetze zum Schutz des Eigenthums, eine Apologie des Raubes und der Plünderung erblicken ſoll, wie es denn ja wirklich ehrliche Leute gegeben hat, die die Sache ungefähr ſo angeſehen haben. Wenn man aber, ohne in dieſes alberne Extrem zu verfallen, doch in der fraglichen Dichtung, wie überhaupt in der poetiſchen Richtung der Zeit, in deren Boden ſie wurzelt, wirklich einen gewiſſen Geiſt des Widerſtrebens gegen die bürgerliche Ordnung finden, wenn man behaupten wollte, daß dem zum tragiſchen Stoffe auserſehenen Kampfe wider dieſelbe allerdings ein verwandter Ton im Gemüthe des Dichters entſpricht,

eine erregbare Saite ſympathetiſch anklingt, wer möchte auch dann ſo blind verwerfen und verdammen, ſtatt zu erläutern und zu entſchuldigen, wo es ſich freilich um eine jugendliche Verwirrung, aber doch um die des erhabenſten Geiſtes, der die vaterländiſche Poeſie verherrlicht hat, handelt? Ich glaube, es iſt nicht ſchwer, jene eigenthümliche Gemüths-Stimmung, oder wenn Du willſt, Verſtimmung, der dieſe Dichtung entſproſſen, bis zu ihrer Quelle zu verfolgen. Weil die bürgerliche Ordnung der damaligen Zeit ſo manches dem natürlichen, ewigen Rechte, der Freiheit, der Menſchenwürde und dem Menſchenadel Widerſprechende in ſich trug, glaubte die edle, aber regelloſe Phantaſie des Dichters, das Freie, das Natürliche, das Edle außerhalb der bürgerlichen Ordnung, außerhalb der Geſellſchaft und ihrer Geſetze, inmitten der durch ſie Verſtoßenen und Geächteten ſuchen zu dürfen. Das war ein Fehlgriff, ein Irrthum, welche die fortſchreitende Bildung des Dichters ſehr bald als ſolche erkannt und ſich von ihnen befreit hat; aber es war kein Verbrechen. Ich nehme eine ähnliche Entſchuldigung für G. Sand und für die Romane, die den Kampf wider den heiligen Mittelpunkt unſeres ſocialen Lebens, wider die Ehe, ſchildern, in Anſpruch. So wie dort, kann man auch hier das Unglück haben, in einſeitiger Betrachtung allein die Schattenſeite in's Auge zu faſſen, und kann durch die Uebertreibung der Mängel des Beſtehenden zu einem falſchen und

täuschenden, aber darum nicht verbrecherischen Extrem der poetischen Phantasie getrieben werden. Weil Ehen existiren können, die, durch bloße Convenienz geknüpft, des wahrhaft bindenden und heiligenden Moments, des innigsten Einklangs der Gemüther, der Liebe ermangeln, so wird hier die wahre, innige, freie Empfindung vorzugsweise außerhalb der Ehe, wie dort das freie, edle, männliche Bewußtsein außerhalb der Schranken des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung gesucht. Daß Beide im Kampfe mit dem Unabänderlichen und Unerschütterlichen untergehen, das ist ein Opfer, das die Poesie eben sowohl wie die Moral fordert, und wodurch sie, ohne der Moral eine geflissentliche Concession zu machen, vielmehr aus eigener innerer Nothwendigkeit deren Herrschaft anerkennt: denn jeder Dichter wird fühlen, daß eben der Untergang in solchen Fällen seinen Helden die Theilnahme erhalten kann, die der Sieg ihnen unwiderbringlich entziehen würde. Das scheint mir überhaupt unzweifelhaft, daß diese ganze Auffassungsweise nicht allein eine politisch und moralisch falsche, sondern auch eine in poetischer Hinsicht untergeordnete ist, über die jeder rechte Dichter früher oder später hinauskommen muß. In Beziehung auf die Wirklichkeit des Lebens braucht es wohl nicht gesagt zu werden, daß die Lebensaufgabe Derer, welche sich durch Mängel in den bürgerlichen Einrichtungen verletzt fühlen, die ist, nach Veredlung derselben, nach

der Entwickelung des bei ihnen ruhenden höheren, freieren, geistigen Moments zu streben, nicht aber in ohnmächtigem Trotze sich aus aller bürgerlichen Ordnung heraus zu versetzen und ihre nothwendigen, sittlichen Elemente selbst zu verläugnen. Aber auch auf dem Gebiete der Dichtung muß eine reinere und wahrhaftere Anschauung siegen. Gleich wie eine höhere religiöse Ansicht, von welcher auch die Poesie durchdrungen worden, an die Stelle des blinden Schicksals der Alten eine weise Weltordnung, eine liebende Vorsehung gesetzt hat, so hat das Bewußtsein und mit ihm die Poesie jenes eherne Fatum der bürgerlichen Ordnung, wie es der regellosen Leidenschaft erscheint, jene fesselnde Nothwendigkeit der Ehe zumal, durch die Gedanken des freien Gehorsams und der Liebe zu beseelen und der wilde Kampf löst sich auf in Versöhnung, Vertrauen und willige Hingebung. Gewiß ist diese Auffassung keine minder poetische, weil sie eine sittlich höhere ist. Aber die Berechtigung der Poesie, die ästhetische, wie die moralische, ja ihr Bedürfniß, das Moment des Kampfes in ihren Bereich aufzunehmen und eben durch den Kampf zum Frieden und zur Ergebung hinzuleiten, müssen nichts destoweniger behauptet werden.

Ich habe mich unvermerkt viel weiter, als ich wollte, in das ästhetische Gebiet hineingewagt, auf welchem ich mich als einen sehr schwachen Dilettanten fühle und mich mit einem Koryphäen der Kritik, wie

Menzel, sicherlich in keinen Streit einlassen würde, falls es sich bloß um eine ästhetische Frage dabei handelte. Aber wenn aus dem abweichenden, vielleicht irrigen Urtheil über poetische Schöpfungen ein Verbrechen gemacht, wenn statt der kritischen Ansicht der Character verdammt wird, wenn es sich also um Sitte und Ehre handelt, dann muß jeder ehrliche Mann, so gut es eben gehen will, ein Kritiker werden und sich gegen solchen ästhetischen Terrorismus zur Wehr setzen, etwa wie in den Zeiten des politischen Terrorismus jeder friedliche Bürger, der sonst nichts von Politik versteht, ein Politiker wird, weil es sich leicht um seinen Kopf dabei handeln kann. Solchem Schreckens-System gegenüber die Unabhängigkeit des Urtheils zu behaupten, ist jedenfalls keine unwürdige Aufgabe; denn, wenn es sich noch um Tausend Mal Unbedeutenderes, als um ein Paar Romane handelte, so darf sich doch das Urtheil, auch über das Geringfügigste nicht durch Verdammungen und Verdächtigungen einschüchtern lassen.

Ich will Dir schließlich nur noch denselben Wechsel zwischen Strenge und Milde, auf den ich Dich eben aufmerksam gemacht habe, in Beziehung auf den besondern Punkt, von dem ich ausgegangen bin, nachweisen. — Als Heine in dem Nachtrage zu den Reisebildern seine, wenn gleich durch einen Angriff niedriger Art hervorgerufene, dennoch empörende Polemik gegen Platen veröffentlichte, da wendeten sich

die Gemüther Vieler, die sein Talent geliebt und bewundert hatten, von ihm ab; da fühlten Manche die tiefe Gemeinheit der Gesinnung, in die Heine jetzt in seinem Buch über Börne zur Betrübniß aller seiner Freunde und zum Jubel aller seiner Feinde rettungslos versunken ist. Menzel aber, ohne jene Polemik gut zu heißen, fuhr fort, milder über Heine zu urtheilen. Als derselbe in dem ersten Bande des Salons die Memoiren des Herrn v. Schnabelewopski schrieb, da ist vielen gar Manches in diesen Memoiren etwas widerwärtig und schmutzig vorgekommen, so daß sie wünschen, Heine's Talent wäre nie in diese Manier verfallen. Menzel dagegen spendete diesem Product großes Lob, stellte es mit den Erzeugnissen von Cervantes und Smollett zusammen, pries es im Gegensatze des »sentimentalen, trüben, frommthuenden Ernstes unserer Romane« und ermunterte Heine, in dieser Manier fortzufahren (Literaturbl. v. 1834 Nro. 71). Ist es nun irgend einem vernünftigen Menschen unter denen, die damals so viel strenger, als Menzel, urtheilten, eingefallen, deshalb seinen sittlichen Character anzuklagen und aus einer ästhetischen Meinungsverschiedenheit eine moralische Verworfenheit zu machen? Oder wenn Menzel seiner eigenen Polemik, z. B. gegen A. W. Schlegel, Anspielungen beigemischt hat, die nach der strengen Ansicht Mancher die Gränzen literarischer Zucht und Sitte überschritten, hätte darum Einer,

deſſen keuſchere Feder ſich eine ähnliche Unziemlichkeit nie hat zu Schulden kommen laſſen, die Ueberſchreitung der ſchmalen Gränze des Anſtandes, das von dem ſeinigen abweichende Schicklichkeitsgefühl als eine ſittliche Abſcheulichkeit verdammen dürfen? Und wenn nun, als kurz nach den hier angedeuteten Vorgängen jene unerhörte Verfolgung gegen einige junge Schriftſteller ausbrach, manche Männer, von der ſtrengſten, tadelloſeſten Sitte im eigenen Leben und in der eigenen literariſchen Wirkſamkeit, jene geſchmähten Producte milder beurtheilten, wenn ſie in denſelben mehr oder weniger Unreifes, Abgeſchmacktes, äſthetiſch Werthloſes, nicht aber jene empörende Verworfenheit, jene grauenhafte Niederträchtigkeit erblickten, die ihnen Schuld gegeben ward, war irgend Jemand berechtigt, ſtatt das Urtheil und ſeine Gründe zu bekämpfen, den Beurtheiler nicht des Irrthums, ſondern der Beförderung der Unſittlichkeit, wie es durch Menzel geſchehen, anzuklagen? Und wenn eben jene ungewöhnliche, erſtaunliche Art der Verfolgung manche Ehrenmänner zur Milde gegen die Verfolgten geſtimmt hat, ſo hat Menzel freilich dieſes Motiv für verkehrt und unzuläſſig erklärt; doch ich will dem Ehrgefühl der deutſchen Nation gern über dieſen Punct die Entſcheidung überlaſſen.

In allen Dingen aber wollen wir darnach ſtreben, dem Urtheil ſeine gefährdete Unabhängigkeit zu behaupten, dem Streit der Anſichten ſeine zum Theil

eingebüßte geiſtige Würde wieder zu gewinnen. Der Ueberzeugung wollen wir Ueberzeugung, den Gründen Gründe entgegenſetzen; werden wir des Irrthums überführt, ſo wollen wir gern der Wahrheit die Ehre geben und wollen unſere Meinungen ja nicht für unfehlbar halten. Aber der Verdammung und Verdächtigung ſeines Wollens und Strebens, ſeiner ſittlichen Abſicht und Geſinnung halte Jeder, den ein ſicheres, ſittliches Bewußtſein trägt und hebt, das Schild der wohlverdienten Verachtung entgegen.

Dein

W. M.

Neunter Brief.

Februar 1841.

Du machſt mich darauf aufmerkſam, l. F., daß ſo manche Kritiker, über deren Aeußerungen wir uns beſchweren müſſen — und unter ihnen namentlich Menzel — gegen einzelne jüdiſche Schriftſteller in ihren Urtheilen gerecht, ja wohlwollend ſind, während ſie ſich darin gefallen, die Geſammtheit der Juden zu kränken. Ich kann mich nicht entſchließen, ſolchen Kritikern hiefür dankbar zu ſein, zumal da ſie ſelbſt das dem Einzelnen gezollte Lob oft zur Schmähung einer unbeſtimmten Menge benutzen. Ich wünſchte von ganzem Herzen, die Herren beobachteten

das entgegengesetzte Verfahren. Sie mögen uns Einzelne tadeln und schelten, so viel sie wollen; wir können uns vertheidigen und es kann ein ehrlicher Kampf zwischen uns gekämpft werden, in dem Wahrheit und Kraft den Sieg verleihen. Aber das wollen sie eben nicht; sie werfen die Geschosse ihrer Verläumdungen lieber unter die Masse, weil sie wehrlos, weil ihr eine einleuchtende, durchgreifende Rechtfertigung kaum möglich ist, so daß man ziemlich sicher sein kann, daß an ihr von der Verdächtigung immer etwas hängen bleibt. Ist es nun gleich meine Absicht, der Streitfrage diesen vagen Character zu entziehen und sie auf das Feld bestimmter Thatsachen und Persönlichkeiten hinüberzuführen, so würde ich es doch für sehr kleinlich und meinem Zwecke nicht entsprechend halten, wollte ich in diesem Sinne jeden Antheil mustern, den irgend ein obscurer Schriftsteller, der zufällig Jude ist oder zu sein aufgehört hat, an der Literatur unserer Tage genommen hat. Ich verzichte sehr gern auf die Vortheile, die auf diesem Wege für die Diskussion zu gewinnen wären. Ich könnte z. B. Menzel'n, der den Namen eines getauften Juden, welchen er unter seinen Gegnern auftreiben kann, mit solcher Zärtlichkeit hegt und mit solcher Zähheit ausbeutet, nachweisen, daß zwei Recensenten seines Literaturblattes, die in früherer Zeit seinen Eifer gegen die französische Dramatik und Romantik, gegen V. Hugo und G. Sand, getheilt

haben gerade in derſelben Art, wie Heine, Juden ſind d. h. nicht mehr ſind. Ich könnte Denen, die in die Polemik gegen Börne eine ſolche Fülle von Geſchäftigkeit gegen die Juden hineingetragen haben, bemerklich machen, daß zwei der Gegner, mit denen ſich Börne in den ſpäteren Bänden der Briefe zu ſchaffen macht, abermals gerade in der Art Juden ſind, wie Börne ſelbſt. Ich kann die vier Namen nennen, wenn es gefordert wird; aber ich thäte es ungern; denn ich kann es nicht billigen, daß man an Schriftſtellern Eigenſchaften und Lebensverhältniſſe hervorhebe, die ſie als Schriftſteller nie geltend gemacht haben. Auch bewieſe ſolche Anführung freilich viel für die Erbärmlichkeit unſerer Gegner, die denſelben Umſtand, wo er ihrer Gehäſſigkeit dienen konnte, auf die niedrigſte Weiſe benutzt haben, aber ſie würde nicht das geringſte für die Sache bedeuten. Das iſt das Eigenthümliche in dieſem Streite, daß wir uns ſorgfältig hüten müſſen, uns nicht der Waffen unſerer Gegner zu bedienen, ſo trefflich ſie uns auch gegen ſie zu Statten kämen, uns nicht auf einen Boden mit ihnen zu ſtellen. »Antworte dem Thoren nicht nach ſeiner Thorheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt.« — Dieſes weiſen Spruches müſſen wir oft eingedenk ſein.

Wohl aber kann es erſprießlich und fruchtbringend werden, ſolche literariſche Charactere in's Auge zu faſſen, die ihr Judenthum in ihrem geiſtigen

Wirken nie verläugnet, sondern es dem Freunde wie dem Feinde offen dargeboten haben. Hier sind lebendige Beziehungen zu unseren Bestrebungen zu finden, über welche sich zu verständigen wünschenswerth ist. Hier ist auch die Berichtigung irriger Urtheile über die Männer und mehr noch über ihre Stellung zur Sache von Werth, es knüpft sich da meist Allgemeines an das Besondere, und nur seiner Beziehungen zum Allgemeinen wegen soll ja hier das Besondere besprochen werden. Einer dieser Charactere und gewiß der edelsten einer ist Michael Beer, der Dichter des Paria und des Struensee, und ich reihe das, was ich in Beziehung auf ihn auf den Herzen habe, wieder am Besten an eine kurze Recension Menzel's (Literaturblatt v. 1836 N. 60) an, die wahres und irriges in enger Verbindung enthält. Die wohlwollende Beurtheilung hebt mehr das edle Streben, die schöne Gesinnung des Mannes hervor, denen seine günstige äußere Stellung mit ungetheilter Hingebung sich zu widmen ihm gestattete, als sein Talent: eine Auffassung, die mir eine ganz richtige zu sein scheint. An Seitenhieben auf andere Juden fehlt es, wie Du denken kannst, auch nicht. Die Stellen der Recension, die ich besonders im Auge habe, lauten wie folgt: »Die Blüthe von Beer's Poesie scheint uns der »Paria. In edler Einfachheit ist hier der Kampf »des heiligsten und schönsten Menschenrechts mit der »Macht unvernünftiger Vorurtheile dargestellt. Uns

»dünkt, dieſe anſpruchsloſe Einfachheit ſei weit sieg»reicher, als die tollgewordene Proſa voll Gift und »Galle, in der einige ſeiner Glaubensgenoſſen ſich »in Bekämpfung ähnlicher Vorurtheile ergoſſen ha»ben.« — — »Ein edles Beſtreben, eine durchaus »reine und hohe Tendenz findet man überall in ſei»nen Werken, und viele der ſchönſten Gefühle und »Gedanken, wie ſie dem wahren Dichter ziemen.«

Statt der übelwollenden Entgegenſtellung von der tollgewordenen Proſa hätte hier vielleicht ein Billigerer die Nutzanwendung gemacht, daß doch in Michael Beer und ſeinem poetiſchen Streben unendlich mehr Beziehung zu dem geiſtigen Leben und Wollen der Juden enthalten ſei, als in der Richtung jener Schriftſteller, die man eben damals, vermittelſt der Herbeiziehung eines einzigen »Exjuden,« zu ſo ungeheuren Schmähungen gegen die Juden ausgebeutet hat. Statt deſſen wird Gelegenheit genommen, den jüdiſchen Schriftſtellern ihre Hitze vorzuwerfen. Ich wünſche der Recenſent hätte die Schriftſteller genauer bezeichnet, an die er gedacht hat; dann ließe ſich gründlicher über die Sache reden; denn, wie die Dinge ſtehen, iſt es ſehr ſchwer zu ermitteln, wer denn eigentlich gemeint iſt, wenn von Juden die Rede iſt. Hat er an Börne gedacht, ſo hat er Unrecht gehabt, ihn als Michael Beer's Glaubensgenoſſen zu bezeichnen. Er kann aber auch z. B. an mich gedacht haben, dann iſt ihm kein moraliſcher

Vorwurf zu machen und wir haben dann nur über eine Meinungsfrage zu ſtreiten. Es ſpricht hier ſogar für Menzel, daß er denſelben Vorwurf mir mit Nennung meines Namens vorher ſchon gemacht hatte, aber freilich in viel milderer, ſchonender Weiſe. Es war in einer Recenſion über meine Beurtheilung der Badiſchen Ständeverhandlungen von 1833 (Literaturblatt v. 1835 Nro. 78 und 79). Die Recenſion war voll der wärmſten Zuſtimmung zu meinen Anſichten, ſchloß aber mit der Bemerkung: »Die Sprache des »Verfaſſers wird am Schluß ſo ſchonungslos, daß »ich fürchte, er werde nicht überzeugen ſondern nur »erbittern,« und mit der Ermahnung an die Badiſche Kammer: »ſie möge nicht ſowohl auf den Zorn und »Unmuth des Klagenden, als auf ſein Recht, nicht auf »die Ungerechtigkeit ſeiner Sprache, ſondern auch auf die »Gerechtigkeit ſeiner Sache ſehen u. ſ. w.« Zwiſchen dieſem würdig und mäßig gehaltenen Tadel bis zu der »tollgewordenen Proſa voll Gift und Galle« iſt ein ziemlich weiter Abſtand, der um ſoweniger zu erklären wäre, als ich in der Zwiſchenzeit zwiſchen den beiden Aeußerungen nicht eine Zeile hatte drucken laſſen. Es iſt alſo doch nicht wahrſcheinlich, daß ich gemeint bin. Indeſſen will ich gern die Deutung annehmen, die für den Verfaſſer die günſtigſte iſt und die nur von meiner Seite der Rechtfertigung bedarf, die mir jedenfalls gegen die Recenſion von 1835 obliegt. Warum Menzel an meiner Schrift über die Badiſchen Verhandlungen ihre Heftigkeit

gerügt hat, während er wider meine Flugschrift gegen Paulus oder wider die durch den Streit über die Briefe Börne's veranlaßte, obgleich beide weit heftiger in ihren Aeußerungen waren, den gleichen Tadel nicht ausgesprochen, sondern sie ohne Ausnahme gebilligt hat — ob vielleicht darum, weil in diesen beiden Fällen meine Abneigungen mit den seinigen sympathisirten — lasse ich dahingestellt; ich erwähne es auch nur, um zu zeigen, wie leicht man diese Dinge in verschiedener Stimmung ganz verschieden ansieht. Im Uebrigen gestehe ich, daß ich das Lob der Sanftmuth nicht verdiene, und will mich auch nicht rühmen, die Gränze, welche in dieser Hinsicht der Schriftsteller nicht überschreiten sollte, in der Hitze des Streites immer ganz genau eingehalten zu haben. Gegen den oben erwähnten milderen Ausdruck des Tadels würde ich mich vielleicht nicht ganz vertheidigen können, aber die »tollgewordene Prosa voll Gift und Galle« die brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Einem Vorwurf der Art aus Menzel's Munde könnte man auch das Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? und den weisen Spruch vom Balken im eignen und vom Splitter im fremden Auge mit allem Recht entgegensetzen. Sollen wir etwa von ihm, von Menzel, von seiner Polemik, Mäßigung und Milde lernen? Sollen wir uns ein Beispiel nehmen an der schonenden Weise wie er z. B. gegen Johannes Müller, gegen Goethe gestritten hat? Sollen wir Anstand

und Urbanität im Wortkampfe von dem lernen, der sich gegen den todten Müllner eines Ausdrucks bedient hat, dessen widrige Rohheit mehr an die Sprachweise eines Hébert und Chaumette erinnert, als irgend etwas bei denjenigen Schriftstellern, die er so gern und wiederholt durch die Zusammenstellung mit jenem Namen besudelt und verhaßt gemacht hat? Ich räume gern ein, daß Menzel in den meisten Fällen wenigstens geglaubt hat, sich für Wahrheit, Freiheit, Vaterland, Sittlichkeit zu ereifern und daß einem solchen Eifer viel zu gute zu halten, selbst wenn er sich in der Beurtheilung einzelner Erscheinungen irren sollte. Aber auch wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, für die höchsten Ideen, für die edelsten sittlichen Güter zu kämpfen. Wir streiten nicht bloß gegen ein Unrecht, dem unser bürgerliches Dasein zum Raube wird, nicht bloß für ein Princip der Wahrheit und der geistigen Freiheit, dem wir die schwersten Opfer bringen, sondern auch gegen Haß und Verläumdung für die Ehre des väterlichen Glaubens, für die Reinheit der durch ruchlose Schmähungen gelästerten, angestammten Sitte. Wir dürfen also auch Entschuldigung ansprechen, wenn es einmal überwallt, wenn das erfüllte Gefühl uns einmal über die rechte Gränze hinausreißt. Zu einem wissentlichen Unrecht, zu einer Unredlichkeit hat uns der Zorn nie verleitet. Keiner hat uns je mit Fug vorwerfen können, daß wir für seine literarischen Sünden seine Person haben

büßen laſſen. Nie haben wir einem die Worte verdreht, nie haben wir Jemanden Meinungen und Geſinnungen untergeſchoben, die er nicht hatte; wir ſind immer Silbe für Silbe mit der ſorglichſten Genauigkeit den Anſprüchen unſerer Gegner gefolgt, unſere derbſten Züchtigungen haben nie etwas anderes getroffen, als das lügneriſche, das kränkende Wort. So weit unſer Thun! Es wäre zu wünſchen, daß Alle, die auf irgend einem Punkte an der literariſchen Polemik unſerer Tage Theil genommen, mit gleich gutem Gewiſſen daſſelbe von ſich ſagen könnten. Wie es im Herzen ausſieht, von welcher Art die Geſinnung iſt, die dem heftigen Worte zu Grunde liegt, darüber kann der allein urtheilen, der Herz und Nieren prüft. Ich kann vor Gott die Verſicherung geben, daß ich nie gegen irgend einen meiner Gegner einen perſönlichen Haß im Gemüth empfunden habe, daß ſich meine Leidenſchaft nie über die Sache hinaus auf die Perſon erſtreckt hat, daß ich nie gewünſcht habe, einen Ruf zu beflecken, eine literariſche Wirkſamkeit zu hemmen, daß ich den am heftigſten bekämpften Gegner lieben würde von dem Augenblicke an, wo er ſich durch ein offenes Bekenntniß des Irrthums, durch den Widerruf ſchwerer Kränkungen einer Geſammtheit meine und aller Ehrenmänner Achtung wieder verdiente. Darum bekümmert mich denn der Vorwurf leidenſchaftlicher Hitze nicht allzuſehr, wenn ich auch keineswegs ſagen kann, daß ich ihn gar nicht zu verdienen glaube.

Einen ähnlichen Seitenhieb knüpft Menzel (die deutsche Literatur Bd. 1. S. 269) an die Würdigung des edelsten und weisesten unter den Juden der letzten Jahrhunderte an. »Der edle Jude Mendelssohn,« sagt er, »Lessings Freund, war einer der feinsten »und weisesten Moralphilosophen und Erfahrungs»seelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan ge»wesen zu sein. Möchten sich ihn seine modernen »Glaubensgenossen zum Muster nehmen! Auch er litt »durch die Rohheit der Christen, aber er vertheidigte »sich nur durch einen einzigen heitern Scherz. Als »er zu Friedrich dem Großen gerufen wurde, »und der Kammerhusar ihn nicht einlassen wollte, »da er ihn nicht für den berühmten Philosophen, »sondern für einen gemeinen Juden hielt, sagte er: »nun ja, ich komme, um zu schachern.« Diese des »Weisen würdige Mäßigung hat ihm eine allgemeine »Ehrfurcht erweckt, wie sie unsere hitzigen Juden nicht »erringen werden.« Das ist ein Muster, das wir uns gerne gefallen lassen, und dem wir uns freilich an hoher Seelenruhe so wenig wie in irgend einer anderen Eigenschaft des Geistes oder des Gemüths zu vergleichen wagen. An Mendelssohn könnten sich, außer den hitzigen Juden, noch gar manche andere hitzige Leute ein Beispiel nehmen. Ich habe die Gründe, die, auch ganz abgesehen von der verschiedenen Würdigkeit der Personen, bei den Kindern unserer Zeit jene hohe Ruhe nicht leicht aufkommen lassen, an einem

andern Orte (Ueber Leſſings Denkmal S. 5 bis 10) darzulegen verſucht. Hier will ich nur bemerken, daß die Schilderung, die Menzel von jener Mendelsſohn'ſchen Ruhe giebt, etwas gar zu matt ausgefallen iſt. Ich weiß nicht, aus welcher Quelle die angeführte Anecdote geſchöpft iſt. Wenn ſie gegründet iſt, ſo muß ich geſtehen, daß mir jene Antwort nicht eben zu den bedeutendſten, ſelbſt unter den ſcherzhaften Aeußerungen Mendelsſohn zu gehören ſcheint, und daß ſie gerade zu der allgemeinen Ehrfurcht, die ſeinem Character gezollt ward, beigetragen habe, wird Menzel doch wohl nicht im Ernſte behaupten wollen. Das Mißverſtändniß eines Kammerhuſaren würde am Ende wohl auch einen »unſerer hitzigen Juden« nicht eben ſehr erhitzt haben. Soll aber die Angabe, daß ſich Mendelsſohn »nur durch einen einzigen heitern Scherz« vertheidigt habe, nicht bloß auf ſeine Beziehungen zu beſagtem Kammerhuſaren, ſondern auf ſein geſammtes Leben und Wirken ſich beziehen, ſo iſt die Uebertreibung für eine Literaturgeſchichte etwas ſtark. Eine ſo vollſtändige Lammsnatur, wie er es hätte ſein müſſen, um allen Rohheiten ſeiner Zeit, auch wenn ſie nicht von Huſaren herrührten, nichts als jenen einen Scherz entgegenzuſetzen, iſt Mendelsſohn bei aller Seelenruhe wahrhaftig nicht geweſen. Wer ſeine warme Vorrede zu der Ueberſetzung von Manaſſe ben Iſraels Rettung der Juden, ſeine Bemerkungen gegen Michaelis's Recenſion von Leſſing's Luſt-

spiel »die Juden,« seine Zurückweisung Lavater's und eines Herrn Kölbele in Frankfurt a. M., der den bei aller Befangenheit weichen und wohlmeinenden Lavater ins Pöbelhafte übersetzte, gelesen hat, der wird finden, daß die Darstellung von Mendelssohn's Milde in obiger Skizze ein wenig in's Karrikirte streift.

Ich muß jetzt noch einmal zu Michael Beer zurückkehren und zu der zwischen seiner »edlen Einfachheit« und unserm Ungestüm gezogenen Parallele auch die Kehrseite in's Auge fassen. Die Manen des trefflichen, leider so früh dahingeschiedenen Mannes werden mir nicht zürnen, wenn ich in der reinsten Absicht und mit der wärmsten Verehrung vor einem guten und schönen Character, auch einer leichten Schwäche werde erwähnen müssen, die weniger ihm, als seiner Generation, den Einflüssen und Umgebungen seiner Jugend zur Last fällt, und wenn ich dagegen einen Vorzug hervorhebe, den unsere Zeit mit ihrer vielgetadelten, unverhaltenen Heftigkeit vor jener Periode, in welcher er seine erste Bildung empfing, voraus hat. Die flüchtigen persönlichen Berührungen, die ich mit Michael Beer gehabt habe, haben die Ueberzeugung in mir bestätigt, die der Geist seiner Dichtungen wecken mußte, und die Alle, die ihn je kannten, getheilt haben, daß er, so wie für alles höhere Menschliche, so auch für die Sache seiner Glaubensgenossen warm und tief in der Stille seines

Herzens empfunden hat, daß er das bürgerliche Unrecht, so wenig es auch ihn, der frei und unabhängig meist im Auslande lebte, persönlich berührte, lebhaft gefühlt hat, daß er durch die Vorurtheile und Gehässigkeiten, die er in seinem Vaterlande noch walten sah, auf's schmerzlichste verletzt wurde und der aufgehenden Sonne einer bessern Zeit sehnsuchtsvoll entgegensah. Allein es ist bezeichnend für die Gefühlsweise und die Einflüsse der Zeit, der er angehörte, daß er diese ihm so nahe liegenden Empfindungen erst auf Indischen Boden hat verpflanzen müssen, um sie laut werden zu lassen, daß er den Juden unter dem Paria verbergen zu müssen geglaubt hat; was, wenn es auch der poetischen Schönheit zu Gute gekommen wäre, doch wohl der Wahrheit einigen Abbruch gethan hat. Ich räume von Herzen gern ein, daß der Paria viel schöner ist, als Alles, was wir Anderen je in schlichter Prosa gegen Religionshaß und Kasten-Unterdrückung geschrieben haben; nur das Lob der größeren Einfachheit, die Menzel wiederholt hervorhebt, ist gerade das einzige, das ich jener Behandlungsart nicht vorzugsweise zusprechen möchte. Schön mag es sein, die heißen, drängenden Fragen der Gegenwart in das Gebiet der Phantasie hinüberzuspielen oder in eine weite Ferne, die für den Leser oder Zuschauer kaum ein anderes Gebiet, als das der Phantasie, bedeutet. Aber einfacher ist es doch wohl, ein Ding bei seinem rechten Namen zu

nennen, das Uebel da zu bekämpfen, wo es seinen Sitz hat, ein Europäisches Unrecht in Europa, nicht auf dem Umweg über Indien: ich glaube, das würde mir der edle Verstorbene selbst willig eingeräumt haben. Es möchte selbst in ästhetischer Beziehung noch der Untersuchung bedürfen, ob nicht in jener begeisterten und liebenswürdigen Dichtung gerade die poetische Wahrheit und Einfachheit doch ein wenig gelitten hat unter der steten Beziehung auf eine Empfindung und ein Verhältniß, die der Dichter zugleich ausdrücken und verhüllen wollte, ob nicht die schlichte Natürlichkeit der Charactere und Situationen eben dadurch ein wenig verrückt wird, daß durch den Indischen Paria allzusehr der Jude unserer Tage durchschimmert. Die Poesie soll das Allgemeine durch das Besondere, die Idee durch das Ereigniß darstellen und anschaulich machen; aber ein Besonderes durch ein anderes Besondere ausdrücken oder durchblicken lassen zu wollen, ist weniger ihre Aufgabe und möchte eher in den Bereich des Witzes, der Parodie gehören. Dies nur beiläufig. In der Hauptsache habe ich es nicht mit einer Frage der Aesthetik, sondern der Gemüthsstimmung zu thun. Ich glaube, daß dem geistreichen und redlichen Michael Beer bei aller Innigkeit des Gefühls, bei aller warmen Liebe zu der heiligen Sache des Menschenrechts und der Gewissensfreiheit doch etwas gefehlt hat, das wir zornigen, wir »tollgewordenen« Prosaiker vielleicht besitzen und das

wir gegen die hohen Vorzüge, die wir ſeiner Muſe gern und freudig einräumen, als ein kleines Gegengewicht in die andere Wagſchale legen möchten. Ich bin der Meinung, es wäre wohlthätig für den zartfühlenden, aber auch bis zur Schwäche reizbaren Michael Beer geweſen, wenn er ein wenig von unſerem geſunden, friſchen Zorn in ſeinem Blute gehabt hätte; es würde ihm manchen nutzloſen, nagenden Schmerz erſpart, würde ihn in kräftigerer Stimmung und wer weiß, ob nicht am Leben — erhalten haben. Ich muß hier auf Thatſachen in dem äußeren und inneren Leben des Dichters hindeuten, die ich mich ſcheuen würde zu berühren, wenn ſie nicht ſchon anderwärts längſt wären öffentlich beſprochen worden, (ſ. Lewald's Panorama von München, 1r Thl. S. 76—79) und in den Schilderungen aufrichtiger Freunde des Verſtorbenen leider! ihre Beſtätigung fänden. Die Lehre, die ich daraus ziehen, der Gegenſatz, den ich dazu geltend machen will, liegen freilich nicht ganz auf der Oberfläche und werden nur Dem völlig verſtändlich ſein, deſſen Seele ähnlichen Empfindungen nicht fremd iſt. Anderen werde ich ſie vielleicht durch die Vergleichung mit einem verwandten Ereigniß näher führen. Du erinnerſt Dich gewiß der traurigen Geſchichte von dem jungen Manne aus den Siebenzigern des vorigen Jahrhunderts, der zum Modell des Werther geſeſſen hat, um deſſen frühen Tod ſo viele Herzen getrauert haben, und von dem man nicht zu

ermitteln vermochte, ob ſein Selbſtmord mehr das Werk des Liebesgrams, oder die Folge einer Kränkung geweſen, die ihm in einer Geſellſchaft hochmüthiger Junker widerfahren war. Ich habe es hier nur mit dem letzteren Motiv zu thun. Denke Dir an die Stelle jenes unglücklichen jungen Mannes einen Bürgerlichen, der, ein Menſchenalter ſpäter, in dem Bewußtſein freien, durch ſich ſelbſt beſtimmten Menſchenwerthes zum Manne herangewachſen. Ein ſolcher würde, unbefangenern Blickes, wohl den beſchränkten Character eines ſolchen Kreiſes ſchon von fern wahrgenommen, er würde die dumpfe Luft eines ſich abſchließenden Gebiets beim erſten Eintritt empfunden und ihm den Rücken gekehrt haben. Hätte ihn aber ein läſtiger Zufall in ſolche ſaubere Geſellſchaft gebracht und ihn die Aeußerungen eines dummen Stolzes empfinden laſſen, er hätte Verachtung mit Verachtung, Beleidigung mit Beleidigung erwiedert und ſein innerſtes, heiligſtes Leben, das Gefühl ſeiner Mannesehre, das Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde wären durch die Aeußerungen jener aufgeblähten Gemeinheit eben ſo wenig, wie durch die Schmähungen eines Pöbelhaufens verletzt worden. Er wäre vielleicht ſehr derb und zornig geworden gegen jenes vornehme Geſindel; aber kein nagender Wurm hätte an ſeinem Herzen gezehrt, kein geheimer Gram hätte ſeine Seele vergiftet; kein Keim des Trübſinns und des Selbſtmords wäre in das aufgewühlte Erdreich eines ſchönen und

edlen Lebens gelegt worden. Setze an die Stelle des Bürgerlichen den Juden, an die der adligen Gesellschaft die christliche, an die Stelle eines einzelnen Ereignisses die Stellung eines ganzen Lebens, und Du wirst ein ziemlich treues Bild von dem Gegensatze haben, den ich bezeichnen wollte. Auch die Gesellschaft, in welcher Michael Beer gekränkt worden, war eine sehr vornehme; aber sie hat nicht den Bürgerlichen, — den hätte wohl in unseren Tagen der Dichter ausgeglichen — sondern den Juden in ihm gekränkt. Zum Selbstmord freilich haben sie ihn nicht getrieben; daß aber eine in vornehmen Kreisen erfahrne Zurücksetzung die letzten Tage seines Lebens verbittert, daß sie in seine allzureizbare Stimmung den Keim zu der tödtlichen Krankheit gelegt hat, die einem Leben, das, von seltenen Gaben des Genies wie des Zufalls begünstigt, zu den schönsten und glücklichsten gehören sollte, ein so frühes Ende brachte, — das ist leider nur allzuwahrscheinlich. Er, den seine durch die reichsten Mittel unterstützte Wohlthätigkeit zu einem Gegenstande segnender Verehrung machte in den Kreisen vieler Dürftigen, dem sein Talent und der Adel seines Characters innige Liebe erwerben mußte in jedem harmlosen und anspruchslosen, gebildeten Kreise: er war nicht frei von der Schwäche, den Umgang der Vornehmen aufzusuchen; er glaubte in den höchsten Kreisen, weil er sie für die edelsten hielt, die Freiheit von jedem confessionellen Vorurtheil zu fin-

den, die er ſonſt in ſeinem Vaterlande vergebens ſuchte; er hat die arge Täuſchung ſchwer büßen müſſen! Hätte er die rechte Geſinnung gehabt, wie ſie der Bürger dem Adel, der Jude dem Chriſten, kurz, wie ſie Jeder dem gegenüber, der ihm mit hochmüthiger Mißachtung begegnen zu können meint, hegen und ausdrücken ſoll, ſo hätte er ſolche Kreiſe nie geſucht, hätte Geiſt und Gemüth in Fülle in äußerlich niedriger geſtellten gefunden, hätte den Vornehmen, wenn er einmal in Berührung mit ihnen gerathen, bei der erſten Spur von Dünkel und Vorurtheil den Rücken gekehrt, hätte vielleicht einen augenblicklichen Zorn über ihre hochmüthige Thorheit empfunden; aber ſein Herzblut wäre ſicherlich nicht davon vergällt worden. So wie der junge Jeruſalem ſeiner Zeit wohl das letzte Opfer bürgerlicher Empfindlichkeit gegen adliges Vorurtheil und adlige Geringſchätzung geweſen iſt, ſo hoffe ich, daß Michael Beer in gleicher Weiſe das letzte Opfer jüdiſcher Empfindlichkeit gegen chriſtliches Vorurtheil und chriſtliche Geringſchätzung geweſen ſein wird. Frieden ſei mit der Aſche Beider! Wir, die Kinder der Gegenwart, Plebejer oder Juden, wir leiden nicht mehr unter dem Hochmuthe, wenn wir auch noch unter dem Drucke litten, wir können bürgerlich unterdrückt, aber nicht ſittlich gedemüthigt werden. Wir nehmen politiſche Gleichheit in Anſpruch; aber die geiſtige haben wir uns errungen. Wir haben das Verwerfliche, das Niedrige des uns

entgegenstehenden Uebermuthes, des uns feindlichen Standes- oder Glaubens-Vorurtheils erkannt; darum zürnen wir wider dieselben; darum ringen wir mit ihnen. Scheltet nur unseren Zorn und unseren Kampf; sie sind es doch, die uns innerlich stark und gesund erhalten; in ihnen ist das heilende Gegengift wider die vergiftenden Einflüsse des Hasses und des Hochmuths, wider den sittlichen Tod der Demüthigung und des steten Gefühles der Kränkung. Das ist die wahre, hohe, geistige Bedeutung des democratischen Princips unserer Tage, daß jeder unterdrückte Stand, jede der Geburt oder des Glaubens wegen zurückgesetzte Classe in dem Kerne ihres Bewußtseins, in dem Gefühle ihrer Menschenwürde, die Kraft des sittlichen Widerstandes finde und den Sieg der geistigen Befreiung vor der bürgerlichen feiere. In sofern haben wir, auf denen nicht das Gewicht eines einzelnen privilegirten Standes, sondern das der großen bevorzugten Mehrheit der bürgerlichen Gesellschaft drückend lastete, wir, die wir von der Democratie, wo sie als Parthei auftritt, oft genug verschmäht und mißhandelt werden, doch die äußerste, letzte und schwerste Anwendung des democratischen Princips in dessen edelster Bedeutung an uns durchzuführen.

Denn von dieser einen Seite freilich ist mein Gleichniß mangelhaft, das muß ich einräumen. Dem Bürgerstande mußte es unendlich viel leichter werden, sich von dem moralischen Uebergewichte des Adels

geiſtig zu befreien, jede Spur peinlicher Unterordnung in ſeinem Gemüthe zu verwiſchen und zu aller der Unbefangenheit zu gelangen, die das ſichere Gefühl freier und gleicher Menſchenwürde allein zu geben vermag, als uns das Alles der chriſtlichen Mehrheit gegenüber werden kann. Dort brauchte nur der erſte Gedanke der Freiheit zu erwachen und das Werk der geiſtigen Befreiung war bald vollbracht. Es brauchte dem Bürgerſtande nur das Eine zu voller Klarheit gebracht zu werden, was er denn eigentlich ſei, wie er alle weſentlichen Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft in ſich ſchließe, und er konnte leicht mit einem einzigen friſchen Athemzuge den drückenden Alp eines alten Wahnes von ſeinem freigewordenen Bewußtſein abwälzen. So wie es nur Tag geworden um ihn, ſah er alle wirkliche Kraft und allen wahrhaften Reichthum des Staatslebens auf ſeiner Seite und nur ein erblaſſender, ohnmächtiger Schatten ſtand ihm gegenüber. Jenes weckende Zauberwort der Wahrheit: »Was iſt der dritte Stand?« das die politiſche Revolution begonnen, hat jene geiſtige vollendet. Ganz anders iſt es mit uns. Wir ſind ein ſchwaches Häuflein und eine ungeheure Macht ſteht uns entgegen. Dennoch iſt die Aufgabe dieſelbe, dennoch ihre Löſung unerläßlich; nur iſt ſie weit, weit ſchwerer; nur erfordert ſie größere Anſtrengung und Kraft des Characters; darum ſollte man um ſo nachſichtiger ſein, wenn die, die daran mit ihrer beſten Kraft arbeiten,

einmal ein wenig ungeſtüm dabei werden. Trotz allem Vorurtheil, trotz allem Uebelwollen, trotz aller dünkelhaften Geringſchätzung, das reine Bild freier Menſchlichkeit in uns zu entwickeln und zu bewahren, in welchem keinerlei Spur anzutreffen von der traurigen Einwirkung jener ſchlimmen Dämonen — denn jede ſolche Einwirkung, wie ſie auch geſtaltet ſei, iſt vom Uebel — das iſt die Aufgabe, die ſich ein jeder von uns zu ſetzen hat. Menzel hat einmal in Beziehung auf uns folgende Phraſen ausgeſprochen, die Gottlob! nichts als ſinnloſe Gemeinplätze ſind, die aber entſetzlich wären, wenn ſie Wahres enthalten könnten. »Jeder Jude von Ehrgefühl muß den Fluch »ſeines Stammes ſchwer empfinden, und wenn nicht jeder »zu der hohen Weisheit und inneren Ruhe eines Nathan »und Mendelsſohn gelangt, wenn das Gefühl, ſich »um der bloßen Geburt willen verachtet zu ſehen, herz»freſſenden giftigen Haß erzeugt, wie es bei Börne »der Fall war, oder jene bubenhafte Erfrechung, mit »der Heine die deutſche Literatur befleckt hat, ſo darf »man ſich nicht darüber wundern. Es iſt nicht un»natürlich. Dieſelbe Urſache bringt hier nur ver»ſchiedene Wirkungen hervor. Die Verachtung muß »in edeln Gemüthern eine Reſignation erzeugen, die »ſie fähig macht zu wahrhaft heiligen Erhebungen; »in gemeinen, niedrigen Naturen aber muß ſie zu »Extravaganzen führen, wie wir ſie in der von Heine »vorgeſchlagenen Emancipation des Fleiſches, Ver-

»söhnung aller Moral und Abschaffung jeder geistigen »Religion haben kennen lernen. Wo man dem Men»schen sein Menschenrecht nicht gönnen will, wird er »sich dem Engel nähern oder der Bestie.« — Was in diesen Worten die Literatur angeht, darüber habe ich genug gesagt, mit Ausnahme des auf Börne Bezüglichen, dessen Besprechung mir noch obliegt; ich habe es hier nur mit Dem zu thun, was das Leben, was uns Alle angeht. Daß das Obige in einer Recension über Joel Jacobi gesagt wird und daß es dieser ist, der in die Nähe der Engel versetzt wird, macht die Sache freilich komisch und kann denen zum Troste dienen, denen eine Stelle in der Nähe der Bestien angewiesen wird. Aber der Unsinn hat eine so ernste Seite, daß man die komische leicht vergißt. Soll der »Fluch eines Stammes« hier etwas wirkliches, geschichtliches, religiöses bedeuten, so erwiedere ich, daß diese Vorstellung eine gräuliche, Gott und die Menschheit schändende ist, die der Wahnsinn erfunden und die der finstere Aberglaube durch die Jahrhunderte getragen hat; die aber eine bessere Zeit längst mit den Hexenprocessen und den Ketzergerichten aus ihrem Schooße verbannt glaubte. Findet sich noch irgendwo eine ähnliche Ansicht, giebt es noch alberne Fanatiker, welche von Zeit zu Zeit die Christenheit erinnern, ihres Berufes eines Fluchvollstreckers an Israel eingedenk zu sein, so kann ich darin nur eine Schmach erblicken für die, die sich zu solcher Lehre bekennen.

Aber unſer Gemüth berührt das Alles ſo wenig, wie die Träume eines Wahnwitzigen das Gemüth des Geſunden berühren. Wenn der Pöbel mancher Gegenden Frankreichs noch an die Macht der Hexen glaubt und nicht ſelten dadurch Morde veranlaßt werden; wenn ein Theil des Spaniſchen Pöbels die Ketzergerichte hoch leben läßt, wenn der Pöbel Syriens ſammt einigen Verworfenen in einem Winkel Deutſchlands das Schandmährchen vom Chriſtenblut bei der jüdiſchen Oſterfeier in unſere Zeit hinübergetragen haben, wenn im letzten Fall — nach dem amtlichen Zeugniß der Behörden (S. die amtliche Bekanntmachung des Staatsprocurators vom 21. März 1840, aus der Aachener Zeitung vom 22. in die Zeitung des Judenthums von 1840 No. 16, auch in Loewenſtein's Damascia S. 312 — 315 übergegangen.) — jenes Schandmährchen zu dem teufliſchen Plan einer falſchen Anklage, zu der man Kinder als Werkzeuge gebraucht hat, ausgeſponnen worden: ſo ſind dieſe Erſcheinungen höchſt beklagenswerth für die Ehre unſeres Jahrhunderts, ſo zeigen ſie, daß unſere Zeit, und zwar ſelbſt im Occident, ſich ihrer prahleriſchen Bildung nicht überheben und den Kampf gegen tiefe Rohheit und Barbarei noch nicht als beendet betrachten ſoll; ſo lehren ſie, daß der Pöbel aller Religionen noch ſehr der Erziehung und Lehre bedarf, ſo giebt zumal der zuletzt angedeutete Fall einen noch viel traurigeren Beleg einer Schauder erregenden ſittlichen

Verdorbenheit; so sollten diese Erscheinungen wie ein brennender Stachel des Vorwurfs auf die Gemüther derer wirken, die dem Volke Erziehung und Lehre schuldig sind und ihm noch so wenig gegeben haben, ja es in manchen Vorurtheilen bestärken, anstatt es zu belehren. Aber das Bewußtsein der unschuldigen Gegenstände, der Opfer des Pöbelwahns können jene gespenstischen Erscheinungen nicht trüben. In Damaskus und auf Rhodus konnten unschuldige Juden beraubt, gefoltert und gemordet werden; eine Thräne des Mitleids sei ihrem Andenken gewidmet, eine Thräne dankbarer Verehrung Denen, die zu ihrer Hülfe hingeeilt sind und gerettet haben, wo Rettung noch möglich war! Aber die Schmach des Vorgefallenen fällt allein auf die Henker; und ebenso fällt auch in Kreisen, die sich gebildete nennen, die Schmach jenes Fluches ganz allein auf die Häupter Derer, die ihn lehren. Oder soll mit dem »Fluche« nichts anderes gemeint sein, als die Verachtung, soll derselbe nichts wirkliches, nichts geschichtliches bedeuten, sondern eben nur die gehässige Stimmung, von der wir betroffen werden, so kann ich Herrn Menzel die Versicherung geben, daß diese »Verachtung um der bloßen Geburt willen« in dem Herzen eines jeden Juden, in dem irgend etwas von Ehrgefühl und Selbstbewußtsein lebt, heutzutage nichts von allem dem erzeugt, weder Erhebung noch giftigen Haß, weder Resignation noch Extravaganzen, sondern nichts, gar

nichts, als eben **Verachtung**, als **Ekel**, tiefen Ekel über die Gemeinheit und über die Dummheit, die ihre Bestandtheile bilden. Das Menschenrecht kann uns die Niedrigkeit mißgönnen, kann die Gewalt uns vorenthalten; aber an Menschenwürde, an männlichem Bewußtsein, an reiner, ungetrübter, menschlicher Bildung sollen sie uns kein haarbreit rauben. Wir, »die hitzigen Juden« unserer Tage, wir vermessen uns nicht, »zu der hohen Weisheit und inneren Ruhe eines Nathan oder Mendelssohn zu gelangen,« wir verspüren in unserer Natur eben so wenig von Annäherung zum Engel als zur Bestie. Wir zählen uns gern — aber auch nach dem Vorbilde des weisen Nathan — zum »Mittelgut, das überall in Menge gedeihet«. Gerade die schöne wohnliche Mitte des Menschlichen, aus der man uns verdrängen will, sind wir gesonnen, fest und unerschütterlich zu behaupten; auf dem Gebiete des Menschlichen, wo menschliche Liebe und menschliches Streben wohnen, wo menschliche Schwäche und menschlicher Irrthum Verzeihung finden; wo aber gegen das Unmenschliche und gegen die Lüge stets zum Kampfe gerüstet wird, da wollen wir Hütten bauen, von da soll uns keine Verläumdung und keine Verachtung verscheuchen!

Dein

G. A.

Zehnter Brief.

März 1841.

Die Betrachtungen, l. F., mit denen mein voriger Brief schloß, haben noch lange in meinem Herzen nachgeklungen, und ich kann noch nicht davon ablassen, ohne den Gegenstand noch weiter in seine Tiefen zu verfolgen. Ich kenne keine Frage, die mir wichtiger wäre, als diese, die oft so gefühllos und gedankenlos angeregt und selbst von Wohlwollenden so oberflächlich und leichtfertig behandelt wird, und die doch für uns eine Frage des moralischen Seins oder Nichtseins ist. Es handelt sich hier in der That um nichts Geringeres, als darum, ob wir in uns das göttliche Menschenebenbild bewahren und ausbilden oder unsere Seelengestalt durch giftige Einflüsse verkrüppeln lassen wollen. Verachtung! ein entsetzliches Wort, geeignet, wenn es in seiner ganzen, grauenhaften Bedeutung empfunden wird, das rollende Blut in den Adern zum Erstarren zu bringen, den freien, aufwärts gerichteten Blick des Menschen zur Erde niederzubeugen, die ganze Kraft des Mannes, gleich einer centnerschweren, erdrückenden Last zusammensinken zu lassen! Die, die so leichtfertig mit dem Worte um sich werfen, die es ohne Umstände auf ganze Classen anwenden, es auf die Geburt beziehen, — die beweisen nur, daß sie es nie begriffen haben und nie begreifen konnten,

weil das wahre Gefühl der Ehre, dem jenes Wort wie ein verkündetes und vollzogenes Todesurtheil klingen mußte, ihrer Seele fremd ist. Die Verachtung, die das Ehrgefühl der Ehrlosigkeit, der bewährte Muth der Feigheit, das edle Selbstbewußtsein der Niedrigkeit der Gesinnung bezeigt, hat eine vernichtende Macht, gegen die der Verachtete das Antlitz nicht zu erheben vermag; sie ist das Meduſenhaupt an der Brust der Göttin, vor dessen Anblick das warme Leben zu Stein erstarrt. Der leeren Prahlerei des Uebermuths aber, dem feigen Hohne der durch ihre Menge geschirmten Mehrzahl, der kläglichen Dummheit, welche ihre Geringschätzung, wie ihre Achtung, an Namen und Abkunft knüpft, — Der werfen wir die Phrase der Verachtung verdienterer Weise, als sie uns zugeworfen worden, zurück, ohne daß sie uns die Haut zu ritzen im Stande wäre. Neulich erzählte mir jemand, der aus Nordamerika kam, die thätigen Gegner der Sclaverei, die ehrenwerthen Kämpfer wider jenen empörenden Farben-Hochmuth, wider jenen schwarzen, schändenden Fleck in der Freiheitssonne jenes Landes, seien dort »sehr verachtet«. Die Aeußerung hätte mich getröstet über die »Verachtung« der Juden in Deutschland, wenn ich noch des Trostes darüber bedurft hätte. Auch diese hat manchmal ihre Orgien gefeiert durch feige Mißhandlungen nach Art der Lynch-Gebräuche, durch die man in Amerika bekanntlich die Feinde der Sclaverei zu schrecken, auch

wohl verächtlich zu machen gesucht hat; in beiden Fällen ist freilich Sitte und Ehre verletzt worden, aber fürwahr nicht die der Beleidigten. Wollte man solcher »Verachtung«, die sich das Prinzip der Ehre, von dem sie ausgeht, willkürlich und im Widerspruch mit jedem höheren Bewußtsein, selber schafft, irgend eine Bedeutung zugestehen, so könnten sich am Ende die Schelme verbinden, um die ehrlichen Leute zu verachten. — Wer da glaubt, daß das bürgerliche Unrecht, das uns zugefügt wird, unser Selbstgefühl niederbeugen, unsere innere Ehre kränken könne, der irrt vollkommen; solches vermag keine rohe Uebermacht; nur die eigene Schuld und die eigene Niedrigkeit würde es vermögen. Daß man uns der edelsten Vortheile des bürgerlichen Lebens beraubt, uns die meisten Zweige gemeinnütziger und äußerlich ehrenvoller Thätigkeit versperrt, das darf und muß uns betrüben: denn unter allen irdischen Gütern ist es die Frucht der freien Thätigkeit, auf die der Mensch den ersten unvertilgbarsten Anspruch hat, und deren Verlust er am schwersten verschmerzt. Aber betrüben wird auch der Verlust, den z. B. ein Räuber uns zufügt, wenn er auch bloß ein viel minder werthvolles Besitzthum trifft. Ich weiß wohl, daß die Dinge, die ich hier zusammenstelle, die allerentgegengesetztesten sind vom Standpuncte des positiven, des bürgerlichen Rechts; denn eben die Schranke des Gesetzes, das in dem einen Fall durch ein Verbrechen verletzt wird,

hält man ja in dem andern Fall unsern Ansprüchen entgegen. Ich erkenne diesen Unterschied in der Sphäre des formellen Rechts, welcher er angehört. Aber in der höheren, freieren Sphäre, wo es sich um natürliches Recht, um Menschenwürde, um Ehrgefühl, um Gesinnung handelt, da schwindet dieser Unterschied. So wenig wie wir uns moralisch verletzt fühlen durch den Haß, welchen der Räuber gegen unseren Besitz, durch die Verachtung, welche er gegen unser Eigenthumsrecht an den Tag legt, eben so wenig fühlen wir uns moralisch erniedrigt durch den Haß, der unserer Thätigkeit, durch die Verachtung, welche unseren natürlichen Rechten gezollt wird. Ob das Element der Selbstsucht, welches gern jeden von den eigenen Vortheilen ausschließt, den es auszuschließen die Macht hat, im Gesetze seinen Sitz behaupten solle — und das allein bedeutet ja die Emancipationsfrage practisch in unseren Tagen — das geht unser Recht und unsere höchsten und edelsten Interessen, aber was die Ehre betrifft, so geht es nur die der Gesetzgebung an. Daß sich an das Prinzip der Selbstsucht, das in den Gesetzen waltet, viel Neid, viel Gehässigkeit und schmutzige Furcht vor jeder Aeußerung einer bis dahin gewaltsam gebundenen Kraft anschließt und aus ihm tägliche Nahrung saugt, das ist freilich sehr wahr und sehr beklagenswerth. Darum eben ist die Frage des Rechts in unseren Tagen von so hoher Wichtigkeit, von so erhabener Bedeutung,

weil es an ihrer Erledigung liegt, auch die sittlichen Verhältnisse veredelnd umzugestalten, moralische Uebel zu heilen, die, allein gehalten und getragen durch das geltende Unrecht, nach dem ohne Ausnahme übereinstimmenden Zeugniß der Erfahrung mit der Ueberwindung dieses Unrechts bald bis auf die letzte Spur verschwinden. Wie Schwärme Ungeziefers, die in dem aufgehäuften Schmutz des Unrechts der Jahrhunderte nisten und sich nähren, verschwinden sie, sobald der Ort gesäubert wird und die frische Luft der Freiheit und des Rechts in die dumpfen Räume dringt!

Vorläufig freilich müssen wir jene Stimmungen nehmen, wie sie sind, sie klar zu erkennen und eben durch diese Erkenntniß unsere Seele von jedem schädlichen Einflusse derselben frei zu erhalten suchen. Die Mittel hiezu sind in unseren Tagen wesentlich andere, als sie es in früheren Tagen waren. Es gab Zeiten, wo der Religionshaß bei allen Schrecken seines blinden Eifers doch Character-Gesinnung, Uneigennützigkeit in sich trug. Damals nun stand Fanatismus dem Fanatismus, Glaubensstolz dem Glaubensstolze — wenn auch der leidende dem verfolgenden — gegenüber; es war ihre Kraft, es war der eiserne Widerstand, zu welchem sie begeistern, die das Gemüth aufrecht hielten, die den Sinn in seiner Beschränktheit vor feigem Versinken bewahrten. Dieser starke Panzer, der die Brust mit dreifachem Erz umgab, ist gefallen, aber statt seiner ist der des selbstbewußten

Menſchenwerthes für alle Zeiten angethan worden. Es wäre traurig für die Menſchheit, wenn dieſer hohe Gedanke dem platten und gemeinen Haß unſerer Tage gegenüber das nicht vermöchte, was der befangene Glaubenshochmuth einem gewaltigen Fanatismus gegenüber vermocht hat. Das iſt die Bedeutung, das die Aufgabe unſeres heutigen Kampfes, daß wir ohne eine andere Waffe, als die der Humanität, ohne einen andern Stolz, als den der Menſchenwürde, allem verjährten Vorurtheil, allem Uebelwollen zu begegnen haben. Dieſe Waffe, dieſer Stolz allein müſſen unſer Gemüth frei und rein erhalten, ſowohl von Haß und dauernder Bitterkeit, als von Gedrücktheit und ſteter Empfindlichkeit; denn beide trüben die lautere Stimmung der Seele, beide umwölken den Blick, der ungetrübt und unbefangen hinſchauen ſoll auf die Menſchen, ihr Thun, und ihren Sinn, das Gute würdigend, das Schlechte verachtend, die fremde Würde achtend, für die eigene Achtung fordernd. Muß dieſer Blick oft genug in den Erſcheinungen, die ſich ihm aufdrängen, dem Schlimmen und dem Niedrigen begegnen, ſo wird er um ſo mehr erfreut und geſtärkt durch das Schauſpiel des Beſſeren, das Gottlob! auch nicht zu den Seltenheiten gehört. Aber vor allem muß klar geſehen, muß jede Täuſchung vermieden werden. Man muß jenen Geſpenſtern ſcharf ins Auge ſehen: das iſt immer das beſte Mittel, ſie zu bannen und den Schrecken vor ihnen zu vertreiben. Ich habe

jenen »Haß«, jene »Verachtung« seit lange mit Sorgfalt beobachtet und erforscht, habe sie in ihren verschiedenartigsten Aeußerungen fast eben so emsig aufgesucht, wie Andere sie zu vermeiden pflegen. Nun denn, ich habe mich immer mehr in der einen Ueberzeugung bestärkt, daß es nichts Hassenswertheres giebt, als jenen »Haß«, nichts Verächtlicheres, als jene »Verachtung«. Die niedrigsten Triebe der menschlichen Natur sind es, die sich auf diesen Punct geworfen haben, und sich hier unter der Aegide religiösen oder bürgerlichen Hochmuths, unter dem Schutze der gesetzlichen Unterdrückung und Ausschließung, ziemlich offen und schamlos an den Tag legen. Nicht ein religiöses Motiv, dem selbst in seiner Verirrung und Ausartung meist noch etwas edleres inwohnt, ist es, das uns feindlich entgegensteht. Diejenigen, die uns aus Fanatismus hassen, sind heutzutage zu zählen und sind nicht immer die schlimmsten unter unseren Gegnern; wer sich im Leben umgesehen hat, weiß, daß die größere Summe der Gehässigkeit bei Solchen zu finden, deren Ansicht eine gegen den positiven Glauben mehr oder weniger gleichgültige ist und die von der Religion wenig mehr als den Haß übrig behalten haben; mit den Feinden dieses Schlages haben wir es heutzutage hauptsächlich zu thun; von ihnen rede ich hier. Ich könnte Achtung haben vor einer glühenden Leidenschaft, wenn ich sie auch beklagen und bekämpfen müßte, die eines Opfers, eines Wagnisses,

eines Acts der Selbstverläugnung, der Uneigennützigkeit fähig wäre. Aber nur Ekel erregen kann mir ein Haß, der sich nur blicken läßt, wo ein Vortheil zu gewinnen, oder doch sicher keiner zu verlieren ist; ein feiger Uebermuth, der nur die gefahrloseste Befriedigung sucht. Ich habe zahlreiche Judenfeinde gekannt, die, wo es sich von Ausschließung, von Beharren in dem alten Unrecht, auch von hochmüthigem Fernhalten solcher geselligen Berührungen, die keinen Nutzen versprachen, handelte, gern mit ihrem Hasse und mit ihrer Verachtung prunkten, unter denen aber keiner war, der nicht jedem Juden die freundlichste, ehrerbietigste Außenseite gezeigt hätte, wo es galt, den winzigsten Vortheil durch ihn zu erlangen. Ich habe Zünfte und Corporationen gekannt, von deren Gliedern die Mehrzahl zu vereinter Abwehr gerüstet war, wenn es galt, einem Juden den Zugang zu angemessener Thätigkeit in ihrer Mitte zu versperren; es war aber keiner unter dieser Mehrzahl, der es an bittender Höflichkeit, an Versicherungen der toleransten Gesinnung hätte fehlen lassen, wenn ihm daran lag, das Vertrauen eines Juden für irgend eine einträgliche Beziehung zu gewinnen. Ich habe Viele gekannt, die froh waren, wenn sie dem Talent und dem Wissen eines armen Juden ein Hinderniß in den Weg legen, ein Mittel mehr zum Fortkommen und zur nützlichen Thätigkeit rauben konnten, die aber dem reichen Juden sehr gern ihre Freundschaft und Ergebenheit bezeigten. Und

das ſchlimmſte bei allem iſt, daß ein durch die Gewohnheit des Schlechten abgeſtumpftes ſittliches Gefühl das Schimpfliche jener Gegenſätze gar nicht mehr empfindet, ſie als etwas ganz natürliches betrachtet. — Und bei jenen ekelhaften Ausbrüchen des Pöbelhaſſes, wie ſie in unſeren Tagen noch vorkommen konnten, wo auf die Nachſicht Derer gezählt werden konnte, die Geſetz und Ordnung ſchützen ſollten, was waltete da anders, als die niedrigſte Feigheit, die ihren ſchmählichen Uebermuth übt an den wehrloſen Einzelnen, die der Mißhandlung durch eine überlegene Menge ſchutzlos preisgegeben ſind? — Und die literariſchen Feindſeligkeiten, gewähren ſie ein würdigeres Schauſpiel? Hat je Einer von Denen, die ſich in giftigen Schmähungen gegen eine religiöſe Gemeinſchaft gefielen, wenn dieſe Schmähungen von unſerer Seite aufgenommen und auf das Haupt ihres Urhebers zurückgeworfen worden, ſeine Ehre, ſei es durch Widerruf, ſei es durch Beweisführung, durch Beibringung der geforderten Belege, oder durch ein anderes, des Mannes würdiges Mittel zu retten geſucht? — Ich mag dieſe widrigen Bilder nicht weiter verfolgen. Ich frage bloß, wie denn die Wahrnehmung ſolcher Erbärmlichkeiten ein einigermaßen kräftiges, ein nicht an ſich ſchon ganz erweichlichtes Gemüth niederbeugen, wie ſie in ihm ein anderes Gefühl, als das des Widerwillens, erzeugen können? Ich wenigſtens kann verſichern, daß ich, ſeitdem ich erwachſen bin, ſeitdem

ich über Menſchen und Charactere einigermaßen zu denken und ſie zu beobachten angefangen habe, nie ein anderes Gefühl darüber empfunden habe, und daſſelbe wirſt Du und werden viele unſerer Glaubensgenoſſen von ſich ſagen können. Die einzigen etwas trüben Erinnerungen, die manche von uns in dieſer Hinſicht in der Seele tragen, rühren aus dem Knabenalter her, wo wir manche Gehäſſigkeiten chriſtlicher Genoſſen, aus einer rohen häuslichen Umgebung gedankenlos eingeſogen und gefühllos wiedergegeben, wenn auch kräftig genug abzuwehren, doch nicht genügend zu begreifen wußten, um gleichgültig dagegen ſein zu können. Das iſt auch in der That der bei weitem ernſthafteſte Punct dieſer ganzen Frage; hier thut allerdings Umſicht Noth, damit das zarte Alter der Kinder vor den Einflüſſen des Haſſes behütet werde, damit nicht durch die von einer leider oft ſehr weit gehenden knabenhaften Bosheit erlittenen Mißhandlungen Keime des Trübſinns und der Schwäche oder der Gehäſſigkeit in die jugendlichen Gemüther gelegt werden. Ein gutes Gegenmittel wird hier, wo die Ausbildung des Bewußtſeins und des moraliſchen Muthes noch nicht ausreichen kann, vorerſt eine frühe, tüchtige Ausbildung des Körpers und des im Gefühle phyſiſcher Kraft beruhenden Muthes ſein, die ſchon dem Knaben leicht den nöthigen Reſpect verſchaffen. Es kann daher in den Schulen wie in der häuslichen Erziehung nicht genug auf Uebungen körperlicher

Kraft und Gewandtheit gehalten werden. Das Gefühl der Kraft, vor allem der moraliſchen, und in deren Ermangelung der phyſiſchen, macht ſicher, heiter und gutmüthig, das der Schwäche befangen, trübe und reizbar. Den Erwachſenen aber müſſen vor allem Selbſtgefühl und eine reife Lebensanſicht, außerdem gegen ehrenhafte Gegner der Grundſatz der Ehre, gegen ehrloſe das Geſetz ſchützen.

Das aber räume ich nun freilich ein, daß, wenn dieſe traurige Nachtſeite, die ich eben in allen ihren düſteren Zügen geſchildert, das ganze Bild enthielte, wenn ſie alle unſere Beziehungen zu andersglaubenden Mitmenſchen umfaßte, daß dann unſer Gemüth dadurch, wenn auch nicht gebeugt, doch erbittert, doch von dem Gifte der Menſchenverachtung ergriffen werden könnte. Aber Gott ſei Dank! dem iſt nicht ſo; denn die Lichtſeite iſt weit, weit überwiegend für den, der ſie zu finden und zu ſchätzen weiß. Wo die Gränze des Schmutzes, der Selbſtſucht, der Gemeinheit iſt, da iſt auch die Gränze jenes »Haſſes«, jener »Verachtung«, jenes »Fluches«; wo die Herrſchaft einer edleren Geſinnung unter den Menſchen beginnt, da blühen auch für uns ihre Blüthen, da reifen auch für uns ihre Früchte, da wohnen Achtung, Liebe und unbefangenes Urtheil auch für uns. Selbſt in den durch die bürgerliche Zurückſetzung getrübten und verwirrten Verhältniſſen fehlt es nirgends an edleren Naturen, die das ſittlich Verwerfliche einer an den

Glauben geknüpften Rechtsentziehung empfinden, die sich ihrer schämen, und sie, wo sie können, bekämpfen. Wo nur die gesetzgebende Gewalt so organisirt ist, daß andere Elemente, als die der zünftigen Selbstsucht, in ihr zur Vertretung und zum Ausspruch gelangen, da hat sich eine Schaar biederer Männer gefunden, die, selbst den Reihen der bevorzugten Mehrzahl angehörend, für das Recht der unterdrückten Minderzahl mit Eifer und mit Liebe, so wie mit unpartheiischer Anerkennung der Personen, gestritten haben. Mögen nun diese Männer den Sieg errungen haben durch Einstimmigkeit und durch den Geist des Rechts und der Volksfreiheit, in dem ihr Streben wurzelte und der es krönte, wie in Kurhessen; mögen sie noch in dem langsam fortschreitenden Werke begriffen sein, wie in Würtemberg; mögen sie vergeblich gegen eine übelwollende Mehrheit gekämpft haben, wie in Baden; mag ihre Stimme verhallt sein und ihr flüchtiges, edles Wirken einer fürchterlichen Reaction Platz gemacht haben, wie in Baiern; mag der hochherzige, einige Wille der Vertreter eines strebenden Volkes den Widerstand eines unerschütterlichen Stabilitäts-Princips bisher zu überwinden nicht vermocht haben, wie in Ungarn: immerhin, ob siegend oder unterliegend, sind solche Erscheinungen tröstend und erhebend, sind sie leuchtende Zeugen für den Geist und die Ehre unserer Zeit, und es wäre Blindheit und Undankbarkeit, immer nur von Haß und Vor-

urtheil zu reden, wo so viel warmer und uneigennütziger Eifer, so viel edle Theilnahme an dem Recht der Unterdrückten — wenn auch meist politisch erfolglos, wie in so mancher anderen Frage, bei der es sich um Recht, Freiheit, Ehre handelte — ist bewährt worden. Nachdem wir bei den besten Männern und bei den besten Bestrebungen der Zeit so viel Sympathie für unsere gute Sache gefunden, können wir wohl politisch leiden, können sogar, statt der ersehnten Fortschritte, Rückschritte erfahren; in einen moralischen Widerstreit mit unserer Zeit, diese in einem weiteren Gesichtspunct und in ihren besseren Richtungen aufgefaßt, werden wir jedoch nie gerathen.

Aber hauptsächlich haben wir den Gegensatz zu jenen widrigen Bildern, der unserer Seele Noth thut, in solchen Gebieten zu suchen, wohin der Einfluß des bürgerlichen Unrechts nicht gelangt, auf den reinen Höhen menschlicher Beziehungen, welche die vergiftete Atmosphäre des politischen Druckes nicht erreicht. Hier prüfe jeder unbefangen die eigenen Erfahrungen, vergleiche sie mit denen Anderer und bilde sich daraus seine Ansicht. Ich, der ich durch das gesetzliche Unrecht in bürgerlicher Hinsicht so viel wie einer gelitten habe, kann versichern, daß ich hingegen an den höheren Gütern des Lebens — als da sind Achtung, Liebe, Vertrauen — nie das allergeringste durch den Glauben, dem ich angehöre, eingebüßt habe. Ich musiere vergebens den ganzen Bereich meiner Erinne-

rungen, den ganzen weiten Kreis der Eindrücke des Jünglings und des Mannes: ich entsinne mich nicht: daß ich in einem einzigen Falle die Liebe oder die Achtung eines Menschen, an dessen Liebe oder Achtung mir hätte gelegen sein können, entbehrt hätte, weil ich Jude bin. Ja ich bekenne sogar, daß ich diesem Umstande gerade von dieser Seite in einer Hinsicht Dank schuldig zu sein glaube; denn während er mich edleren Naturen in keiner Art entfremdete, hat er mir oft die Gemeinheit fern gehalten, deren gewöhnlicher Begleiter das Vorurtheil ist. Wir können uns nur zu freier und höher gestimmten Gemüthern hingezogen fühlen, weil wir nur bei solchen auf die Unbefangenheit zählen können, die uns Noth thut, wo wir uns nähern, wo wir uns hingeben sollen; die Plattheit und die Beschränktheit lassen uns Uebelwollen und Hochmuth ahnen, die uns nicht kränken, aber eine wohlthätige Scheidewand zwischen uns und zwischen jenen bilden. Was unser Verhältniß zu der vorzugsweise so genannten Gesellschaft anlangt, so beruht ja diese keinesweges auf rein menschlichen Beziehungen; sie ist, nach den Unterschieden des Standes, des Ranges, des Vermögens gesondert und von ihnen durchaus abhängig; es ist daher natürlich, daß sie es auch von dem Unterschiede der Confession ist, so lange diese im äußeren Leben einen so gewichtigen Einfluß übt. Daß dem allem so ist, das mag unerfreulich sein für den Stadtpunkt der Gesellschaft, die sich auch wohl mit dem Zunehmen ächt humaner

Bildung von ſolchen Einflüſſen allmählig befreien wird; aber ſo lange es ſo iſt, können ſich nur Thoren darüber betrüben. Ernſterer Natur iſt hier allein die Erſcheinung, daß hie und da auch wohl einmal ein edleres, werthvolleres Band, ein inniges Verhältniß der Gemüther, das ſich unter freien Verhältniſſen, in denen die Macht der Perſönlichkeit ungehemmt waltete, bilden konnte, ſpäter durch die Einwirkung trennender bürgerlicher Stellungen erſchlafft oder zerriſſen wird. Aehnliches kommt nicht ſelten als Folge anderer äußerer Verſchiedenheiten, wie zwiſchen dem Bürgerlichen und dem Adligen, dem Sohne des Armen und des Reichen vor, und kann daher auch zwiſchen dem Juden und dem Chriſten nicht in allen Fällen ausbleiben. Ueber ſolchen Verluſt mag der Freund trauern, aber der Mann kann ſich nicht verletzt fühlen durch einen Sieg, den die platte Alltäglichkeit des Lebens über reinere und edlere Empfindungen davon getragen. Beſſer in ſolchen Fällen der leidende als der ſchuldige Theil zu ſein. Uns ſei jeder Pulsſchlag der Liebe, der je in unſerem oder für uns in des Freundes Herzen geſchlagen, werth und theuer, wir wollen jeden innigern Einklang der Gemüther, jede freie, warme Jugendfreundſchaft hoch und heilig halten und ihre reine Flamme mit frommer Sorgfalt hüten. Haben wir dazu noch mit einiger Umſicht die Charactere geprüft, mit denen wir Bündniſſe geſchloſſen, die auf

die Dauer des Lebens Anſpruch machen dürfen, ſo ſind wir ziemlich ſicher vor ſolchem Verluſt. Träfe uns dennoch ein unverſchuldeter: nun ſo würden wir einen Augenblick trauern über »das Loos des Schönen auf der Erde;« aber perſönlich würden wir uns kaum verwundet fühlen.

Doch es ſind nicht allein die freien Höhen des Lebens, auf die wir unſern Blick zu richten haben, ſondern jedes Lebensverhältniß, wohin nur die trennenden bürgerlichen und künſtlichen geſellſchaftlichen Einrichtungen ihren Einfluß nicht erſtrecken, bietet uns gleiche Erſcheinungen. Nicht die freie Liebe allein nähert die Menſchen, auch die Noth, das Bedürfniß thut es; jede Lage, in der der Menſch der Hülfe des Menſchen bedarf, vermag es. Nun denn, ich habe nie gefunden, daß der Chriſt, ſelbſt der von dem gewöhnlichen Vorurtheil im Allgemeinen nicht befreite, wenn er des Rathes, der Hülfe, des Troſtes bedarf, zu dem Juden ſchwerer Vertrauen faßte, bei ihm auf minderes Mitgefühl zählte, als bei dem Chriſten. Ein ſolches aus dem Herzen fließendes, in der ächten Wahrheit des Lebens ſich bewährendes Mißtrauen würde mich ſchmerzen, weil es auf eine tiefe, innere Spaltung der Gemüther deuten würde; während der bürgerliche und geſellſchaftliche Hochmuth, wie jeder andere Standesdünkel, mir nur lächerlich und verächtlich iſt. Aber ich habe jenes Mißtrauen nirgends, weder bei den roheſten Volksklaſſen, noch bei den gebildeteren, wahrgenommen.

Ich finde hierin zuerſt eine Bürgſchaft mehr für meine feſte, aus der reichſten Erfahrung geſchöpfte Ueberzeugung, daß in den Herzen ſelbſt der roheſten Juden menſchliches Mitgefühl, Theilnahme und Mitleid für den Nebenmenſchen ohne Unterſchied des Glaubens lebt und daß die Ausnahmen hievon ſich bei ihnen ſeltener, als die umgekehrte in den Gemüthern roher Chriſten findet. Ich ſehe ferner hierin den ſtärkſten Beleg dafür, daß jener vielbeſprochene Haß ein künſtlicher iſt, ein auf eine Abſtraction, auf eine durch Politik, Geſetz, Herkommen geſchaffene Kategorie gerichteter, der die lebendigen, die wahrhaft menſchlichen Beziehungen der Individuen zu einander Gottlob! nie zu durchdringen vermocht hat. Welche Stellung im Leben hatte man nicht den Juden, ſo lange es galt, ein ausſchließendes Geſetz zu behaupten, aus den verſchiedenſten, abentheuerlichſten Gründen, unter denen ſich oft genug der behauptete Mangel des Vertrauens fand, ſtreitig gemacht! Und in welcher hätten ſie nicht, wenn nur erſt das Unrecht des Geſetzes überwunden worden, das Wohlwollen und Vertrauen auch ihrer chriſtlichen Mitbürger in genügendem Maße erlangt! Und die Empfindungen der Zuneigung, des Vertrauens und des Mißtrauens können ſich ja weſentlich und wahrhaft nur auf Perſönlichkeiten beziehen und werden nur durch eine Täuſchung, durch eine Begriffsverwirrung auf Geſammtheiten übertragen. Gegen Druck und Unrecht mag eine unterdrückte, eine

zurückgesetzte Classe in Gemeinschaft kämpfen, um Wohlwollen und Vertrauen kann nur der Einzelne werben, und da es dem Einzelnen unter uns nicht schwerer wird, sie zu gewinnen, als es dem Christen unter gleichen Verhältnissen wird, so kann uns dieses über das Uebelwollen, das die Gesammtheit, das den Namen trifft, trösten!

Die erfreulichsten Erscheinungen dieser Art aber bieten sich in solchen Fällen dar, wo beide Momente, ein höheres und ein irdisches, wo Liebe und Bedürfniß, ein geistiges Streben und die Nothwendigkeit der Hülfe Vieler, sich auf einem Punkte begegnen. Ich meine hier alle solche Bestrebungen, die nicht dem Eigennutz, nicht dem Bedürfniß des Einzelnen dienen, sonderen höheren, gemeinnützigen, menschlichen Interessen, die aber zur Förderung ihrer Zwecke der Vereinigung der Kräfte, der thätigen Mitwirkung Vieler bedürfen. Ich wüßte kaum irgendwo in Deutschland ein menschliches Streben und Wirken der Art, sei es dem Rechte und der Freiheit, sei es der Erziehung und Veredlung, sei es dem Wohlthun und dem Gemeinwohl gewidmet, an dem nicht Juden mit Freude und Bereitwilligkeit durch Rath und That, Arbeit und Mittel mitwirkten und bei dem nicht ihre Mitwirkung freundlich aufgenommen, ja wo sie nicht gesucht und darauf gezählt wurde. Wir finden auch hier, daß das höhere Wollen und Streben vereinigt, was das niedrige getrennt hat. Darum kommt unse-

rer Sache, ſo wie es kaum irgend eine ſchlechte Leidenſchaft giebt, die ſich ihr nicht verderblich und feindlich zeigt, wiederum jedes edlere Bemühen zu Gute. Darum wollen wir fortfahren, an jedem Werke, das dem Wohle, dem höheren Intereſſe, dem Fortſchritte der Menſchheit gilt, an jedem Kampfe gegen Selbſtſucht und Gemeinheit thätigen, frohen Antheil zu nehmen, ungebeugt, unverdroſſen und geiſtig unverletzt.

Das wären nun, ſo weit meine Lebenskenntniß reicht, die dunkeln, und die hellen Seiten der Erfahrungen, denen wir begegnen und an denen ſich unſer Gemüth gleichſam zu bilden hat, den einen ſich mit dankbarer Liebe hingebend, ſich an ihnen wärmend und nährend, des Einfluſſes der anderen ſich mit Kraft und Ernſt erwehrend. Wir horchen begierig auf jeden Ton der Liebe, der ſtets Anklang und Erwiederung in unſerer Bruſt finden wird; wir lauſchen nicht minder auf jedes unbefangene Urtheil; ja wir beachten den Tadel gern, wenn er aus lauterer Quelle fließt; ſelbſt der übelwollende Tadel kann uns nützen, wenn er uns, die Einzelnen, die der Beſſerung bedürftigen, die nach Beſſerung ſtrebenden Menſchen trifft. Aber gegen »Haß und Verachtung,« die unſeren Glauben, die unſere Abkunft treffen, ſind wir gewaffnet mit ſtolzem Selbſtgefühl, das unſer Gemüthsleben vor ihrer leiſeſten Berührung ſchützt. Wo uns Vorurtheil ſtatt des Urtheils, Hochmuth und vorgefaßte Abneigung ſtatt der beſonnenen Prü-

fung entgegentritt, da müſſen wir vor allem, ſo gut wie der Bürgerſtand dem Adel gegenüber, den Schwerpunkt menſchlicher Würde in uns ſelbſt, in dem eignen Bewußtſein, in dem eignen Character ſuchen; erſt dann kann an Frieden und Ausgleichung mit dem, was uns feindlich iſt, gedacht werden. Um Liebe mag man betteln, wenn man erſt Achtung errungen hat; aber Achtung hat noch kein Menſch erbettelt, und die unentbehrliche Wurzel der zu erringenden Achtung Anderer iſt die Selbſtachtung. Die Zeit iſt Gottlob! vorüber, wo die gebildeteren Juden glaubten, für ihr Daſein als Juden Verzeihung und Vergeſſen erbitten zu müſſen, indem ſie es ſelbſt zu vergeſſen ſcheinen wollten: ein Irrthum, der dem Fortſchritt wahrer Ausſöhnung nicht wenig geſchadet hat. Nie wird eine Zwieſpalt der Art dadurch vergeſſen, nie durch ein feines Schmiegen und Kriechen von Seiten der Schwächern enden; ein ſolches wird nur Verachtung auf Verachtung häufen. Wo Haß und Zwieſpalt iſt, da muß auch Kampf dagegen ſein, der bis zu Ende gekämpft werden muß; in rohen Zeiten war es ein phyſiſcher, in gebildeteren iſt es meiſt ein geiſtiger Kampf, aber nicht minder ein Kampf. Nur wer dem edlen, aber irrenden Feinde die offene Bruſt zugewendet, der wird ihm einſt als Freund die Hand drücken können; die Hand des Fliehenden, des ſich vor dem Haſſe Krümmenden hat noch kein Feind gefaßt. Das ſind die Ue' rzeugungen, die unſeren Kämpfen, unſe-

rem Zürnen zum Grunde liegen; ich habe die innerſte Seelenſtimmung, von der wir dazu getrieben werden, mit äußerſter Offenheit dargelegt; jedes edlere menſchliche Gefühl möge darüber richten!

Dein

G. N.

Elfter Brief.

April 1841.

Meine letzten Briefe haben ſich von dem literariſchen Gebiete, von dem ich ausging, weit entfernt; ich hoffe aber, Du wirſt darin keine Abſchweifung von meinem Zwecke erblicken, zu dem ich auf dieſem Wege eher zurückzukehren glaube, da ich ja in der Literatur nur ihre Beziehungen auf das Leben, in dem Schriftſteller nur die Characterzüge des Menſchen ſuche. Gern knüpfe ich den Faden wieder an meinen letzten, beſonderen Ausgangspunct, an die Beſprechung Michael Beer's an. Hatte ich in den meiſten Fällen bisher nur eine Gemeinſchaft zurückzuweiſen, die uns in gehäſſiger Abſicht aufgebürdet worden, ſo konnte ich hier, ohne die zwiſchen uns obwaltenden Unterſchiede zu überſehen, doch von ganzer Seele und mit inniger Verehrung vor einem edlen Gemüthe, die Verwandtſchaft der Weiſe, in welcher

Michael Beer dichtete und dachte, mit unserm besten Streben und Fühlen anerkennen. Vermag ich die bei ihm vorherrschende Gemüthsrichtung nicht für die normale, für die wünschenswertheste zu halten, so ist sie doch eine edle, theilnehmende, von wahrer Empfindung für das Schicksal seiner Glaubensgenossen durchdrungen gewesen, der nur mehr Stärke und Selbstständigkeit gefehlt hat, um uns Allen als ein hohes Muster vorzuleuchten. Seltsam! Während man uns mit Schriftstellern, in denen jedes Wort, jeder Zug unserer Sinnesart widerstreitet, erdichtete Sympathien aufbürdet, weiß man hier, wo manche Züge inniger Verwandtschaft unverkennbar sind, nur einen Gegensatz zwischen dem edlen Dichter und seinen zornigen Glaubensgenossen hervorzuheben. Habe ich dem entgegen die Züge geistiger Aehnlichkeit gern geltend gemacht, so vermochte ich doch auch die Wahrheit des Gegensatzes in einem gewissen Sinne nicht zu läugnen. Ich habe diesen zu verstehen und zu erklären gesucht auf eine Weise, wornach alle Vorzüge des Geistes und der Phantasie bereitwillig dem Dichter zuerkannt werden und nur der eine, schlichte Vorzug einer richtigeren, kräftigeren, dem Leben und der Zukunft zugewendeten Auffassung unserer Stellung als Juden — für uns anderen Prosaiker in Anspruch genommen wird.

Wenn ich, an das Andenken Michael Beer's anknüpfend, weitere Puncte der Anziehung und der

Sympathie auf dem literariſchen Gebiete ſuche, ſo liegt mir eine zartfühlende Dichterinn am nächſten, die das frühe Grab des Dahingeſchiedenen mit friſchen Blumen der Poeſie geſchmückt hat, die auch dem Lebenden befreundet war, und deren dichteriſche Empfindung unſeren beſten Beſtrebungen innig verwandt iſt, die das Leid und die Hoffnung ihrer Glaubensgenoſſen gern zum Stoff ihrer Lieder gewählt hat. Du kennſt den »Kettenſchmidt« von Henriette Ottenheimer und andere ihrer Gedichte, die eine gleiche Geſinnung athmen. Hier iſt tiefes Gefühl für die Hoheit und Würde des Glaubens, für das ſittliche und bürgerliche Wohl ſeiner Bekenner, hier iſt ein ſchönes, warmes Gemüth, genährt von den edelſten Säften eines guten und reinen Strebens. Hier iſt kein Zorn, keine Heftigkeit, auch keine krankhafte Gereiztheit, es iſt ein milder, liebevoller Aufruf an die edleren Empfindungen der Menſchennatur, um den Haß, die Liebloſigkeit und das Vorurtheil zu überwinden; es iſt ein tief menſchliches Gefühl, das ſich in das ihm zunächſt liegende Leid liebevoll verſenkt und mit freundlicher Stimme tröſtet und heilt. Menzel hat die früheren Gedichte der Verfaſſerinn mit hoher Anerkennung ihrer edlen Geſinnung und ihres liebenswürdigen Talents auf's wohlwollendſte beurtheilt (Literaturblatt v. 1833 Nro. 54.) Den »Kettenſchmidt« hat er, ſo viel ich mich entſinne, nicht angezeigt. Wenn er dieſer Dichtung einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo müßte

er wahrnehmen, daß in ihr wie auch ſchon in manchem frühern Gedichte der Verfaſſerinn, tauſend Mal mehr Verwandtſchaft mit jüdiſchem Weſen und Streben lebt, als in allen den literariſchen Erſcheinungen, in denen er Veranlaſſung gefunden hat, ſo viel Gehäſſiges über uns auszuſchütten.

Auch andere Dichtungen, die wirklich Geſchichte oder Geſinnung, Vergangenheit oder Gegenwart der Juden wiederſpiegeln, die man demnach allerdings in die Beurtheilung ihrer Verhältniſſe zu verflechten berechtigt wäre, hat die Kritik bisher wenig oder gar nicht beachtet. So die Geſänge Obadiah's von Steinheim, die ein erhabener Ausdruck jenes alten, innigen, in ſich verſunkenen, aber in ſeiner Einſeitigkeit ſtarken und bedeutenden jüdiſchen Lebens und Empfindens ſind: einer Gemüthsrichtung, die, ſo viel auch eine philoſophiſche Lebensanſicht dagegen einzuwenden haben mag, doch der Dichtung einen reichen Stoff bietet und in ihr verklärt, durch ſie erhalten zu werden verdient, während ſie nach den unabänderlichen Geſetzen menſchlicher Entwickelung aus dem Leben mehr und mehr verſchwindet. Nur muß ſie, wie es hier geſchehen, in ihrer naiven Wahrheit aufgefaßt, nicht, wie bei Joel Jacobi, mit den Fetzen aller erdenklichen Arten von Obſcurantismus ausgeſchmückt ſein; die Dichtung muß einer aufrichtigen, gemüthlichen Anhänglichkeit an den Glauben, liebevollen, harmloſen Erinnerungen des Familienlebens entſprie-

ßen, nicht aber ſchlau darauf berechnet ſein, einflußreichen Tendenzen des Rückſchritts auf den verſchiedenſten Gebieten zu ſchmeicheln. — Zu den Dichtungen der erſteren Art gehören auch die Stufengeſänge und einige andere Gedichte von Stein, die ihren Stoff theils in den geſchichtlichen Erinnerungen, theils in den gegenwärtigen Anſchauungen und Beſtrebungen der Juden ſuchen und beiden eine gleiche Liebe und Innigkeit widmen.

So ſelten es nun vorgekommen iſt, daß man an literariſche Charactere dieſer [illegible], die doch die nächſte Veranlaſſung dazu geben, Betrachtungen über Juden geknüpft hat, ſo häufig iſt es bekanntlich bei Gelegenheit anderer geſchehen, die nichts mit den Juden gemein haben, in deren Art man aber Stoff zu Gehäſſigkeiten, den man nicht unbenutzt laſſen wollte, zu finden meinte. Wie und mit welchem Rechte ſo bei Heine verfahren worden, haſt du geſehen. Ein anderer Character, an den namentlich Menzel häufig ähnliche Schmähungen geknüpft, iſt die vielbeſprochene Rachel. Ihre Beurtheilung durch ihn hat verſchiedene Stadien durchlaufen, in denen denn auch die Beziehungen, in welche er die Juden zu ihr bringt, wechſeln. Gleich anfangs beurtheilte er ſie freilich ſchon im Zuſammenhange mit den Schriftſtellern des jungen Deutſchlands, aber er ſetzte ihr Verhältniß zu dieſen als das des extremen Gegenſatzes feſt zwiſchen ihrer ariſtokratiſchen, geiſtigen und geſellſchaft-

lichen Ueberverfeinerung und der in jenen durch eine Art von Reaction dagegen ausbrechenden Rohheit (Literaturblatt v. 1835 Nr. 108). Dieſe Beurtheilung ließ wenigſtens den ſittlichen Character angefochten und vom Judenthum kam darin nichts vor. Aehnlich iſt die Auffaſſung in der deutſchen Literatur Bd. 2. S. 260. Nur wird hier das »Trachten nach »ſocialer Vornehmheit, die Wolluſt jeder vornehmen »Berührung, das kindiſch glückliche Kokettiren mit »jeder fürſtlichen Bekanntſchaft« noch ſchärfer gerügt. Auch heißt es in demſelben Zuſammenhange, nachdem noch von dem »feinen Zuſpitzen der Gedanken« die Rede geweſen: »Und alles im heiligen Namen Goe»the's, daß man ihm nachtrachte, daß man in ihm »lebe und ſterbe, dem neuen Meſſias der Juden.« Dieſelbe Bezeichnung Goethe's als das »neuen Meſſias zunächſt der Juden, dann aber auch der Welt überhaupt,« kommt noch einmal (S. 266.) bei Gelegenheit der unglücklichen Charlotte Stieglitz wieder. Was das heißen ſoll, weiß ich nicht; ich ſehe nur, daß es von gleichem Zuſchnitt mit allem Uebrigen iſt. Daß man die Juden einer überwiegenden Verehrung vor dem Namen Goethe beſchuldige, das iſt eben ſo neu wie aus der Luft gegriffen. Anderwärts — in einem Aufſatze, den ich jetzt nicht zur Hand habe, der aber, wenn ich nicht ſehr irre, im Anfange des Jahres 1836 in der Frankfurter Zeitſchrift »Phoenix« abgedruckt war, und von einem

übrigens sehr achtungswerthen und wohlmeinenden Manne herrührte — ist die lebhafte Abneigung Börne's gegen Goethe auf Rechnung seiner jüdischen Abkunft, seiner damit angeblich zusammenhängenden undeutschen Richtung u. dgl. geschrieben worden. Auf die Weise käme Menzel, der in diesem Punkte mit Börne auf einer Linie steht und seine ärgsten Uebertreibungen gut geheißen hat, auch unter die Juden mit reichlich so vielem Grunde, wie alle die, welche er wider ihren Willen unter diese Fahne gereiht hat. Wir sehen auf diese Weise die Juden für die Extreme der ästhetischen Ansicht verantwortlich gemacht, wie sie es bekanntlich längst schon für die Extreme der politischen Gesinnung, Ultraliberalismus und Servilismus, gemacht worden sind. Ich halte die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Börne's Haß gegen Goethe und dem Judenthume freilich für sehr unmotivirt; aber der Vorwurf einer zu weit getriebenen Huldigung vor Goethe, und das müßte doch der »Messias der Juden« bedeuten, wenn er irgend etwas bedeuten soll — ist noch weit absurder und ermangelt auch des schlechtesten Vorwands, so wenig auch übrigens etwas so gar Schlimmes an der Sache wäre. Ich habe, — um mich an den einmal zur Sitte gewordenen Gegensatz zu halten, — unter meinen Glaubensgenossen immer zehn begeisterte Verehrer Schiller's eher, als einen einzigen von Goethe gefunden. Wenn der verschiedene Grad des

Enthusiasmus für diese Dichter sich an eine Verschiedenheit der ästhetischen Grundansicht knüpft, so ist es wohl am ehesten die, die auf dem Grade der Werthschätzung der Form oder des Stoffes der Poesie, der bloßen Schönheit oder der sich kundgebenden Gesinnung und des die Dichtungen durchdringenden und belebenden sittlichen Enthusiasmus für Freiheit, Menschenwürde und alle hohen Ideale der Menschenbrust beruht. In dieser Differenz nun neigen die Juden ihrer ganzen Art und Geistesrichtung nach weit eher auf die letztere Seite; das rein ästhetische Schwelgen an der schönen Form ohne alle Rücksicht auf den Inhalt wird man unter ihnen seltner finden, die Lieblingsdichter der Juden sind daher weit häufiger Schiller, Lessing, Jean Paul, Anastasius Grün und andere Dichter, in denen der begeisternde Inhalt, die glühende Theilnahme an jedem hohen Streben der Menschheit, die Wärme für Freiheit, Menschenwürde und Menschenglück, das Streben nach Schönheit der Form überwiegt oder doch aufwiegt, als solche, bei denen diese als die erste und letzte Aufgabe des Dichters erscheint, so daß der Stoff nur durch die Form, die Empfindung allein durch die Art ihrer Behandlung poetische Geltung erhält. In dieser Beziehung haben gerade die ästhetischen Principien Menzel's unter den Juden viel Anklang gefunden, weit mehr als die eines seiner Gegner. Ich weiß, daß die Böswilligkeit jene Richtung so

auslegen kann, daß die Juden diejenigen Dichter vorzugsweise lieben, von denen sie — ähnliches hat, wenn ich mich recht erinnere, z. B. Gutzkow gesagt — Vortheile für ihre Emancipation erwarten. Ich scheue jedoch diese engherzige Deutung nicht. Ich halte es für einen geistigen Gewinn, wenn das Gefühl, daß die Erfüllung unserer innigsten Hoffnungen von dem Siege der höchsten Ideen, welche die Menschheit bewegen, abhängt, — wenn dieses Gefühl uns eine wärmere Empfänglichkeit für diese Ideen, für ihren Fortschritt auf jedem, unserm Rechte äußerlich noch so fern liegenden Gebiete, für ihre poetische Darstellung selbst, einflößt. Dabei muß ich mich freilich dagegen auf's entschiedenste verwahren, als wenn ich in der ästhetischen Ansicht irgend ein Verdienst, irgend etwas, was zu einem Schlusse auf den moralischen Character berechtigte, finden wollte, was ich vielmehr für eine sehr große Thorheit halte. Man kann im Leben die Tugend, die Freiheit und alles Edle mit Wärme lieben und doch im Gebiete der Kunst vor allem Anderen an der Schönheit der Form Gefallen finden; so wie man auch umgekehrt das Sittliche in der Dichtung mehr als im Leben lieben und es, wie der Mann in der Jeremiade bei Schiller, beklagen kann, daß »die Tugend aus der »Aesthetik in die Politik vertrieben« wird. Es fragt sich ja überhaupt noch, ob nicht jener so häufig angenommene Gegensatz selbst nur in einer unentwickel-

ten äſthetiſchen Anſicht ſeinen Grund hat und ſich unter einem höheren Geſichtspuncte auflöſt. Ich will daher das oben von der poetiſchen Vorliebe der meiſten Juden Geſagte eben ſo wenig als Lob wie als Tadel geſagt, ſondern lediglich als Thatſache angeführt haben. Nur ſo viel iſt klar, daß die Bezeichnung Goethe's als der »Meſſias der Juden« eben ſo gedankenlos und albern iſt, wie alles übrige in dieſer Weiſe Ausgeſprochene.

Aber Menzel iſt auf dieſer Stufe einer immer noch milden Beurtheilung der literariſchen Perſönlichkeit Rahel's nicht ſtehen geblieben. Erſt ſpäterhin hat es ihm beliebt, die Entdeckung zu machen, daß dieſelbe eben mit der verſchrieenen Geiſtesrichtung, zu welcher er ſie anfangs in einen Gegenſatz brachte, in eine Categorie gehöre. Zu gleicher Zeit hat er denn auch angefangen, ſich davon zu durchdringen, daß ſie von Haus aus eine Jüdinn iſt, und ihr dieſen Umſtand unaufhörlich vorzuhalten. Ohne daß er ſich die Mühe gegeben hätte, dieſe neue Anſicht aus ihren Briefen neu zu begründen, hat er »Rahel und das äſthetiſche Judenthum in Berlin« unter die Zweige der laſterhaften und gottloſen Literatur zu zählen begonnen und hat bis auf die neueſte Zeit herab bei jedem Anlaß von dem »unſittlichen Gewäſch, den unmoraliſchen Lehren« u. ſ. w. »der Berliner Jüdinn« geredet. (S. Literaturblatt von 1836 No. 98; von 1839 No. 66; v. 1840 No. 31 und an manchen andern Stellen.) So viel ich weiß, knüpfen ſich dieſe, weil gegen eine

Frau gerichtete, doppelt giftige Schmähreden, an eine einzige Aeußerung von ihr, in welcher sie das Schicksal einer ohne Liebe geschlossenen ehelichen Verbindung beklagt: eine Ansicht, die viele der reinsten Gemüther vor ihr gehegt haben und nach ihr hegen werden. Wie viel reiner Seelenadel aus anderen ihrer Aeußerungen spricht, wie hoch ihr Character nicht minder als ihr Geist von vielen der besten und einsichtsvollsten Männer geachtet werden, das wird dabei, wie natürlich, übersehen. Ebenso wird sie — z. B. auch von G. Pfizer in der angeführten Abhandlung über Heine S. 232 — in die Anklage wegen Mangels an Vaterlandsliebe mit verwickelt, weil sie geäußert hat, »es werde eine Zeit kommen, wo Nationalstolz eben so angesehen wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit.« Wie aber dieselbe Frau im Jahre 1806 Gott auf den Knieen um die Erhaltung Magdeburg's bittet, wie sie im Jahre 1813 den vaterländischen Aufschwung in innerster Seele mit glühendem Eifer theilt und sich in Prag mit unermüdlicher Hingebung der Pflege verwundeter Krieger widmet, welche Liebe zu ihrem Vaterlande, welcher Stolz auf dasselbe aus ihren Aeußerungen über Friedrich den Großen, über Frau von Stael hervorleuchtet, kurz, wie tief ihr Herz von eben jenen Empfindungen erfüllt war, deren Werth ihr grübelnder Geist im Prinzip einen Augenblick bezweifeln konnte, das bleibt dabei natürlich außer Acht. Was mich bei der ganzen Sache wundert, ist nicht

die böswillige Weiſe der Beurtheilung, denn dieſe ſtimmt genau zu allem Uebrigen — aber es iſt die Gleichgültigkeit, die dieſen wiederholten Schmähungen gegenüber von ſo vielen Seiten beobachtet wird. Ich weiß deutſche, eben ſo chriſtlich fromme, wie patriotiſch geſinnte und in beider Hinſicht von Allen anerkannte Männer in nicht geringer Anzahl, welche die ehrendſte, wärmſte Huldigung dem Geiſte wie dem Character der Frau, von der hier die Rede iſt, öffentlich und privatim dargebracht haben, welche ihr Andenken preiſen und hoch halten. Oder hatte man z. B. mit Unrecht — um nur einen der Edelſten unter Vielen zu nennen — eine der am meiſten enthuſiaſtiſchen Anzeigen der Briefe Rahel's dem frommen, trefflichen, verehrten Guſtav Schwab allgemein zugeſchrieben? Warum ſehen es nun dieſe Männer ſo gelaſſen mit an, daß der verehrte Namen nun ſchon ſeit Jahren, um einer kleinlichen Leidenſchaftlichkeit zu dienen, in den Koth geſchleift wird? Warum erhebt ſich kein ritterlicher Kämpfer, deſſen Ruf fleckenlos, deſſen literariſche Stellung unbetheiligt iſt, um die Ehre einer Frau und einer Dahingeſchiedenen gegen Schimpf und Schmach zu vertheidigen. Ich kann und mag nicht glauben, daß unſere Literatur ſo tief geſunken iſt, daß achtbare Männer, da wo es ſich um die dringendſten Forderungen der Ehre handelt, die kritiſchen Bannſtrahlen eines einflußreichen Organs fürchten oder gar ſich durch literariſches Klickenweſen zum Schweigen be-

ſtimmen laſſen. Man wird vielleicht eher zu der Annahme geneigt ſein, es ſei Verachtung gegen ohnmächtige, nichtige, in ſich ſelbſt zerfallende Schmähungen, die man keiner Widerlegung werth halte. Aber die Rechtfertigung, dünkt mich, kann am wenigſten gelten. Ich will ſelbſt davon abſehen, daß gerade Menzel's Stellung, was wir auch gegen ihn einwenden mögen, viel zu bedeutend iſt, ſein Einfluß auf die Literatur viel zu groß geweſen, um, zumal von Solchen, die ſeine Wirkſamkeit auf manchen Puncten hochgeſchätzt haben, überſehen werden zu können; daß er zu den Gegnern gehört, die man mit aller Anſtrengung bekämpfen mag, die man aber nicht ignoriren darf. Auch bei einem viel Unbedeutendern würde jener Grund nicht zureichen. Es iſt ein eignes, bedenkliches Ding um jene ſchweigende Verachtung, von der Keiner etwas merkt, die daher ſo leicht mißdeutet wird, und die Das, was ſie geringſchätzt, Kraft und Geltung gewinnen läßt. Mag auch mancher Grund zu ſchlecht ſein, um ihn zu widerlegen, ſo iſt doch keine Beleidigung zu ſchlecht, um ſie zurückzuweiſen, und Schmähungen, welche die Ehre einer Frau, das Andenken einer Verſtorbenen beflecken, ſollten von Jedem, der dieſes Andenken verehrt, nicht ſchweigend verachtet, ſondern laut gezüchtigt werden.

Wenn ich nun in Ermangelung Beſſerer, Angeſehener und Berufener, gern bereit bin, mit meiner geltungsloſen Stimme gegen die Verläumdung des

ſittlichen Characters einer ausgezeichneten, dahingeſchiedenen Frau zu proteſtiren, ſo bin ich dabei um ſo unpartheiiſcher, als ich Dir im Uebrigen bekennen muß, daß ich mich keineswegs zu denen zähle, die für die literariſche Perſönlichkeit Rahel's, wie ſie ſich in ihren Briefen kund giebt, einen hohen Grad von Sympathie empfinden. Wenn auch Geiſt und Ideenreichthum zu verkennen kaum möglich iſt, ſo habe ich mich doch mit der Art der Behandlung und des Ausdrucks, die nach ſo hoher unmittelbarer Natürlichkeit zu ſtreben ſcheinen, und eben darum oft ſo gezwungen ſich ausnehmen, nie befreunden können. Indeſſen an meinem perſönlichen Urtheil hierüber iſt überaus wenig gelegen, zumal da ſo manche fähigere Beurtheiler ihre Stimmen, meiſt im entgegengeſetzten Sinn, hierüber abgegeben haben. Was aber allerdings hervorgehoben werden muß, iſt das, daß das Judenthum an der geſammten Geiſtesrichtung dieſer Frau, an ihren Vorzügen ſowohl, wie an ihren Fehlern ohne allen Antheil iſt. Was die Vorzüge betrifft, ſo bin ich allgemeiner Zuſtimmung gewiß und kann mir den Beweis meines Satzes erſparen. Von ihren Lobrednern hat, ſo viel ich mich entſinne, keiner ihren hohen Geiſt, ihre umfaſſende Bildung, ihr tiefes Gefühl auf Rechnung ihrer jüdiſchen Abkunft geſchrieben, und man hat ſehr wohl daran gethan, es zu unterlaſſen. Aber ſo wie man angefangen hat, ſie unmoraliſch und unpatriotiſch zu finden, hat man, wie

gesagt, auch mit Gewalt die Jüdinn an ihr hervorzuheben angefangen. Guter Gott! wenn einer der Frau, die ihr Leben lang gefürchtet hat, daß man ihr ihr längst abgethanes Judenthum vorwerfe, bei ihren Lebzeiten vorausgesagt hätte, daß man einst nach ihrem Tode sie dem Judenthume vorwerfen, in ihren Schriften zu dessen Schmähung Stoff finden würde! Von früher Zeit an gesellschaftlich wie geistig, in christlichen Kreisen lebend, von christlichen Freunden umgeben, von christlichen Einflüssen ausschließlich beherrscht, scheint sie gegen alle jüdischen Angelegenheiten und Bestrebungen dieselbe vornehme Gleichgültigkeit gehegt zu haben, die in der Periode, in welche ihre Ausbildung fällt, zu Berlin bei den gebildeten Juden und Jüdinnen, die denn auch gleich ihr in großer Menge zum Christenthum übergingen, üblich war. Ich will hiemit keinen Vorwurf gegen die Dahingeschiedene aussprechen, sondern nur eine Thatsache festhalten. Sollte wider Willen etwas Vorwurfsartiges in meinen Worten liegen, so hätte jedenfalls sehr Weniges genügt, um dem zu begegnen. Unsere Sache ist nicht gewohnt, große Ansprüche auf Theilnahme zu machen; sie weiß sich mit einem sehr geringen Maße zu begnügen. Unter den vielen höhern Interessen, die ihr reges, nach allen Seiten hin mitempfindendes Gemüth ansprechen, die ihren nach allen Richtungen hin weit und tief schauenden Blick beschäftigen, hätte doch auch das gewiß wohlmeinende

und nicht mühelose, auf Ueberwindung von Druck und Haß gerichtete Streben der Juden eine, wenn auch augenblickliche Sympathie finden können; es wäre doch auch wohl eines flüchtigen Blickes werth gewesen, nicht des Glaubens ihrer Väter wegen, der ja längst nicht mehr der ihrige war, sondern allein wegen seiner menschlichen Bedeutung, da ja sonst nicht leicht ein menschliches Streben ihrem Gemüthe ganz fremd geblieben. Aber gerade für dieses scheint sie kein Auge, kein Mitgefühl gehabt zu haben. Die jüdische Sache scheint ihr zu unästhetisch, zu wenig gesellschaftsfähig, zu unbeliebt am Hofe Göthe's und in anderen höheren Kreisen gewesen zu sein, um sich zu einiger Sympathie mit derselben herabzulassen. Es findet sich, so viel ich mich entsinne, in dem, was von ihr veröffentlicht worden, keine Spur einer solchen Sympathie, wenn ich eine Aeußerung des Mitleids in einem kurzen aber ansprechenden Briefe an ihren Schwager, den bekannten Juristen Asser in Amsterdam ausnehme, dessen in einer Lebensbeschreibung des Letzteren (in Jost's Israelitischen Annalen v. 1839, Nr. 8.) gedacht wird und worin sie ihn auffordert, sich mit einer Geschichte der Juden zu beschäftigen. — Nur einmal sehen wir sie mit tiefer, ernster Empfindung ihrer jüdischen Abkunft gedenken in einer von dem Standpunkte ihrer Gefühle aus edlen und rührenden, aber für uns und unsere Art, über die Sache zu denken und sie zu empfinden, verletzenden

und abstoßenden Weise. Du erinnerst Dich gewiß dieser merkwürdigen Stelle in Varnhagen's Einleitung zu ihren Briefen. Es war in den letzten Tagen ihres Lebens, fast im Angesichte des Todeskampfes. Hier äußert sie in frommer, gottergebener Stimmung gegen ihren Gatten, daß, was ihr so lange Zeit ihres Lebens die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück gewesen, eine Jüdinn geboren zu sein, daß sie das um keinen Preis jetzt missen möchte. Sie vergleicht dieses Verhältniß mit ihren Krankheitsleiden und fragt, ob sie sich einst nicht auch an diesen freudig erheben, sie um keinen Preis werde missen wollen. Das ist allerdings eine fromme, erhabene Empfindung beim Nahen des Todes, insofern man sich in ihre Voraussetzungen hineinfühlt. Nur beruhen diese leider! in einer vorangegangenen, engen und kleinlichen, was das »Leid und Unglück« angeht, bejammernswerthen, was aber vollends die »Schmach« betrifft, verächtlichen Lebensansicht, die schwerlich dem starken Gemüthe dieser Frau, sondern eher schwächlichen Jugendeindrücken, deren sie nicht Herrin werden konnte, entsprungen sein dürfte, und die wir, denen das Judenthum keine unbequeme, peinliche Erinnerung, keine Schmach und kein Unglück, sondern eine des Strebens volle Gegenwart ist, mit aller Kraft zurückweisen müssen. Auch wir werden in der letzten Stunde sicher der religiösen Gemeinschaft, in der wir lebten und sterben, mit Innigkeit gedenken, aber nicht als

einer Schmach, mit der uns erſt der Gedanke des Todes aussöhnt und uns darüber erhebt, ſondern als des Bandes und der Sache, an die ſich ein Theil unſeres letzten Wirkens und Hoffens und Empfindens knüpfte, für die wir manches gelitten und entbehrt, aber zu denen wir uns ſtets offen bekannt und in deren ſittlichen Bedeutung wir inneren Lohn für Leiden und Entbehrungen gefunden haben. Und eine ſolche, der jüdiſchen ſo ganz entgegengeſetzte Art zu ſein, zu fühlen und zu denken rechnet man dem Judenthume zu, ſobald man etwas gehäſſiges, das der Böswilligkeit frommt, an ihr zu entdecken vermeint!

Dein

W. M.

Zwölfter Brief.

Mai 1841.

Du fragſt, lieber Freund, ob ich in Nro. 45 und 46 von Gutzkow's Telegraphen die Recenſion des Herausgebers über Steinheims Meditationen über die Verhandlungen der Holſteinſchen Ständeverſammlung geleſen habe, und was ich dazu ſage. Von der Lectüre komme ich ſo eben, ſie enthält Manches, was der Widerlegung bedarf und werth iſt, und ich für mein Theil bin dazu um ſo mehr beru-

fen, da ſich ja der Tadel des Recenſenten an einer Stelle beiläufig auf mich mit erſtreckt. Ich fange mit der Stelle an, da ſie gerade zu den bezeichnenderen gehört. »Sie« die jüdiſchen Schriftſteller, heißt es hier, »kämpfen nur gegen unſere chriſtliche »Tyrannei und vergeſſen, daß die Stellung der Juden in Deutſchland eine Folge des Vorurtheils iſt. »Vorurtheile laſſen ſich allerdings beim Gebildeten »wirkſam bekämpfen; aber auch ſelbſt bei dieſem nicht »ſo ſchnell ausrotten, als ſich Rieſſer, Steinheim »u. A. einbilden.« Aus welcher Stelle meiner Schriften hat der Recenſent dieſe Einbildung herausgeleſen? Mein unmittelbares Streben war nicht einmal auf Beſeitigung des Vorurtheils, ſondern des politiſchen Unrechts gerichtet. Letzteres läßt einen ſchnellen Fortſchritt ohne Zweifel eher zu, als erſteres, bei dem einen kann ein beſtimmter Act der Geſetzgebung, die Schöpfung eines geſchichtlichen Augenblicks helfen, bei dem anderen nur die Umgeſtaltung der Geſinnungen. Auch fällt der Anfang meiner allerdings bisher faſt erfolgloſen Beſtrebungen in eine Zeit, wo ein flüchtiger Aufſchwung des Völkerlebens die täuſchende Hoffnung auf raſche Fortſchritte, auf Tage des Sieges entſchuldigen mochte. Dennoch habe ich gleich in der Vorrede zu meiner erſten Flugſchrift mein Streben als die Aufgabe eines Lebens bezeichnet. Wo iſt denn die Einbildung von »ſchnellen Ausrotten,« von einer Wirkſamkeit »über Nacht«

wie es weiterhin in demſelben Zuſammenhange heißt, auch nur auf dem politiſchen Gebiet, geſchweige auf dem moraliſchen? An die Anklage ſind wir übrigens gewöhnt; ſie iſt eine der häufigſten und, ich glaube, der ungerechteſten, von denen jedes freiſinnige Streben, auf welchem Felde es ſei, betroffen wird. Weil der Gedanke die Gewißheit ſeiner Verwirklichung in ſich trägt und ſein Ziel daher ſtets in lebendiger Gegenwart vor ſich ſieht, weil er die Schranken der Zeit nicht kennt und mit Geiſtesſchnelle mißt, weil die Idee in dem Bewußtſein ihrer Ewigkeit den Augenblick nicht achtet und ſeinen zähen Widerſtand, darum glaubt man denen, die von ihr erfüllt ſind, den Vorwurf machen zu dürfen, daß ſie alles auf einmal zu erreichen hoffen. Kennt der die Weite des Weges nicht, der das Ziel klar und feſt im Auge hält? Kennt Der den Kampf nicht, der des Sieges der guten Sache gewiß iſt und deſſen Seele ihn ſchon feiert? Hat der Mann, der mit dem Auge des Geiſtes eine neue Welt anſchaute, und der mit Zuverſicht hinausfuhr in das unermeßliche Weltmeer, um an ihrem Ufer zu landen, — hat der darum geglaubt die Küſte heute oder morgen zu finden? Der Idee Widerſtand zu leiſten, ihren Lauf zu hemmen und ihr Schritt vor Schritt den irdiſchen Boden durch aufgethürmte Hinderniſſe ſtreitig zu machen, das bleibt billig ihren Gegnern und der gemeinen Wirklichkeit der Dinge überlaſſen, die wir aus alter Erfahrung ſehr wohl kennen und deren ſchwe-

res, niederziehendes Gewicht wir zu keiner Zeit übersehen haben. Eben darum, weil die zähe Macht des Widerstandes so groß ist, soll um so mehr die geistige Kraft der Wahrheit, die einzige, die ihr entgegengestellt werden kann, ungeschwächt sich aussprechen und wirken. Wenn die Idee, noch bevor sie in dem schwachen verhallenden Wort die erste Lebensregung nach außen gegeben, wenn sie in ihrem eignen, innersten Heiligthum schon dem ihr feindlichen Elemente sich gefangen gäbe, wenn sie die Ueberzeugung ihrer Ohnmacht, den Zweifel an dem eignen Werthe, die träge Langsamkeit der Materie, in ihr Wesen und in ihre erste Erscheinung selbst aufnehmen und auf solche Weise schon gelähmt und verkrüppelt in die geöffneten Schranken treten wollte, sie würde zum Gespötte ihrer Gegner werden. Das aber ist es im Grunde, was man ihr zumuthet, wenn man ihr — weil sie in ihrer Darlegung vorerst auf das Zeitmaß keine Rücksicht nimmt, weil sie den Widerstand wohl erwartet und sich gegen ihn rüstet, aber ihn nicht als wesentlich voraussetzt — den Vorwurf macht, daß sie auf schnelle Siege, auf Fortschritte über Nacht, auf vom Zaun gebrochene Umwälzungen, und wie die beliebten Redensarten sonst heißen, rechnet; denn wirklich übertriebene Hoffnungen auf den nächsten Augenblick haben ihre besonneneren Vertreter nie gehegt.

»Sie kämpfen gegen unsere christliche Tyrannei« heißt es weiter oben. Es liegt schon hierin eine —

wenn gleich ſchwerlich beabſichtigte und nur durch den Ausdruck verſchuldete — Entſtellung. Wir kämpfen allerdings gegen einen bürgerlichen Druck, der ſich äußerlich an den Glauben knüpft. Aber wir haben es oft genug ausgeſprochen, daß wir in dem Chriſtenthume weit weniger den Grund als den Vorwand des geübten Druckes ſehen, daß wir dieſen ſeinem Weſen nach in die Categorie der an den Stand, an die Geburt geknüpften Bevorrechtungen und Zurückſetzungen zu ſtellen gewohnt ſind, und daß die Religion in ihrem hohen wahren Sinne hiebei eher die Stellung der mißhandelten, verunreinigten, gefälſchten, als die der unterdrückenden und mißhandelnden einnimmt. Wir haben daher die Tyrannei, wider die wir mit ſehr ſchwachen Kräften ringen, nie als eine »chriſtliche« bezeichnet. Indeſſen iſt das, wie geſagt, auch wohl nicht gerade gefliſſentlich ſo gemeint. Sehr befremdlich aber iſt die folgende Aeußerung: »und vergeſſen, daß die Stellung der Juden in Deutſchland eine Folge des Vorurtheils iſt.« Wann hätten wir das je vergeſſen? Haben wir denn nicht immer unſere größte Mühe eben auf die Nachweiſung gewendet, daß die uns entgegenſtehenden Anſichten, das unſerer Sache feindliche Widerſtreben auf Vorurtheilen beruht? Neben dem Vorurtheil haben wir freilich auch dem Egoismus eine mindeſtens gleich einflußreiche Stellung unter den uns feindlichen Elementen angewieſen; wir haben die Erzeugniſſe des

Irrthums von denen der Selbſtſucht zu trennen gesucht, aber vergeſſen haben wir das Vorurtheil fürwahr nie. Seltſam! Was wir unſer Lebenlang darzuthun bemüht ſind, wird uns hier ſtillſchweigend zugegeben, um uns vorzuwerfen, wir vergäßen es! Wir ſind ſonſt gewohnt, daß unſere Gegner das, was uns als Vorurtheil erſcheint, für die Wahrheit, für ihre Ueberzeugung erklären und dann iſt der Streit natürlich und von beiden Seiten begründet, daß aber zugegeben werde, daß uns nur Vorurtheile im Wege ſtehen, und daß eben im Namen dieſer Reſpect von uns gefordert wird, das ſcheint etwas Neues. Ein rechtes Vorurtheil erkennt ſich nicht als ſolches; es nimmt Achtung in Anſpruch, weil es ſich für Wahrheit hält; es iſt aufrichtig, wenn es auch ſchwachköpfig iſt. Aber ein Vorurtheil, das ſich ſeiner Natur bewußt iſt und ſich doch nicht aufgeben will — das beruht auf Unwahrheit oder Characterſchwäche. Daß der Recenſent wirklich in der eigenthümlichen Lage iſt, eigne Vorurtheile, die er als ſolche mehr oder weniger ſelbſt anſieht, dennoch feſthalten und gegen uns behaupten zu wollen, ergiebt der Verlauf der Recenſion. Hier könnte es vorerſt noch ſcheinen, als wolle er nur Anerkennung und Schonung der Vorurtheile Anderer, die noch nicht dahin gelangt ſind, ihre Vorurtheile als ſolche zu begreifen und ſie noch nicht für Wahrheit halten. »Wir Chriſten ſollen uns« heißt es weiter »in die Gefühle der Juden

»verſetzen und thun dies mit aller Antheilnahme, »der ein gefühlvolles Herz nur fähig iſt, und keinem »Juden fällt es ein, ſich in den Mittelpunkt der »Stimmungen zu verſetzen, die der Chriſt gegen den »Juden hat. Wir ſollen mit Gewalt in den Juden »nichts ſehen, als die Erben eines jahrtauſendjähri»gen Elends, eine Pariakaſte, Heloten, während »unſere Erziehung, unſer Religionsunterricht uns »mit einer Idioſyncraſie gegen das Judenthum aus»geſtattet hat, die wir nicht ſo über Nacht in uns »unterdrücken können. Wir ſind der Meinung, daß »wir unſer Vorurtheil bekämpfen ſollen und daß es »im Laufe dieſes Jahrhunderts durch das allgemeine »Nivellement aller Principien und hiſtoriſchen Be»ziehungen ſo gut wie ausgerottet ſein wird; aber »es heißt ein großes Heldenthum bei uns vorausſe»tzen, wenn wir ſo ſchnell, wie es jene Anwälte »wollen, über uns Herr würden. Wir ſind keine »Helden: am wenigſten in Maſſe: noch weniger als »Geſetzgeber für diejenigen, die ſich noch nicht einmal »bis zum Prinziviellen der Judenemancipation aufge»ſchwungen haben.«

Hier wird zuvörderſt mit großer Geſchicklichkeit gewiſſermaßen Mitleid mit den Vorurtheilen der Chriſten von uns verlangt; dieſe werden in das Licht einer unüberwindlichen, bedauernswerthen Schwäche geſtellt, um uns als rauhe, gefühlloſe Menſchen erſcheinen zu laſſen, die mit den armen Vorurtheilen

kein Mitleid haben. Wir machen es auch wirklich zu arg! Man fühlt unſchuldige Idioſyncraſieen — auf deutſch Ekel oder Widerwillen — gegen uns, und wir grauſamen Menſchen ſind ſo hart und unbillig ſolche Idioſyncraſieen mit Vernunftgründen zu bekämpfen, während doch die, die ſie hegen, gar nichts dafür können! Man verabſcheut uns ein wenig und wir verſtehen uns gar nicht recht in den Mittelpunkt dieſes harmloſen Abſcheus zu verſetzen und ziehen mit ſchonungsloſen Principien dagegen zu Felde! Und doch verlangen wir, daß man ſich an die Stelle — etwa unſerer Vorurtheile, unſerer Idioſyncraſieen? nein, denn wir haben Gottlob! keine ſolche, und hätten wir deren, wir wären fürwahr nicht ſo frech, uns ihrer zu rühmen — ſondern unſerer bürgerlich unterdrückten Lage verſetze. Die Schärfe des Gegenſatzes iſt in der That bewundernswerth. Gehen wir näher auf die Frage ein, ſo thut vor Allem eine Scheidung der verſchiedenartigen Beſtandtheile Noth, die ſich in dem etwas unbeſtimmten Begriff des Vorurtheils zuſammendrängen. Auch ich kenne Vorurtheile, die jeder fühlende Menſch ſchonen, die er nicht ohne Noth, die er ſelbſt dann mit Milde und Wohlwollen bekämpfen wird. Es ſind die Vorurtheile der Liebe und der Verehrung, der Andacht und des Enthuſiasmus. Aber die Vorurtheile des Haſſes ſind verabſcheuungswürdig und verächtlich; ſie zu ſchonen iſt Feigheit, ſolche Schonung dem Schwachen, weil er

ſchwach iſt, zumuthen, Erbärmlichkeit. Die Liebe hat ein Recht zu irren, ihr Irrthum kann ſchön und liebenswürdig ſein; ſie trägt ihren Werth und ihre Rechtfertigung in ſich, wenn ſie ſich auch in der Wahl ihres Gegenſtandes vergriffen hatte. Aber der Haß muß ſich rechtfertigen und wehe ihm, wenn er ſich irrt! drei Mal wehe, wenn dieſer Irrthum ein vorſätzlicher iſt, der ſich der beſſeren Ueberzeugung verſchließt! Unbegründete Liebe mag ſchön ſein, aber unbegründeter Haß iſt abſcheulich. Wohl giebt es Gebiete im menſchlichen Gemüthsleben, wo Empfindungen, tiefer und ſtärker, als alle Ueberzeugungen, vor jeder Unterſuchung da ſind und da ſein müſſen, weil ſie nicht erſt Erzeugniß der Unterſuchung ſein können, weil ſie einen Theil des geiſtigen Lebens und Daſeins bilden, das ſeinen Pulsſchlag nicht einhält, ſo lange, bis ſich aus Gründen eine Meinung gebildet hat, ſondern das ununterbrochen fortlebt; denn Unterbrechung würde Tod bedeuten. Empfindungen dieſer Art werden nach allem Urtheil bleiben, weil ſie vor allem Urtheil da waren, mag man ſie auch von einem abſtract vernünftigen Standpunkte aus, weil ſie ſich der Vernunftkritik nicht zu unterwerfen Willens ſind, als Vorurtheile bezeichnen. Aber indem ſie den Maßſtab der abſoluten Wahrheit ablehnen, ſind ſie um ſo mehr nach dem der Sittlichkeit zu meſſen; wenn ihre Rechtfertigung durch äußere Gründe nicht gefordert werden kann, ſo kommt es um ſo mehr, ſo kommt

alles auf ihre innere Güte an. Jene urſprünglichen Empfindungen mögen die tiefen und geheimen Fäden ſein, durch welche die Seele des Menſchen mit dem All zuſammenhängt, und die ſie nicht zerreißen kann und mag, um eine ſchrankenloſe Freiheit des Urtheils zu gewinnen. Aber die Seele hängt mit dem All der Weſen durch Liebe, nicht durch Haß zuſammen; mit dieſem tritt ſie ja eben aus der allgemeinen Sympathie heraus, und ihn als ein urſprüngliches, angebornes rechtfertigen, ihn gegen Principien und Gründe beharrlich feſthalten wollen, — iſt eine Sünde gegen Natur und Wahrheit, gegen Gott und Vernunft zugleich. Das Vorurtheil der mütterlichen Liebe für ihr Kind, das ihr als das ſchönſte und beſte unter allen Kindern erſcheint, weil es ihr das liebſte iſt, das Vorurtheil kindlicher Verehrung für das heilige Andenken der Eltern, auf das die Vorſtellung alles menſchlich Hohe und Edle häuft, und das ſie der Kritik nicht unterwerfen kann, das Herz müßte dann erſt zu fühlen und zu ſchlagen aufhören; das Vorurtheil der Andacht für die in früheſter Kindheit angenommenen religiöſen Vorſtellungen, für die Formen, in welchen die Seele zuerſt das Höchſte, das Göttliche geahnt oder erkannt hat — dieſe Vorurtheile ſind ehrwürdig, ſind liebenswerth, ſie wird jeder Fühlende, wird jeder Ehrenmann ſchonen; in ſie wird ſich Jeder gerne verſetzen, wird ſelbſt da, wo er die Anſicht beſtreitet, die Geſinnung, die Empfindung, die

Liebe, die Begeiſterung, in denen ſie wurzelt, ehren. Aber da, wo die Wurzel Haß und Selbſtſucht, wo die Frucht Irrthum iſt, wo die Empfindung, die unter der Firma des Vorurtheils geachtet ſein will, eine in ſich ſchlechte und faule iſt, die ſich nur durch Gründe, durch Beweiſe, durch Nachweiſung ihrer Nothwendigkeit rechtfertigen könnte, aber auf eben dieſe Rechtfertigung verzichtet, indem ſie ſich als Vorurtheil kund thut und als ſolches Schonung fordert, da iſt der ein Thor oder ein Wicht, der ſie ihr angedeihen läßt. Unſer Recenſent freilich ſcheint über die relative Würdigkeit der Vorurtheile eine andere, ja eine entgegengeſetzte Anſicht zu hegen. Es iſt bekannt, wie wenig derſelbe in früheren Jahren die religiöſen Ueberzeugungen geſchont hat, in welchen Millionen frommer Chriſten Andacht und Troſt und Erhebung gefunden haben. Er hat dieſe Schonungsloſigkeit gebüßt und ich möchte am wenigſten den Schein auf mich laden, als wenn ich jene Art von Verfolgung, die er damals erlitten, gegen ihn benutzen wollte. Aber das darf ich doch fragen, ob die Vorurtheile der Abneigung mehr Schonung verdienen, als die der Andacht, ob der Judenhaß ehrwürdiger iſt, als das Chriſtenthum, ob man von den beiden Elementen, aus denen der Religionshaß, wenigſtens dem Worte nach, beſteht, nur die Religion bekämpfen darf, aber nicht den Haß. Und iſt denn dem Recenſenten die bei eben dieſer Gelegenheit gemachte

Erfahrung so ganz entfallen, aus welchen seltsamen, abentheuerlichen, unerhörten Bestandtheilen jenes Vorurtheil, dessen er sich jetzt gegen uns so zärtlich annimmt, mitunter zusammengesetzt ist? Hat er es ganz vergessen, daß bald die elende Lüge, daß er und die Genossen seines Strebens Juden seien, daß ihre — wahre oder angedichtete — Gehässigkeit gegen das Christenthum jüdischen Sympathieen entsprieße, bald die falsche Anklage, daß die Juden mit der angefochtenen unsittlichen Richtung in engem Zusammenhange stünden — daß diese Lüge und diese Anklage jenem verehrten Vorurtheil ein ganz neues, lange Zeit höchst verderbliches und noch jetzt — zumal in der Literatur — vielfach nachwirkendes Gift beigemischt haben? Und in der That, die tückischen Trugschlüsse, durch welche seiner Zeit das »Votum über das junge Deutschland« uns in den tödtlichen Haß, den diese Angelegenheit angeregt hat, verwickeln wollte und zum Theil wirklich verwickelt hat, so kläglich sie auch waren, sind doch eben nicht schlechter, als eine Menge Gründe, die, freilich in einen Schwall von »vielleicht« und »es könnte wohl sein« gehüllt, im Laufe der vor mir liegenden Recension gegen uns geltend gemacht werden. Seltsames Schicksal unserer Sache! derselbe Mann, dessen ihm und uns angedichtete Sympathie einst dazu hat dienen müssen, die Flamme des Hasses zu schüren, die Pfeile des Vorurtheils zu schärfen, nimmt sich jetzt gegen uns des Hasses und der Vor-

urtheile an. Derſelbe, der unſere Aufgabe, »Idioſyncraſieen« und Abneigungen zu bekämpfen, durch die Idioſyncraſieen, die er ſich zugezogen hat, und in die wir durch ein Gewebe der Böswilligkeit verſtrickt worden ſind, um ein nicht geringes erſchwert hat, der wirft uns jetzt vor, daß wir dieſe Idioſyncraſieen nicht hinlänglich ſchonen, uns nicht in ihren Mittelpunkt zu verſetzen wiſſen! Derſelbe, der es am eignen Beiſpiel erfahren hat, in welchem Lügen das Vorurtheil die willkommene Nahrung findet, der das Unglück gehabt, gerade dem Vorurtheil, das uns trifft, eine neue, giftige Nahrung zu geben, der wirft ſich jetzt zum Gönner und Protector eben dieſes Vorurtheils auf! Will er uns vielleicht den Gefallen thun, Die, die ihn unter die Juden verſetzt haben, zu überzeugen, daß er gerade in dieſem Punkte mit ihrem Haſſe ſympathiſirt? Fürwahr, er kann uns lange tadeln und ſchmähen, ehe uns ſein Tadel nur einen kleinen Theil des moraliſchen Unheils zu Wege bringt, den die von ſeinen Feinden erdichtete Freundſchaft uns zu Wege gebracht hat!

Wenn der Recenſent vorausſetzt, daß das »Vorurtheil«, alſo doch eine Geſinnung, wenn auch eine irrige, der letzte und einzige Grund der bürgerlichen Zurückſetzung der Juden ſei, ſo iſt dieſe Vorausſetzung wenigſtens noch problematiſch. Ich habe, ohne je die Quelle des Vorurtheils zu vergeſſen, doch wiederholt und ausführlich zu erweiſen geſucht, und bin

noch jetzt der Meinung, daß der größere Theil der Einwendungen gegen die Rechtsgleichheit mit Neigung und Abneigung nichts zu thun hat, sondern nur mit Egoismus und Bevorzugung. Ich halte mich überzeugt, daß die große Mehrzahl der Gegner unserem Anspruch um nichts geneigter werden würde, wenn sie die Juden für die vortrefflichsten und liebenswürdigsten Menschen hielten; ja ich glaube, ihre Opposition würde nur stärker werden, weil die Concurrenz gefährlicher würde. Das Streben gegen unsere bürgerliche Gleichstellung ist mir immer als ganz gleichartig mit der Opposition erschienen, die der Adel der Gleichstellung des Bürgerstandes, der Städter der des Landmannes, der bevorzugte Monopolist der Concurrenz der freien Arbeit entgegensetzt. Als der letzte Grund dieser Opposition kann nicht füglich das Vorurtheil betrachtet werden. Ob der gefürchtete Nachtheil ein wirklicher ist, läßt sich freilich bestreiten; aber für den Egoismus genügt ja die Möglichkeit eines Nachtheils hinlänglich, um den heftigsten Widerstand herauszuforden, und die Möglichkeit eines Nachtheils für den Einzelnen läßt sich bei der Eröffnung einer jeden, bis dahin gewaltsam erdrückt gewesenen Concurrenz nicht in Abrede stellen. Hier ist kein Vorurtheil, sondern ein Rechenexempel, bei dem nur der eine Factor vorerst auf einer beliebigen Annahme beruht. Die Frage, auf die es ankommt, ist aber die, ob diese Ansprüche, diese Befürchtungen

individueller Selbſtſucht ein Recht haben, auf die Geſetzgebung einzuwirken, und, was ſehr nahe verwandt damit iſt, ob der Complex dieſer zufälligen Sonder-Intereſſen mit dem Gemeinwohl gleichbedeutend, oder ihm entgegen iſt, wie andere Monopole; ob das Geſammtwohl durch freie Concurrenz oder durch Privilegien beſſer gefördert wird. Bei der Entſcheidung dieſer wichtigen Frage können ſich allerdings ſchon Vorurtheile geltend machen, doch nicht von der Art, wie der Recenſent ſie im Auge hat, ſondern mehr Vorurtheile des Verſtandes, als der Empfindung, mehr Irrthümer und Rechnungsfehler als Idioſyncraſieen. Auf dieſem Gebiete nun, auf dem ſich die eigentliche legislative Frage bewegt, wird doch der Recenſent dem Raiſonnement, den Vernunftgründen, wenn er ſie auch ſonſt für völlig machtlos der heiligen Gewalt des Vorurtheils gegenüber hält, wohl eine kleine Bedeutung einräumen. Würden nun dieſe Fragen des Rechts und der National-Oekonomie immer in ihrer einfachen, unvermiſchten Natur als ſolche behandelt, dann wäre es allerdings thörigt, von unſerer Seite, in dem Streite gereizt und leidenſchaftlich zu werden; denn ſolche Fragen ſoll man mit Kälte behandeln. Beriefen ſich die, die im Beſitze ſind, lediglich auf ihren Beſitz, die ihren Vortheil behaupten, lediglich auf ihren Vortheil, wir würden immerhin im Sinne desjenigen Rechts, das die Quelle des Geſetzes ſein ſoll, und nicht minder

im Sinne des ächten, wahren Gemeinwohls mit ihnen ſtreiten und unſeren Anſpruch auf Rechtsgleichheit behaupten; allein wir würden es ſicher ohne Erbitterung thun, wie man einen Rechtsſtreit führt um ein Haus, um eine Erbſchaft. Aber eben unſere Gegner ſind es, die eine ſolche kühle Streitführung unmöglich machen; ſie ſind es, die von jeher der Frage des Rechts eine Frage der Ehre beigeſellt oder untergeſchoben haben, gegen die, bis ſie durchgefochten iſt, Recht und Intereſſe und alles, was dahin gehört, in den Hintergrund treten muß, und die kein Ehrenmann anders, als mit aller der Gluth, deren ſeine Seele fähig iſt, behandeln kann. Für uns freilich handelt es ſich von vorn herein um ein höheres, geiſtiges Moment, um die Freiheit des Geiſtes und der Ueberzeugung, durch deren Opfer wir alles das, was wir ſo ſchwer entbehren, ſo leicht erkaufen könnten, aber nicht erkaufen wollen; allein für unſere Gegner handelt es ſich in den meiſten Fällen nur um Vorrecht, um Beſitz, um Monopol; denn die erhabene Sache der Religion werden nur Wenige heutzutage im Ernſte bei der Emancipationsfrage betheiligt finden, und dieſen Wenigen gilt unſere Heftigkeit nicht; ſie achten wir, wenn wir ſie gleich in Hinſicht auf das Verhältniß zwiſchen Religion und Bürgerrecht in einem großen Irrthum befangen glauben. Die aber, die das eigentliche, poſitive, religiöſe Motiv der Unterdrückung als Aufgeklärte zurückweiſen, und die ihr

doch ein anderes, vermeintlich höheres Motiv, als das des Hergebrachten, des Beſitzes, des Vortheils unterlegen wollen, die unſere Unwürdigkeit, unſere Unreife, unſeren Bildungsmangel oder ihre Idioſyncraſieen gegen uns zum Motiv machen, Die, bei denen jeder Grund eine Beleidigung, jede vermeintliche Vertheidigung eine Kränkung iſt, die ſind es, die unſere Leidenſchaft rege machen, die wir weder ſchonen können, noch dürfen, noch wollen. Freilich liegt, genau erwogen, in dieſer Art des Widerſtandes eine, wenn gleich unbewußte Conceſſion an das Rechtsprinzip; ſie beweiſt nämlich, daß das Recht ein ſo von allen Höheren, Geiſtigen, Losgeriſſenes nicht iſt, wie es Manche glauben machen wollen. Indem ſie moraliſche Motive der Unterdrückung ſucht, räumt ſie ſtillſchweigend ein, daß dieſelbe eines moraliſchen Motivs bedarf, und daß ſie, wenn auf das bloße Herkommen, auf den bloßen Beſitz des Vorrechts, auf die bloße Gewalt gegründet, unmoraliſch iſt. Damit aber verändert ſie auch die ganze Natur der Frage; aus einem Streite des geſchichtlichen Rechts, der National-Oeconomie macht ſie einen Streit der Ehre, der Menſchenwürde, der Sittlichkeit; aus einer kaltblütigen Erörterung über Vorrecht und Zurückſetzung einen Kampf, bei dem es Tod und Leben im moraliſchen Sinne gilt. Wenn wir nun in der tiefen Ueberzeugung, daß der innerſte Grund der Rechtsentziehung ein niedriger, ein unedler iſt, ſie auf eine Weiſe be-

gründen hören, die unſere Ehre, unſere edelſten, geiſtigen Güter antaſtet, wenn dem Druck, den wir von der rohen Uebermacht gleichgültig ertragen würden, ſich Hochmuth und Gehäſſigkeit beigeſellen, dann iſt unſere Geduld freilich am Ende, und wir möchten in der That nicht, daß ſie lange Stich hielte.

Ich muß in Beziehung auf die Berückſichtigung, ja auf eine Art von Werthſchätzung des Vorurtheils, die Herr G. von uns verlangt, auf das verweiſen, was ich in meinen früheren Briefen hierüber geſagt habe und was genau in dieſen Zuſammenhang gehört. Ich wiederhole, daß mir jenes »Vorurtheil«, jene »Idioſyncraſie«, wie ſich der Recenſent ausdrückt, verächtlich erſcheinen ihrem Weſen und ihrer Aeußerung nach. Die Erfahrungen, aus denen ich dieſe Anſicht geſchöpft, habe ich oben ausführlich dargelegt; ich will ſie hier nur durch einfache Beiſpiele aus dem Leben anſchaulich machen. Der Handwerker, dem ich als Jude mein Leben lang willkommen bin, wenn ich ihm Arbeit gebe, und der ſeinen Haß und ſein Vorurtheil erſt herausholt, wenn es ſich darum handelt, ob ein oder der andere Jude ein bischen von ſeiner Arbeit theilen ſoll; der dieſelbe Menſchenclaſſe als Concurrenten haßt und verabſcheut, die er als Kunden liebt und zu verlieren zärtlich beſorgt iſt, — die Idioſyncraſie dieſes Menſchenſchlages kann mir keinen großen Reſpect einflößen. Oder, um ein Beiſpiel aus einer höheren, meinen eignen Erfahrungen

näher liegenden Sphäre zu wählen: der Professor, der mich, so lange ich ihm Collegiengelder und Promotionsgebühren bezahlt habe, geliebt und gelobt und protegirt und seiner tolerantesten Gesinnung versichert hat, und der, sobald ich das, was er mich einst gelehrt, auch ein wenig zum eignen und zu anderer Nutzen gebrauchen, wenn ich neben dem weiten, großen Felde seiner Wirksamkeit auch ein enges, bescheidenes Plätzchen anbauen möchte, mein Feind wird, mir den Zugang versperrt und sich bei der Gelegenheit mit einem Male erinnert, daß er eigentlich eine auf historischem Wege entwickelte Idiosyncrasie gegen mich hege, — ich bekenne, daß mir auch diese Art von Leuten sammt ihrer Idiosyncrasie Verachtung einflößen. Dem Aehnliches aber kommt alle Tage vor; auf dergleichen läuft die ganze Geschichte mit dem Vorurtheil, mit der Idiosyncrasie hinaus. Daher bin ich denn der Meinung, daß das Vorurtheil reichlich eben so sehr Folge der bürgerlichen Stellung ist, in deren Ungerechtigkeit es Reiz und Anlaß findet, sich geltend zu machen, wie die bürgerliche Stellung Folge des Vorurtheils, wie Herr G. voraussetzt. Was aber nun Steinheim's und meine Weise, die Emancipationsfrage zu behandeln, was unsere Bitterkeit und unseren heftigen Kampf gegen die vermeintlichen Vorurtheile angeht, so bin ich in zwei Puncten von dem Recensenten wesentlich verschiedener Meinung und ehe wir uns darüber vereinigt haben, werden wir

uns ſchwerlich über die rechte Behandlung des Gegenſtandes verſtändigen. Erſtlich glaube ich keineswegs, daß es mit dem Vorurtheile ſo ſehr ſchlimm iſt, wie der Recenſent es, freilich im Tone des Bedauerns, aber dennoch ganz con amore und mit den widrig grellſten Farben ausmalt; zweitens bin ich der Meinung, daß, wenn es wirklich ſo ſchlimm wäre, daß gerade dann der Rath, der uns hier gegeben wird, dem Vorurtheile und der Idioſyncraſie gegenüber ſchonend, milde, bittend, Mitleid erregend zu verfahren, der erbärmlichſte von der Welt iſt, daß gerade dann der Ton der tiefſten Verachtung der einzige wäre, den ein Mann von Ehre in dieſem Streit anſtimmen könnte.

In Betreff des erſten Punctes muß ich wieder auf das verweiſen, was ich im zehnten Briefe hierüber geſagt habe. Ich ſollte meinen, daß der, der unter dem Haſſe leidet, Glauben verdient, wenn er verſichert, er finde ihn nicht ſo arg, und daß es mindeſtens hart iſt, wenn man ſich ſo ſehr bemüht, ihm das Uebel, das ihn trifft, in weit grellerem Lichte, als er es ſelbſt ſieht, zu zeigen. Ich behaupte, daß das »Vorurtheil« in der unüberwindlichen Stärke, wie Herr K. G. es uns vorführt, ſich nur bei Leuten von ſehr beſchränktem Verſtande, oder von niedriger, an ſich gehäſſiger Sinnesart findet, auf deren Wohlwollen wir gern verzichten. Gebt uns harmloſe, rein menſchliche Verhältniſſe, unberührt von allem dem

Gifte, das der bürgerliche Druck erzeugt, und wir wollen Liebe, Theilnahme, Achtung, gleich Einem von Euch, gewinnen! Gebt uns eine Stellung im thätigen Bürgerleben, wo uns keine Feſſel hemmt, kein Druck beengt, wir wollen Vertrauen und Werthſchätzung, trotz Einem von Euch, erringen! Laßt einen Moment im politiſchen Leben eintreten, wo der beſſere, edle, wahrhaft freiſinnige Volksgeiſt die Herrſchaft über die Geſetzgebung gewinnt und des dumpfen Herkommens Meiſter wird, wo Geſetz und Verfaſſung wirklich der Ausdruck der Geſinnung und Ueberzeugung der Weiſeſten und Beſten im Volke werden, ſtatt das bewußtloſe Erzeugniß geſchichtlicher Zufälligkeiten zu bleiben, und wir hegen die feſte, zuverſichtliche, mit unſerem ganzen Weſen innig verwachſene Hoffnung, daß wir den Sieg des Rechts dann gewinnen werden, wie er in ſolchem Moment zu allen Zeiten und in allen Landen iſt gewonnen worden. Wir verkennen bei allem dem nicht, daß Vorurtheile gegen uns da ſind; aber wir halten dieſe, wenn gleich für irrig und verwerflich, doch — wenigſtens theilweiſe — für nicht ſo abſolut roher und thieriſcher Natur, daß Gründe nichts gegen ſie vermöchten. Wir glauben nicht an ein allmähliges von ſelbſt Verſchwinden ſolcher moraliſchen Uebel, auf das man in ſo manchen Gebieten die Menſchheit gern vertröſtet, um ſie einzuſchläfern; wir ſind daher nicht geſonnen, den Ablauf des Jahrhunderts, welches Herr K. G. der Herrſchaft des Vorurtheils noch einräumt,

duldend und ſchlafend abzuwarten. Wir glauben, daß es der geiſtige Kampf, die offene feindliche Begegnung im Gebiete des Gedankens iſt, die den Frieden und die Freundſchaft herbeiführt, wie der phyſiſche Krieg unter den Nationen. Wir ſehen in dem aufrichtigen, warmen, oft heftigen Wort ein Mittel der Verſtändigung; bedenkt doch, daß es unſere einzige Waffe iſt! Das Wort iſt uns — im Kampfe mit der Uebermacht einer ungeheuren Mehrheit — nicht die »unblutige Schneide« allein, in der das »umhüllte Schwerdt« ſteckt; es iſt uns das Schwerdt ſelber, es iſt unſere erſte und letzte Waffe und Stütze vom Anbeginn bis zu Ende des Streites. Wir glauben, daß dieſe Anſicht von der Sache ſelbſt unſere Gegner mehr ehrt, als die Anſicht, welche mit ihrer Zurechnungsfähigkeit das Motiv und die Bedeutung unſeres Strebens, ſie durch geiſtige Mittel zu gewinnen, aufhebt, welche ihnen einen Gemüthszuſtand zuſchreibt, deſſen blinde Idioſyncraſieen nur einer pathologiſchen Behandlung Raum geben, und der uns, da wir die, die daran leiden, nicht in's Irrenhaus zur Heilung ſchicken können, nichts übrig läßt, als die Hände in den Schooß zu legen und abzuwarten, daß die veränderte Atmoſphäre eines neuen Jahrhunderts ſie curire.

Aber ich will nun einmal annehmen, es wäre alles ſo ſchlimm, wie es Herr K. G. auszumalen beliebt hat: was würde daraus für unſer Benehmen

folgen? das iſt die zweite Frage. Herr G. hat mir die Beantwortung dieſer Frage um vieles erleichtert, indem er ſeine Auffaſſung des Thatbeſtandes in eine Formel zuſammengedrängt hat, von der ich bekennen muß, daß ich ſie zu dem ekelhafteſten und empörendſten zähle, was je über dieſen Gegenſtand, deſſen Behandlung ſonſt fürwahr nicht Mangel leidet an ſolchen Dingen, iſt geſagt worden: »Kurz die Abneigung des »Chriſten gegen den Juden« — ſo lautet dieſe Stelle — »iſt eine phyſiſch-moraliſche Idioſyncraſie, gegen die »ſich eben ſo ſchwer ankämpfen läßt, wie gegen den »Widerwillen, den Manche gegen Blut oder gegen »Inſecten haben.« Alſo dem Ekelhafteſten achtet uns Euer Gefühl gleich, und in dieſes Gefühles Mittelpunkt ſollen wir uns verſetzen, vor dieſem Gefühl ſollen wir kriechen und um Mitleid betteln, wie uns der Recenſent anräth, wohl um uns wirklich dem Inſect, das man mit Füßen tritt, gleich zu machen, ſtatt ihm, wie wir ſtets gethan und bis zu unſerem letzten Lebenshauche thun werden, unſeren tiefſten Abſcheu und unſere Verachtung entgegenzuſtellen? Nein und Tauſendmal Nein! Wenn das Scheusliche, was ſich in dieſen Worten zuſammendrängt, der wirkliche Inhalt der Stimmung des »Chriſten gegen den Juden« wäre, wie es hier in frevelhafter, unmenſchlicher Allgemeinheit vorausgeſetzt wird, dann ſei in Gottes Namen das Band der Menſchheit zwiſchen uns zerriſſen, dann ſei das Streben nach Sympathie, nach

liebender Theilnahme, nach geiſtigem Einklange in den höchſten Intereſſen der Menſchheit aufgegeben, wie eine eitle Thorheit, wie ein leerer Traum der Kindheit! dann werde Abſcheu mit Abſcheu, Ekel mit Ekel, Verachtung mit Verachtung erwiedert! dann kennen wir keine andere Lebensaufgabe, als die, uns eng und immer enger an unſere gehaßten und geſchmähten Brüder anzuſchließen, jede Arbeit unſeres Geiſtes, jeden warmen Schlag unſeres Herzens, jeden Seufzer unſerer Bruſt ihrer Sache zu widmen, ihr Leiden durch eine grenzenloſe Hingebung zu mildern, den Haß und den Widerwillen einer ganzen Welt, die auf ihnen laſten, durch eine unendliche Liebe auszugleichen, für ſie zu leben und zu ſterben und jeden Gedanken, jedes Gefühl, jeden Zug der Sympathie, die wir immer anderer Streben widmen, für einen Raub an unſeren armen Brüdern zu achten! Wir ſtehen dann mitten in der Fülle unſerer Civiliſation den Chriſten wie ein wilder Stamm dem andern, wie Barbaren den Barbaren — wenn nicht gar wie ein feindliches Thiergeſchlecht dem anderen — gegenüber, die ſich nicht kennen und nicht verſtehen, die ſich nur haſſen und ärgern können. Nun denn, ſo wollen wir wenigſtens das Einzige, was ſittlichen Werth hat auf dieſer niedrigen Stufe des Menſchheitlebens, auf die man unſere Zeit zurückſchleudern will — wir wollen die Ehre und die Treue, die zu den gedrückten und gehaßten Ihrigen halten, und den

Feind mit Ausdauer und Tapferkeit abwehren, festhalten, statt die einer solchen Stimmung gegenüber ehrlose Stellung des Duldens und Schonens anzunehmen, die uns hier angerathen wird! Dann sei unser Leben ein Liebe-erfülltes nach innen und ein Kampf-gerüstetes nach außen gegen die Todtfeinde des Hasses, des Ekels, der Verachtung!

Aber die gütige Vorsehung behüte nur in Gnaden vor dieser gefährlichen krankhaften Ueberspannung, und vor dem Glauben an das Schreckbild, das uns nothwendig, wenn wir einige Ehre in der Brust tragen, zu solchem traurigen Extrem hinführen muß. Aus tiefster Ueberzeugung erkläre ich das entsetzliche Bild, das uns hier mit so vielem Behagen vorgeführt wird, für eine Carricatur, für eine Lüge. Daß es solche ist, dafür bürgt mir die Bildung und die Menschlichkeit unseres Jahrhunderts, dafür bürgt mir jeder liebende Blick eines menschlichen Auges, der je dem meinen begegnet, durch Haß und Vorurtheil ungetrübt, dafür bürgt mir jedes menschliche Streben und Denken, jeder Zug der Theilnahme an menschlichen Dingen, in denen wir uns mit den Besseren und Besten unserer Zeit begegnen. Bleibt uns weg mit der Albernheit, die da unterscheidet zwischen dem Einzelnen, dem man sein Wohlwollen, wie ein Privilegium angedeihen, läßt, und der Gesammtheit, gegen die man Haß und Ekel empfindet. Ich gebe zu, daß auf einer höheren Bildungsstufe der Einzelne nicht

an ſeine Sippſchaft in Glauben, Stand oder Abſtammung ſo unauflöslich gekettet iſt, daß er ſich nicht außer ihr denken und empfinden könnte, daß er nicht ſo von Anderen könnte gedacht und empfunden werden. Nicht blind unterworfen iſt der beſſere Menſch der Gemeinſchaft der Familie, des Glaubens, des Vaterlandes, der er angehört, aber er widmet ihr eben aus menſchlichem Gefühl eine freie, innige Liebe, um ſo inniger und wärmer, je mehr jene Gemeinſchaft eine unterdrückte und verhaßte iſt. Ich räume ein, daß man dem Einzelnen wohlwollen kann, ohne ſeine Sympathieen zu theilen, daß man gegen dieſe gleichgültig ſein kann; aber den Einzelnen zu lieben, wenn Einem die Gemeinſchaft, welcher derſelbe eine heilige, ewige, mit ſeinem ganzen ſittlichen Weſen verwachſene Liebe widmet, ein Gegenſtand des Haſſes und des Ekels iſt, iſt albern und gedankenlos, und Jeder von uns wird eine ſolche Liebe von ganzem Herzen zurückweiſen. Der Recenſent hebt wiederholt ſeine Freundſchaft für eben den Schriftſteller hervor, an deſſen Arbeit er jene ſauberen Reflexionen knüpft. Ich bekenne, daß ich es nicht begreife, wie ein Mann von einigem Zartgefühl es über ſich gewinnen konnte, über eine Geſammtheit, unter der er auch nur einen einzigen Mann ſeinen Freund nennt, eine ſolche Abſcheulichkeit, die ſeinen Freund in einige Beziehung zu den Inſecten bringt, drucken zu laſſen. Er ſetzt freilich ſogleich hinzu: »Es iſt ſchmählich, daß wir

»dies Geſtändniß machen müſſen. Aber es iſt dem »einmal ſo und wird ſich vielleicht erſt durch die »Emancipation ſelbſt bei uns verlieren.« Warum »machen müſſen«? Worin liegt die Nothwendigkeit? Warum es überhaupt machen, wenn es ſchmählich iſt? Prunkt man denn mit ſeiner Schande? Wenn einer von Natur feige oder lügenhaft oder boshaft iſt, gefällt er ſich dann darin, ſolche angeerbte Schmach an den Tag zu legen? Und wenn er es thäte, würde man nicht von ihm ſagen, daß er die Schamloſigkeit zu ſeinen ſonſtigen Untugenden geſelle? Wenn alſo wirklich jenes angeerbte Vorurtheil ein ſchmähliches iſt, — wie ich es allerdings eben ſowohl, wie Feigheit, Lügenhaftigkeit und Bosheit [illegible]halte, indem ich glaube, daß es von allen dreien etwas in ſich trägt — wie es auch Herr K. G. dafür erklärt, warum es denn zur Schau tragen? Ich glaube, ich weiß die Antwort auf dieſe Fragen zu geben. Das iſt eben das Eigenthümliche, daß man in dieſem Puncte wirklich mit ſeiner Schande prunkt und da liegt eben der fauliſte Fleck der Sache. Ich gebe nämlich zu, daß die obige Schilderung eine gewiſſe Wahrheit hat; nur behaupte ich, daß dasjenige, was hier von »dem Chriſten« ſo ganz allgemein ausgeſagt wird, nur von einer Anzahl Chriſten von beſchränktem Kopfe oder ſchlechtem Herzen gilt, deren eigene Werthloſigkeit nur im Haſſe, im Uebermuth und in der Verachtung wider Andere einigen Halt und einiges Selbſt-

gefühl findet, denen daher jene Gefühle wohlthun und die ihrer bedürftig sind. Ich bin nun der Meinung, daß diese edle Schaar, zu deren Patron sich Herr K. G. aufgeworfen hat, seine Schilderung mit außerordentlichem Vergnügen lesen, daß insbesondere »das Blut und die Insecten« sie mit einem unauslöschlichen Behagen erfüllen werden. Daß aber das Bekenntniß gleich darauf ein schmähliches genannt wird, das wird sie wenig rühren, das wird sie in ihrem Enthusiasmus für Herrn G. nicht irre machen; ich glaube, sie werden diese Kleinigkeit gar nicht merken. Denn ihr Haß macht eben auf Ehre gar keinen Anspruch; er ermangelt der Ehre, dieser tiefen Wurzel so vieles Edlen, ganz und gar. Es ist ihm recht, seine eigne Schande zu verkünden, wenn er nur denen, die er trifft, zugleich etwas recht ekelhaftes und empörendes sagen kann. Ein ehrenhafter Haß würde sich entweder rechtfertigen und mit Ehren behaupten, oder er würde schweigen, würde seinen Ausdruck in Wort und That zurückhalten. Nur diesem dumpfen, trägen, abgestandenen, aller Ehre entbehrenden Verurtheil ist es möglich, die eigne Schmach in den Kauf zu nehmen, wenn es sich nur Anderen zugleich auf eine recht widrige Weise kann fühlbar machen; nur dieses ist im Stande, seinen bösen Sinn erst in allen erdenklichen Abscheulichkeiten auszulassen und dann lächelnd einzuräumen, daß das alles freilich unrecht und schmählich sei, ohne daß aber dadurch an der Sache das geringste geändert

wird. Es mag alles noch so schmählich sein, es bleibt doch beim Alten und soll beim Alten bleiben. Darum eben verachten wir diese Abneigung, weil sie ohne Ehre ist, weil sie sich nicht einmal sträubt mehr gegen ihre eigene Schmach; darum flößt sie uns nicht eine tiefe, unser Leben vergiftende, unsern Sinn niederbeugende Trauer, sondern sie flößt uns Ekel und Verachtung ein. Soll jenes Vorurtheil noch, wie Herr L. G. ihm einräumt, am Arm der Schande durch ein Jahrhundert schreiten und ist es dabei frech genug, von denen, die es tödtlich kränkt und beleidigt, Nachsicht und Schonung mit seiner Schwäche zu fordern, nun so soll wenigens statt dieser der wohlverdiente Abscheu nicht müde werden, es bis an den Ausgang des Jahrhunderts zu geleiten.

Wenn der Recensent übrigens einräumt, daß sich jene »Abneigung« vielleicht erst durch die Emancipation verlieren werde, so stimmt er darin mit unserer Ansicht wesentlich zusammen; aber es scheint mir, als wenn er mit sich selbst dadurch in einigen Widerspruch geräth. Soll das Vorurtheil durch die Emancipation schwinden, so muß es sich doch — theilweise wenigstens — wie eine Folge, nicht wie eine Ursache dazu verhalten; es ist mithin nicht so absolut war, daß die bürgerliche Stellung der Juden in Deutschland auf dem Vorurtheil beruht. Es kann dann auch nicht behauptet werden, daß vor der Aufhebung der Beschränkungen das Schwinden des Vorurtheils müsse

abgewartet werden; denn wenn dieſes eben erſt durch jene bewirkt werden kann, ſo hieße das ja die Sache in einen endloſen Zirkel bannen, welcher den Gegnern der Rechtsgleichheit willkommen ſein mag, deſſen Richtigkeit anzuerkennen man aber uns doch nicht zumuthen wird.

»Die Schmach« fährt der Recenſent fort, »trifft »das Vorurtheil unſerer Eltern, die Sorgloſigkeit »unſerer Erzieher, den jahrtauſendjährigen Fluch »der hiſtoriſchen Vergangenheit.« Auch dieſe Einräumung würde ſehr beruhigend für uns ſein, wenn es ſich hier eben nicht um eine Erſcheinung handelte, die ſich mit der zugeſtandenen Schmach auf's allerbeſte verträgt. Uebrigens iſt gegen die beiden erſten Entſtehungsgründe nichts einzuwenden, nur daß ich die hier als eine ſo allgemeine hingeſtellte Thatſache bloß bei einem Theile der Eltern und Erzieher, und nicht bei dem beſſeren, für wahr halte. Mit dem dritten bin ich weniger einverſtanden; doch iſt die Frage allerdings ſchwierig. Ich glaube nämlich, daß man der Geſchichte häufig Unrecht thut, wenn man ihr die Gehäſſigkeiten der Gegenwart aufbürdet und ſich auf ihre Koſten der eignen Schuld, der eignen Zurechnungsfähigkeit wohlfeilen Kaufes entledigen will. Es kommt mir vor, als wenn heutzutage mancher klägliche Zuſtand ſeine gegenwärtige Erbärmlichkeit mit Unrecht auf den breiten Rücken der Geſchichte ladet, um unter ſeinem Schatten der eignen

Trägheit zu fröhnen. Die Geschichte der Menschheit ist ein stetes Streben nach dem Besseren im Kampfe mit dem Schlechten; ich halte die Ansicht daher für eine sehr ungeschichtliche, die den Stillstand durch die Geschichte rechtfertigen will. Ich glaube, daß in einer gebildeten Gegenwart, bei einer rechten geschichtlichen Ansicht sich »der Eltern Segen, nicht ihr Fluch« forterben soll und kann. Ich halte eine tief im Gemüthe wurzelnde Anhänglichkeit an eine historische Vergangenheit, wenn sie sich vor Blindheit und vor Affectation hütet, wenn ihr ein freier, der Kraft und des Fortschritts der Gegenwart bewußter Sinn das Gleichgewicht hält, wenn sie vor Allem für ihre fromme Liebe nicht Herrscherbefugnisse in Anspruch nimmt, die nur der Wahrheit und dem Rechte zukommen, — ich halte sie dann für eine gute, veredelnde Eigenschaft des Gemüths, während ich jene Gehässigkeiten für etwas wesentlich schlechtes und niedriges halte; ich möchte daher nicht einräumen, daß beide so eng verwandt, so unauflöslich verwachsen sind, wie Manche annehmen. Ich glaube, daß auch im Gebiete des Geistes und der Geschichte der Liebe allein eine organische Kraft des Fortpflanzens inwohnt, während der Haß sich erst von Neuem erzeugen muß. Die Liebe ist ein lebendiger Baum, der Blüthen und Früchte trägt und lebenerweckenden Samen; der Haß gleicht jenen Ungeheuern der Fabel, die aus den Zähnen todter Drachen entsprießen, welche nur in die Erde

geworfen werden, um die Formen des Lebens nachzulügen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Gleichnisse nichts beweisen und daß es, um meine Behauptung darzuthun, ganz anderer Erörterungen bedürfte, die ich auf eine andere Gelegenheit versparen muß. Ich kann hier nur eine Stimmung, wenn man will, eine Hoffnung andeuten, und will sie nur noch durch einen hieher gehörigen, der Erfahrung entlehnten Beleg unterstützen. Ich für mein Theil habe immer jene Idiosyncrasie, die der Abneigung gegen Blut und Insecten gleicht, am heftigsten bei den frivolsten und bei den lieblosesten Menschen gefunden, die, weil sie überhaupt ohne Ernst und ohne Liebe sind, auch keinen ernsten Sinn und keine liebende Anhänglichkeit an eine historische Vergangenheit haben. Bei den frechsten Buben, deren roher Uebermuth durch keinen sittlichen Halt, durch keine Ehrfurcht und keine Liebe gezügelt wird, die weder mit einer Vergangenheit, noch mit einer Zukunft irgend einen lebendigen Zusammenhang in sich fühlen, deren ganzer Kreis des Lebens und Empfindens sich um die Genüsse von heute und morgen dreht, tritt der Judenhaß am stärksten hervor, während ein frommer, liebender Sinn, wenn er nicht durch den crassesten Fanatismus vergiftet wird, auch die hingebende Liebe in Anderen zu würdigen, während eine ernste, treue Anhänglichkeit an die eigne geschichtliche Vergangenheit auch die aufopfernde Treue in anderen Lebensgebieten zu ehren

weiß. Wir können uns mit fühlenden Seelen, selbst wenn Vorurtheile ihren Gefühlen beigemischt sind, immer noch verständigen, wir können mitfühlende Saiten in ihnen anregen; nur Rohheit und Stumpfheit sind unsere unversöhnlichen Feinde.

Nun folgt ein Satz, den ich nicht verstehe und an dem ich daher vielleicht mit Unrecht etwas verletzendes finde. »Wir erleben Fälle, daß Christen »einen Juden zum intimsten Freunde haben können, »und doch würden diese allen Juden nimmermehr einräumen, was sie dem einzelnen mit Freuden gestatten.« Was soll das heißen? Was ist hier das Allen »nicht einzuräumende«? Etwa die Freundschaft? Dann freilich bin ich ganz mit dem Satze einverstanden. Wir unsererseits haben gewiß keine vorgefaßte Abneigung, kein Vorurtheil gegen irgend Jemanden; es ist unser Stolz und unsere Freude, jeden Menschen nach seiner Persönlichkeit, seinem Geiste und seinem Gemüthe, nicht nach seiner Abkunft, seiner Gattung zu schätzen. Wir rühmen uns, aus der historischen Vergangenheit alle ihre Liebe, alle ihre Innigkeit, alle ihre Treue, aber nicht den leisesten Funken ihres Hasses ererbt zu haben. Unser Abscheu gilt nur jenem Abscheu, unser Ekel und unsere Geringschätzung trifft nur eben jene Idiosyncrasieen, die wir sie aufs allerschärfste fühlen zu lassen für Pflicht und Ehrensache halten. Auch ist das von unserer Seite kein Vorurtheil, wenigstens keines, das wir selbst als solches

anerkennen; denn was unſer Gefühl anekelt, erſcheint zugleich unſerer tiefſten und reifſten Ueberzeugung als etwas ſittlich ſchlechtes. Aber bei aller dieſer Vorurtheilsfreiheit iſt es uns doch nie eingefallen, der geſammten Chriſtenheit unſere Freundſchaft zur Verfügung zu ſtellen; wir müßten daher rein von Sinnen ſein, wollten wir unſeren chriſtlichen Freunden etwas Aehnliches in Betreff der geſammten Judenheit zumuthen. Aber die Plattheit, daß kein Chriſt alle Juden zu Freunden haben möchte, hat doch wohl der Recenſent nicht ausſprechen wollen; wenigſtens bedurfte es, um zu dieſem ſimpeln Reſultate zu gelangen, des ganzen Apparats von Schmach und Fluch und Vorurtheil fürwahr nicht. Oder ſollte er an einen Rechtszuſtand gedacht haben, indem jeder Chriſt mit Freuden ſeinen Freund emancipirte, aber die Freunde Anderer mit gleicher Freude dem Drucke überließe? Einen ſolchen confuſen Gedanken traue ich ihm auch nicht zu; ich verſtehe ihn alſo wohl nicht. Was ich aber an dieſem unklaren Satze verletzend finde, iſt, daß hier überhaupt in Beziehung auf Freundſchaft von einem »Einräumen« und »Geſtatten« die Rede iſt. Das klingt ja beinahe wie Herablaſſung. Die Freundſchaft aber verträgt Nichts dergleichen; ſie iſt weſentlich auf Gleichheit und Wechſelſeitigkeit gegründet; ſie hat eine ganz democratiſche Natur, die keine Unterſchiede, keine Vornehmheit verträgt. Welcher ehrenhafte Bürgerliche würde nicht dem ihm befreun-

deten Junker die Thüre weisen, wenn er ihm zu verstehen gäbe, daß er ihn als Ausnahme von der bürgerlichen Canaille mit seiner Freundschaft beehre? Jeder ehrenhafte Jude wird es seinem intimsten christlichen Freunde eben so machen, wenn er mit einer gleichen Anmaßung gegen ihn hervortritt. In dem einen harmlosen Sinn ist die Freundschaft freilich immer eine Ausnahme, eine Einräumung, auch unter Personen gleichen Glaubens und Standes, daß sie sich eben an das Individuum knüpft, daß sie dieses aus der Masse der Gleichgültigen heraushebt; in irgend einem anderen Sinne sie so zu betrachten, ist Beleidigung, ist Tod der Freundschaft. Doch ich glaube, daß der Recensent auch hieran nicht gedacht hat, und meine Einwendung trifft ihn wahrscheinlich nicht.

Unter den Thatsachen, durch die der Recensent die »Abneigung des Christen gegen den Juden« erklärt, ist eine, die mir der Besprechung werth scheint. Er spricht von der »meist schlechten häuslichen Erziehung der Judenknaben« und fügt als Parenthese hinzu: »Die Kinder reicher Juden werden meist wie die Junker erzogen.« Was die »schlechte Erziehung« anlangt, so glaube ich, daß er sich irrt, und daß auch das ein Vorurtheil ist. Aber wie den Beweis führen, ohne in Einzelheiten einzugehen, die keine Druckschrift erschöpfen kann, und ohne, selbst wenn man Bände darüber vollschreiben wollte, zuletzt doch immer wie-

der auf die Beobachtung der Wirklichkeit verweiſen zu müſſen? Das iſt das Ueble bei ſolchen allgemeinen Anklagen, wie ſie gegen uns üblich ſind, daß ſie weit mehr den Character von Schmähungen, als von Argumenten an ſich tragen, und daß ſie nicht, wie dieſe, widerlegt, ſondern nur, wie jene, zurückgewieſen oder erwiedert werden können. Aber die Art, wie jene vermeintlich ſchlechte Erziehung characteriſirt wird, iſt bemerkenswerth und giebt zu denken. Das ſchlechteſte, was der Recenſent von der Erziehung bei den Juden ſagen zu können glaubt, iſt, daß ſie der bei den vornehmen chriſtlichen Ständen, bei dem Adel, üblichen gleiche. Das iſt ſeltſam, aber es iſt etwas wahres an der Sache. Nur iſt zu bemerken, daß die wenigen jüdiſchen Familien, die dieſe ſchlechte Erziehungsweiſe angenommen haben, ſie in den meiſten Fällen nicht direct vom Adel, ſondern erſt aus dritter Hand überkommen haben. Erſt hat der reiche chriſtliche Bürgerſtand den Adel, dann haben reiche Juden jenen nachgeäfft. Wäre der eine oder die anderen bei der eignen, einfachen Sitte geblieben, ſie hätten ſich manche Thorheit erſpart. Aber was folgt daraus für den ſinnigen Beurtheiler? Daß die Juden vorſichtig ſein müſſen in der Wahl der Muſter, nach denen ſie ſich bilden, mit denen ſie die eigne, vielfach geſchmähte Sitte vertauſchen. Eine genauere Beobachtung hat mich überzeugt, daß die ſämmtlichen Vorwürfe, die man in den letzten Jahrzehenden den

Juden zu machen beliebt hat, in Erscheinungen ihren Grund haben, die sich auf dieselbe letzte Quelle, wie die junkerhafte Erziehung, nämlich auf die Nachahmung des Fehlerhaften, das sich unter Christen findet, zurückführen lassen. Mitunter hat die Nachahmung auch wohl, wie es ihr eigen ist, ihr Vorbild überboten. Aber das bin ich gewiß, daß die bittersten Feinde der Juden in ihren Schmähungen sehr oft das hier zufällig theils mit Unpartheilichkeit, theils mit Uebelwollen betrachtete Abbild ihrer eignen Original-Fehler anklagen. Ich bin z. B. überzeugt, daß jeder Junker dieselbe Erziehung, die er in dem eignen Kreise vortrefflich fand, bei den Juden abscheulich finden wird. Für diese folgt hieraus die große Lehre, daß sie sich bei allem humanen Streben nach dem Anschluß an die allgemeine Sitte, wie unsere Zeit es mit Recht fordert, nach Annäherung an die christliche Gesellschaft, die ihnen eben so oft Absonderung vorwirft, wie sie ihren Wunsch der Annäherung lieblos zurückweist, doch vor den Mängeln und Thorheiten, die sich hier theilweise vorfinden, sorgfältig hüten, daß sie bei allem löblichen Eifer nach Aneignung alles Guten doch auch eine genügende Kraft des Widerstandes behaupten müssen, um nicht Affen fremder Thorheiten zu werden. Eben diese Ueberzeugung aber bildet eine der wesentlichen Grundlagen der gegenwärtigen Behandlungsweise unserer Sache, im Gegensatze zu der früher üblichen. Man kann uns

fragen: Warum klagt Ihr an, anſtatt Euch auf's Vertheidigen zu beſchränken? Wir antworten: weil die bloße Vertheidigung ohne Anklage zu einem ſchlechten, platten, ja unſittlichen Reſultat führen würde. Ich will mich deutlicher erklären. Man wirft unſeren Glaubensgenoſſen Fehler und Schwächen aller Art mit Gehäſſigkeit vor. Was ſollen wir dagegen anfangen? Sollen wir etwa behaupten, daß unſere Glaubensgenoſſen fehlerfrei ſind? Gott behüte! Lieber die Feder wegwerfen, als der ſittlichen Trägheit, die ſich gut genug zu ſein dünkt, Nahrung geben! Oder ſollen wir ſie anflehen, ſie möchten doch eine gleiche Vortrefflichkeit mit der Durchſchnittsgüte Derer, von welchen ſie gehaßt und angeklagt werden, ſich aneignen? Nein, lieber unſere Feder mit Füßen treten! In dem erſten Fall würden wir der Trägheit, in dieſem gar der Verſchlechterung huldigen; denn zu dieſer führt nothwendig ein mangelhaftes Ideal, in deſſen Nachahmung man ſich ſchon genügt. Haben wir doch lange genug dieſe klägliche Art, die Sache zu behandeln, erlebt und ihre Früchte geſchaut! Wie lange hat ſich die Abwehr der abſcheulichſten Kränkungen auf die bekannten Geſchichten von edlen Juden beſchränkt, wie einmal ein Jude einen Chriſten aus dem Waſſer gezogen, einen Hungrigen geſpeiſt oder hundert Thaler zum Bau einer chriſtlichen Kirche geſchenkt hat, mit der Nutzanwendung, wie durch eine Reihe ſolcher nobler Handlungen die Juden ſich immer mehr

zu der hohen Sittlichkeit ihrer Unterdrücker emporschwängen, und bald verdienen würden, in diesem Kreise tugendhafter Menschen das Bürgerrecht zu erlangen. Wenn wir ungestümen Vertheidiger unserer Sache uns bisher kein anderes Verdienst erworben haben, so haben wir doch das, dieser Misere ein Ende gemacht zu haben. Wir dringen in unsere Glaubensgenossen, mit aller Kraft der Seele nach menschlicher Veredlung zu streben, aber sich dabei um Gotteswillen kein Beispiel an dem Seelenadel Derer zu nehmen, die sie hassen und bedrücken; abzulassen von Selbstsucht, Eitelkeit und Niedrigkeit, nicht aber die Selbstsucht, Eitelkeit und Niedrigkeit Derer anzunehmen, von denen sie verleumdet werden. Wir wollen uns beugen und anbeten vor der Erscheinung jedes großen, edlen Menschen; wir wollen alles Gute bei den Menschen ohne Unterschied des Glaubens eifrig aufsuchen und freudig anerkennen; aber wir wollen uns sorgfältig hüten vor dem Wahne, als wenn wir dann besser würden, wenn wir es dahin gebracht hätten, der Masse Derer zu gleichen, die uns hassen und schmähen. Wir wollen mit aller Kraft, deren unsere Seele fähig ist, nach dem Ideale hoher Menschlichkeit streben, aber um alles nicht auf den Irrweg gerathen, die Mittelmäßigkeit Derer, die sich besser dünken, uns statt des Ideales unterschieben zu lassen. — Das ist der Grund, weshalb wir glauben, daß es zur sittlichen Verflachung führen würde, wenn wir

allen den gehäſſigen Vorwürfen, mit denen man uns überhäuft, immer nur Vertheidigungen und nie zugleich Anklagen entgegenſetzten.

Der Recenſent giebt uns auch Rathſchläge, wie wir unſere Sache beſſer und zweckmäßiger vertreten könnten. »Weit erſprießlicher wäre es« ſagt er unter anderen, »wenn die jüdiſchen Schriftſteller uns über »die inneren Angelegenheiten ihrer Gemeinde aufklär»ten, wenn ſie uns die Partheien ſchilderten, in welche »die Juden kirchlich und geſellſchaftlich zerfallen ſind.« Daß man es doch den Herren nie recht machen kann! Wie unendlich viel iſt nicht, ſeit einem Jahrzehend allein, über die inneren Verhältniſſe der Juden geſchrieben worden, über ihr religiöſes und Erziehungs-Weſen, über die großen Meinungs-Verſchiedenheiten, die über Gegenſtände des Glaubens unter ihnen herrſchen, und die ja der Verfaſſer ohne Zweifel unter religiöſen Partheien verſteht — (was er unter geſellſchaftlichen Partheien meint, iſt mir nicht ganz klar) und über Aehnliches. Ich erinnere mich nicht, daß Herr G. je dieſen Erörterungen eine beſondere Theilnahme gewidmet hätte; ich weiß blos, daß er die erſte Zeitſchrift, welche dieſen Gegenſtänden in eigentlich journaliſtiſcher Form gewidmet wurde, die Zeitung des Judenthums, mit ſeinem Spotte verfolgt und ihr nicht bloß einzelne Blößen und Mängel, ſondern ihr ganzes Beſtehen, den ganzen Plan der ausſchließlichen Beſprechung jüdiſcher, zumal innerer Angelegenheiten

zum Vorwurf gemacht hat. Und uns, die wir nun gerade zufällig von etwas Anderem reden, nämlich von einer bürgerlichen, politiſchen Frage, die, nach unſerer Ueberzeugung wenigſtens, mit kirchlichen Partheien nichts zu thun hat, ohne daß wir darum der wiederholten täglichen Beſprechung dieſer letzteren Materie in Zeitblättern und Flugſchriften irgend Abbruch thun, wird wieder zugemuthet, gerade von dieſer zu reden.

Ein anderer Rath, der mir beſonders der Erörterung werth ſcheint, iſt der, daß wir ſtatt durch Spott zu erbittern, durch Trauer zu rühren ſuchen ſollten. »Wir,« ſagt der Recenſent von ſich und ſeinen Glaubensgenoſſen, »ſind trotz aller Verhärtung noch »ſinnig und empfindungsvoll genug, um Trauernden »zu geben was ſie tröſtet.« Mit dem Verwerfen des Spottes bin ich einverſtanden; ich glaube auch nicht, daß man mir vorwerfen kann, mich dieſes Mittels der Polemik viel bedient zu haben; es iſt darin indeſſen durchaus kein Verdienſt, da mir das Geſchick ſo gut wie die Neigung dazu abgeht. Soll aber damit auch die ernſte, gerade Rüge Deſſen, was uns unedel, ſchlecht, verächtlich erſcheint, ausgeſchloſſen ſein, dann bin ich natürlich nicht einverſtanden. Ich möchte eine Vertheidigung der Emancipationsſache leſen, nach den Wünſchen des Recenſenten zugeſchnitten; ich halte mich ſo ziemlich überzeugt davon, er ſelbſt würde der erſte ſein, der ſich unbarmherzig darüber luſtig machte.

Er hat ſich früher ſchon über die ſentimentale Weiſe aufgehalten, mit der man dieſe Frage heutzutage behandle. Sentimentalität und Rührungsverſuche durch Trauer ſcheinen mir aber ziemlich nahe verwandt zu ſein. Auch heißt es ja in der oben angeführten Schilderung der verkehrten Weiſe der jüdiſchen Schriftſteller: »wir ſollen mit Gewalt in den Juden nichts ſehen, als die Erben eines jahrtauſendjährigen Elends, eine Pariakaſte, Heloten.« »Heloten, Parias, tauſendjähriges Elend,« das, dünkt mich, wäre ja alles jammervoll genug, und wenn das wirklich der herrſchende Ton der Vertheidiger der Rechtsgleichheit wäre, ſo ſcheint es mir, als wenn es an Rührung und Trauer nicht eben fehlte. Allein ich glaube, wenigſtens was mich anlangt, eben ſowohl die Richtigkeit der obigen Schilderung, wie den Rath, der eben auf etwas dem Getadelten ganz ähnliches hinausläuft, ablehnen zu müſſen. Ich für mein Theil habe die Parias-Metaphern und Heloten-Hyperbeln nie geliebt, und eben ſo wenig das zur Schau Tragen des Elends. Ich denke, man ſoll jedes wirkliche Verhältniß in ſeiner eignen Natur und Wahrheit auffaſſen, es nicht ausſchmücken mit hiſtoriſchen und mythologiſchen Lappen, nicht verdrehen durch Zuſammenſtellung mit Verhältniſſen, mit denen es um eine Welt und um ein Jahrtauſend auseinander iſt. »Parias, Heloten« das bedeutet einen widerſtandloſen, auf dem Geiſte, wie auf dem Leibe laſten-

den Druck; das ist nicht unsere Stellung, ist überhaupt nicht die des Unterdrückten in unserer Zeit. Paria und Helote ist der nicht, dessen Seele, dessen geistige Kraft, dessen Bewußtsein dem Unrecht widersteht; elend ist der nicht, der für einen Gedanken, für ein Princip der Ehre und der Sittlichkeit kämpft. Unsere Stellung ist in gewissem Sinne die unserer Wahl; wir gehorchen, indem wir sie behaupten, nur dem Gebote der Ehre, der Moral, der Wahrheit; darum sind wir freudig in ihr, so manches kostbare Gut wir auch um ihretwillen entbehren. Wir verschmähen, Das, was uns fehlt, auf die leichteste Weise zu erwerben, wie es hunderte vor uns und neben uns gethan haben; wir setzen ein Leben voll Mühe daran, es auf dem Wege des Rechts und der Ehre zu gewinnen; wir opfern dafür die edelsten Schätze des bürgerlichen Lebens; aber wir opfern sie mit innerer Freudigkeit, wie man der guten Sache ein ihrer würdiges Opfer bringt. Wenn wir ein Jammerleben verseufzten und vertrauerten, so würde unser Opfer eine Thorheit sein; auch die Gottheit der Idee verschmäht unwillige Opfer und nimmt nur mit gutem Herzen gebrachte an. Darum nehmen wir Recht und Wahrheit und Unpartheilichkeit, aber kein Mitleid in Anspruch. Ich habe es oft genug ausgesprochen, daß es Güter bürgerlicher Art sind, die uns fehlen, nicht Güter des Geistes und des Gemüthes, die wir in gleichem Maße mit den Bekennern des bevorzugten

Glaubens theilen, und so lange uns diese bleiben, verlangen und verdienen wir kein Mitleid. Was uns versagt wird, das ist — zum bei weitem größeren Theile — Arbeit, Thätigkeit: die leibliche, fördernde und stärkende Arbeit des Handwerks auf der einen, die geistige, ehrenvolle in Lehre und Ausübung der Wissenschaft auf der andern Seite; die erstere freilich nur noch in wenigen Staaten, in denen die alte Barbarei noch in voller Blüthe steht, die zweite aber — mit sehr wenigen Ausnahmen — in ganz Deutschland. Das ist freilich viel, unendlich viel, seine Erringung ist tausend Leben voll Kampf und Mühe werth; aber bei allem dem bettelt man nicht um Arbeit, wie man um Brod bettelt; man kriecht und winselt nicht für ein Princip, wie es niedrige Menschen um einen Vortheil thun mögen. Die erste Frage ist für uns immer die, welches Mittel das würdigste, die zweite erst, welches das zweckmäßigste ist. Die Motive, aus welchen uns so manche Wirksamkeit, die unser Lebensglück wesentlich erhöhen würde, versagt wird, sind nach unserer Ueberzeugung schlecht und verächtlich; man will aber das Verhältniß umkehren und den Bedrückten das moralische Unrecht zuwälzen; das ist genug, um unsere Meinung derb und offen zu sagen; ob es hilft, überlassen wir ruhig dem Erfolge. Ich wiederhole, daß der Zwiespalt, in dem wir uns mit unserer Zeit befinden, ein rein politischer, kein sittlicher ist. Wir kämpfen für den

Gedanken der Glaubensfreiheit, wie Andere, mit gleichem Ernst, mit gleicher Treue und Ueberzeugung, mit seltneren, aber dafür zuweilen größeren Opfern für den Gedanken der Freiheit des Wortes, der Freiheit in Staatseinrichtungen kämpfen; die menschliche Grundgesinnung ist dieselbe; nur die Arbeit ist nach der Weise unserer Zeit auch auf diesem Felde vertheilt. Aber abgesehen von dem politischen Streitpunkt ist unser Verhältniß zum Leben und zu den Menschen harmlos und freundlich, ungetrübt durch Judenthum und durch Christenthum. Unsere rechtliche Stellung würden wir mit großem Gewinne mit der des gedrücktesten Christen vertauschen; aber unsere moralische wollen wir mit der keines Menschen vertauschen. Wir sind in der Vertheidigung dessen, was wir für Recht, Wahrheit, Ehre halten, warm, heftig, leidenschaftlich: das ist wahr; aber es hat, dünkt mich, sein Gutes, wenn alles was an Leidenschaft in einem Gemüthe wohnt, durch eine gute und große Sache absorbirt wird; es bleibt uns um so weniger für unsere persönlichen Angelegenheiten. Wenn K. G., der das Unglück gehabt hat, so gränzenlosen persönlichen Haß in seinen literarischen Verhältnissen auf sich zu laden und ihn mit gleicher Energie erwiedern zu müssen, uns den Ungestüm und die Bitterkeit unseres Tones vorwirft, so können wir ihm antworten, daß die glühende Leidenschaft, die man einer heiligen Sache widmet, minder tadelnswerth und minder be-

mitleidenswürdig ist, als die der Persönlichkeit geltende. Ich will hiemit keinen Vorwurf gegen G. aussprechen, dem ich gern einräume, daß der Haß ihm oft Unrecht gethan hat; ich will ihm nur an einem Beispiel zeigen, daß wir nicht die Einzigen sind, die vom Hasse leiden, und daß unser Kampf dagegen eben nicht der schlimmste und nicht der bedauernswertheste ist.

Ich habe mich bisher nur an das gehalten, was in der Recension die moralische Seite unserer Sache angeht. Was darin über die eigentliche Emancipationsfrage gesagt ist, stimmt so ganz mit dem hundert Mal Gesagten und eben so oft Widerlegten überein, daß ich es nicht für dringend halte, darauf einzugehen. Wenn Du es wünschest, will ich ein anderes Mal darauf zurückkommen. Für heute ist meine Zeit zu Ende und der Brief ohnehin schon zu lang. Also leb' wohl

Dein

G. R.

Ich erſuche die geneigten Leſer, den uncorrecten Druck dieſes Hefts mit der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte gütigſt zu entſchuldigen und die folgenden, groſsentheils ſinnentſtellenden Fehler gefälligſt vor der Durchleſung zu verbeſſern.

Seite 13 Z. 3 ſt. erſte l. ernſte.
„ 15 Z. 7 v. u. ſt. demſelben l. denſelben.
„ 28 Z. 7 ſt. mildere l. mildern.
„ 36 Z. 5 ſt nach „Ueberzeugung," einzuſchalten: „unbegründeten."
„ 41 Z. 16 ſt. eben l. allein.
„ 48 Z. 4 ſt. Geſchäftigkeit l. Gehäſſigkeit.
„ 67 Z. 1 ſt. Verſöhnung l. Verhöhnung.
„ 70 Z. 13 ſt. aber l. eben.
„ 71 Z. 2 ſt nach „Unterſchied" einzuſchalten „an."
„ 75 Z. 19 v. u. ſt nach „Character" ſt. des - ein Komma zu ſetzen.
„ 79 Z. 4 v. u. ſt. erweichlichtes l. verweichlichtes.
„ 87 Z. 15 ſt. hatte l. hätte.
„ 90 Z. 16 ſt. dadurch vergeſſen l. durch Vergeſſen.
„ 90 Z. 17 ſt. feines l. ſeiges.
„ 95 Z. 8 v. u. ſt. Rachel l. Rahel.
„ 102 Z. 11 ſt. hatte l. hätte.
„ 108 Z. 4 ſt. ſetzten l. beſſen.
„ 109 Z. 2 v. u. ſt nach „denn" einzuſchalten: „da."
„ 113 Z. 2 v. u. ſt „nicht" zu ſtreichen.
„ 129 Z. 10 ſt. Schneide l. Scheide.
„ 131 Z. 13 v. u. ſt. immer anderer l. einem anderen.
„ 141 Z. 6 v. u. ſt. ärgern l. würgen.
„ 132 Z. 6 ſt. nur l. und.
„ 136 Z. 5 v. u. ſt. war l. wahr.
„ 138 Z. 5 v. u. ſt. erſt l. Rets.

Andere Fehler von geringerem Belange, insbeſondre zahlreiche Ungenauigkeiten in der Interpunction, werden ſich dem aufmerkſamen Leſer von ſelbſt darbieten.

Der Verfaſſer.

Bemerkungen

über

die zweite Schrift

des Herrn Geheimen Ober-Regierungsraths

Streckfuß

über das Verhältniß der Juden

zu

den chriſtlichen Staaten.

Von

G. Rieſſer.

Berlin,

Verlag von Veit und Comp.

1833.

Die zweite Schrift des Herrn Streckfuß über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten tritt vor das Publikum, begleitet von Umständen, die ihr eine bedeutende Aufmerksamkeit und einen erheblichen Einfluß auf die im Schooß der gesetzgebenden Gewalten, zumal in Preußen, obschwebende Debatte über die bürgerliche Gleichstellung der Juden sichern. Der Verfasser, früher selbst bei diesem Zweige legislatorischer Thätigkeit in hervorragender Weise betheiligt, hatte sich in der im Jahr 1833 herausgegebenen Schrift, auf die der Titel der gegenwärtigen Bezug nimmt, gegen die rechtliche Gleichstellung der Juden ausgesprochen und hatte namentlich in Beziehung auf Preußen einem System das Wort geredet, das nicht allein den Stillstand der Gesetzgebung, sondern, wie der Verfasser jetzt selbst eingesteht, einen Rückschritt, eine der Vorschrift der deutschen Bundesacte widerstreitende Entziehung erworbener Rechte in sich trug. Erfahrung und weiteres Nachdenken haben den ehrenwerthen Verfasser jetzt zu einer anderen Ansicht hingeführt, und er spricht in der vorliegenden Schrift der früher von ihm bekämpften vollständigen Rechtsgleichheit entschieden das Wort. Wie sehr dieses aufrichtige Streben nach Wahrheit, das offene Bekennen eines erkannten Irrthums den Verfasser ehrt, das bedarf unseres Zeugnisses nicht. Auch weist derselbe auf S. 19 darauf hin, daß er nicht erst seinen Austritt aus dem thätigen Staatsdienste abgewartet habe, um mit dieser seiner gegenwärtigen Ansicht hervorzutreten, sondern daß er seine veränderte Ueberzeugung schon früher mündlich und schriftlich offen kund

gegeben habe: eine Thatsache, deren erfreuliche Kunde allerdings schon vor mehreren Jahren diejenigen, die an dem Siege des Rechtsprinzips in dieser Frage Antheil nehmen, auf's angenehmste überrascht hat.

Da diese Schrift für eine unbedingte und unbeschränkte Gleichstellung ein durch die Persönlichkeit des Verfassers und seine Stellung zu der Frage ohne Zweifel gewichtiges Votum abgiebt, so würden die Freunde der Sache, für welche der Verfasser sich entschieden erklärt, wenn es ihnen nur darauf ankäme, Stimmen zu sammeln, bis sich eine ihrem Princip günstige Mehrheit ergeben haben wird, hier weiter nichts zu thun haben, als das günstige Votum zu registriren und dem, der es abgegeben, Lob und Dank zu spenden für die würdige Gesinnung, welche ihn seinen Irrthum zu bekennen und der Wahrheit die Ehre zu geben gedrängt hat. In der That berühren die Meinungs-Verschiedenheiten, die zwischen Herrn Streckfuß und denen, welche seine frühern Ansichten bekämpft haben, auch noch in Beziehung auf die gegenwärtige Schrift obwalten mögen, das practische Resultat durchaus nicht, in Betreff dessen vielmehr die ältesten und wärmsten Freunde der Emancipation an den Vorschlägen des Verfassers nichts zu verbessern und ihnen nichts hinzuzufügen finden werden. Aber Gottlob! gehört diese Frage nicht zu den politischen in dem gemeinen Sinn, nach welchem es blos auf die Erreichung des äußeren Zieles und auf die Gewinnung der Mittel und Stimmen für dieses Ziel ankäme, so daß die Klugheit erforderte, bei dem gleichen Ziele die etwaigen Abweichungen in den Motiven zu übersehen, damit die Einheit des Wirkens nicht gestört und den Gegnern keine Blöße gegeben werde. In unserer Frage wird vielmehr das politische Moment von einer sittlichen Idee überragt und es liegt den Vertheidigern mehr noch das Princip, als der practische Zweck, mehr der ideelle Grund, als das abgegebene Votum am Herzen. Deshalb kann

uns eben so wenig die Freude, die wir über die Zustimmung eines früheren Gegners empfinden, als die aufrichtige Hochachtung, die uns das biedere Verfahren desselben einflößt, abhalten, die wenigen Momente, in denen wir noch immer von ihm abweichen, hervorzuheben und unsere Ansicht zu rechtfertigen.

Der Verfasser kommt im Eingange auf die lebhafte Polemik zurück, die seine frühere Schrift hervorgerufen hat, und er kann sich, obgleich er seine damaligen Meinungen als irrig erkannt hat, doch eines sehr bitteren Gefühls über die Weise, wie jene Meinungen bekämpft worden, nicht erwehren. Würfe er uns, die wir ihm damals entgegengetreten sind, nur unsere Heftigkeit, unseren Ungestüm vor, so würde dieser Vorwurf allein uns nicht bestimmen, auf einen abgethanen Streit, der jetzt durch die veränderte Ueberzeugung unseres Gegners die erfreulichste Lösung erhalten hat, zurückzukommen. Wir würden es vorziehen, einen Mann, der seinen Character auf die würdigste Weise durch das Aufgeben seiner Meinung gerechtfertigt hat, die ihm in der Hitze des Kampfes zugefügte Verletzung abzubitten. Wir haben nie in unseren Gegnern die Person, sondern immer nur die Sache bekämpft, und nachdem über diese eine Verständigung eingetreten, kostet es uns keine Ueberwindung, der Person jede Genugthuung, die sie billiger Weise wünschen kann, zu geben. Aber der Verfasser geht weiter und erhebt eine ernstere Anklage, die zurückgewiesen werden muß. Er behauptet (S. 3—4), die meisten jener Schriftsteller hätten die seiner Schrift zu Grunde liegende Absicht verdreht und mehrere hätten ihm Behauptungen in den Mund gelegt, an welche er nie gedacht habe. Er wirft also seinen damaligen Gegnern geradezu Unredlichkeit vor, die durch die als Milderungsgrund hinzugefügte blinde Leidenschaft nicht entschuldigt werden kann. Ich muß bekennen, daß ich diese schwere Anklage gegen „die meisten" jener Schriftsteller nicht zu vereinigen weiß mit der weiterhin auf S. 10. sich finden-

den Angabe des Verfassers, „daß er nur den kleineren Theil jener Gegenschriften gelesen habe, da er bald müde geworden sei, immer dasselbe mit anderen Worten wieder zu finden.“ Die Zusammenstellung dieser beiden Aeußerungen führt nothwendig zu dem Resultat, daß Herr Streckfuß auch diejenigen Schriftsteller, deren Arbeiten er nicht gelesen hat, mit in jenes harte Verdammungs-Urtheil hineinzieht: ein Verfahren, das wir auch unsererseits gern durch einen Rest von leidenschaftlicher Gereiztheit entschuldigen wollen. — Was nun die Vertheidigung der so schwer beschuldigten Schriftsteller anlangt, so kann Referent nicht in Abrede stellen, daß er in dieser Sache kein unpartheiischer Richter, sondern ein persönlich Betheiligter ist, der sich nur zu vertheidigen, das Richteramt aber Anderen zu überlassen hat. Ein Umstand, der mich bei dieser Vertheidigung recht wohlgemuth sein läßt, liegt jedoch darin, daß ich allen Grund habe anzunehmen, daß meine gegen die frühere Schrift gerichtete, ziemlich ausführliche Widerlegung*) zu denjenigen gehört, die der Herr Verfasser nicht mehr gelesen hat, so daß ich mir seine Anklage, außer insofern dieselbe auf bloßer Vermuthung beruht, nicht zuziehen darf. Ein Grund für diese Annahme liegt schon in dem Umstande, daß meine Widerlegung eine der am spätesten erschienenen ist und deshalb allem Anscheine nach in einen Zeitpunct fiel, wo die Müdigkeit des Herrn Verfassers schon den äußersten Grad erreicht haben mußte. Dazu kommt nun, daß die Entstehungsweise, welche Herr Streckfuß den gegen ihn erschienenen Schriften — in wohlmeinend entschuldigender Absicht — beilegt, unmöglich das Resultat desjenigen Eindrucks sein kann, den mein Versuch, wenn er ihn gelesen hätte, auf ihn gemacht

*) Man vergleiche: Betrachtungen über die Verhältnisse der jüdischen Unterthanen der Preußischen Monarchie. Altona, 1834. (Abgedruckt aus dem zweiten Bande der Zeitschrift: der Jude) S. 177—216. S. 243—328. S. 334—339. S. 390—487.

haben würde, und daß sein Unmuth solche Milderungsgründe in meinem Fall unmöglich zulassen konnte. Herr Streckfuß sieht in allen jenen Widerlegungen Producte einer leidenschaftlichen, zornigen Eile, die sich nach dem ersten flüchtigen Ueberblick gar keine Zeit läßt, die Schrift des Gegners noch einmal anzusehen, sondern den Erguß der ersten Wuth ohne weiteres Besinnen unter die Presse bringt. Daß ich für mein Theil nicht auf solche Weise verfahren bin, würde Herr Streckfuß, wenn er auf meine Schrift auch nur einen Blick geworfen hätte, schon daraus ersehen haben, daß ich mir manche Monate Zeit zu einer sehr langsamen und allmäligen Erörterung der verschiedenen Puncte, die mir in der Schrift des Herrn Streckfuß irrig zu sein schienen, gegönnt, und daß ich alle irgend erheblichen Stellen dieser letzteren in seitenlangen Auszügen meinen Widerlegungen vorangeschickt habe. Von Verdrehung und Unterschiebung kann daher bei mir gar nicht die Rede sein und wenn ich glauben könnte, daß eine Silbe von diesen Anklagen mir gelten solle, so würde ich sie als eine Verläumdung zurückzuweisen nicht umhin können. So wie die Sache steht, freue ich mich, daß ich persönlich nichts mit Herrn Streckfuß auszufechten habe. Denjenigen aber, die etwa meine Schrift gelesen haben sollten, muß ich bemerken, daß ich jede noch so freundliche Milderung, die den Menschen auf Kosten der Zurechnungsfähigkeit des Schriftstellers retten soll, zurückweise und daß ich auch nach zehnjährigem Nachdenken jede in der damaligen Polemik aufgestellte Behauptung — abgesehen jedoch von Ton und Haltung, die allerdings das Erzeugniß der augenblicklichen Stimmung sind, die zu vertheidigen nicht der Mühe lohnt und über die ich das Urtheil gern dem Geschmack eines Jeden überlasse — zu vertreten und zu rechtfertigen bereit bin. Auf den alten Streit zurückzukommen liegt indessen kein Anlaß vor, da Herr Streckfuß die bestrittenen Meinungen aufgegeben hat und seine persönli

chen Vorwürfe mich nicht treffen. Ich würde des Abgethanen auch ſo weit gewiß nicht gedacht haben, wenn es ſich nicht um die Anklage der Unredlichkeit handelte.

Aber eben gegen dieſe ſchwere Anklage fühle ich mich gedrungen, auch die trefflichen, ihrem Inhalte nach eben ſo gediegenen, wie in ihrer Haltung würdevollen Gegenſchriften von v. Ulmenſtein und Joſt, ſo wie auch die bei aller Lebhaftigkeit durchaus redliche und wackere kleine Schrift von Dr. Jacoby in Königsberg in Schutz zu nehmen. Es muß Erſtaunen erregen, über eine Schaar von Gegnern, unter welchen ſich Männer, wie die genannten, befinden, ſo leichthin aburtheilen zu hören, und es freut uns wahrhaft, daß Herr Streckfuß ſo wohlwollend geweſen iſt, zu Gunſten ſeiner Gegner Milderungsgründe, ihrer gereizten Stimmung entlehnt, beizubringen, die wir ſehr gern, wie nicht mehr als billig iſt, ihm ſelbſt zu Gute kommen laſſen. Zu bedauen iſt dagegen, daß Herr Streckfuß nicht angedeutet hat, welche Minorität der Gegenſchriften denn die Ehre gehabt hat, von ihm geleſen zu werden; und man muß ſich wundern, daß es ihm entgehen konnte, wie eine ſo harte, den Character berührende Anklage in der That der Specialität bedurfte. So wie die Sache liegt, weiß ich nicht, wen und was ich gegen dieſe Anklage zu vertheidigen habe und wo ich namentlich die ihm angeblich untergeſchobene Aeußerung, über die ſich Herr Streckfuß auf S. 4. beſonders ſchwer beklagt, finden ſoll, wenn ich nicht zu dieſem Ende die ganze kleine Bibliothek von Gegenſchriften, welche (nach S. 3.) die frühere Schrift hervorgerufen hat, durchmuſtern will. Ich laſſe daher gern von einer Erörterung ab, die ich zu keinem Reſultat zu führen vermag, habe jedoch nicht geglaubt, eine Anklage dieſer Art mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Herr Streckfuß iſt nun aber in dem freundlichen Suchen nach Entſchuldigungen für das früher gegen ihn geübte Ver-

fahren so erfinderisch, daß er noch einen weiteren Grund zu unseren Gunsten herbeibringt, den wir vollends, da er eines der innersten, sittlichen Momente der Sache berührt und in ein unrechtes Licht stellt, ernsthaft ablehnen müssen. Er glaubt uns sammt und sonders in einer krankhaft aufgeregten, erbitterten Stimmung befangen, zufolge einer vermeintlichen persönlichen Schmach, die wir in den Ausnahmegesetzen, unter denen wir leiden, empfänden, und er will uns dieser Stimmung wegen Manches zu Gute halten, wofür wir unsererseits, weil wir es eben für ganz recht und gut und natürlich halten, gar keiner Beschönigung irgend einer Art bedürfen. Jene Voraussetzung aber beruht auf einem Irrthum, auf der Unkenntniß der Stimmung gerade derjenigen Juden, die in dem Kampfe gegen ungerechte und unterdrückende Gesetze am meisten Thätigkeit entwickeln. Wenn wir von dem schmachvollen Character dieser Gesetze reden, so sind wir weit entfernt, damit eine uns persönlich treffende, moralische Schmach bezeichnen zu wollen, sondern wir haben dabei lediglich die Schmach im Auge, welche an dem gesetzlichen Zustande selbst und an denen, die ihn aufrecht halten, haftet. Das materielle Leid, das aus der an den Glauben geknüpften Unterdrückung hervorgeht, die harte Entbehrung so mancher Thätigkeit, die gerade allein den Kräften und der Richtung manches Einzelnen zusagt, die falsche Stellung, in welche dadurch nicht Wenige zum bürgerlichen Leben gerathen — alle diese Uebel treffen freilich die Opfer des Unrechts allein; aber die sittliche Schande desselben kann nur diejenigen treffen, die das Unrecht üben, die es durch den unrühmlichen Gebrauch einer unendlich überlegenen Macht behaupten. Nur eine völlig rohe Ansicht, die wir nimmermehr als richtig anerkennen, kann in solchem Falle die Unehre dem Unterdrückten anheften wollen. Die Ueberzeugung von der tiefen Unsittlichkeit aller und jeder an die Religion geknüpften Ausnahmegesetze, das klare Bewußtsein, daß sie der Wahrhaf-

nahen und der freien Würde des Menschen widersprechen — halten die Seele des Kampfes, wie er gegen das herrschende Unrecht und seine Vertheidiger in unserer Zeit geführt wird. Aber je fester dieses Bewußtsein in uns wurzelt, je bestimmter und unverhohlener es ausgesprochen und je entschiedener somit die sittliche Würde unserer Sache behauptet wird, desto freier wird das Gemüth von jedem Druck, von jeder Befangenheit, von jeder Gereiztheit. Die, welche am heftigsten gegen das Unrecht kämpfen, leiden geistig am wenigsten daran, wenn auch ihr bürgerliches Wohl ihm zum Raube wird, indem sie es von ihrer Seele abwälzen auf seinen äußeren, unlauteren Ursprung hin, und es, moralisch vernichtet, als einen durch die Gewalt getragenen, politischen Mißbrauch bekämpfen. Diese Stimmung ist derjenigen gerade entgegengesetzt, die Herr Streckfuß bei uns voraussetzt, und wir machen auf die Schonung, die uns derselbe, wie am Gemüthe Leidenden, will angedeihen lassen, nicht den mindesten Anspruch, da wir uns für geistig vollkommen gesund halten und eben in dem offenen Kampfe gegen das von außen her auf uns lastende Unrecht das beste Stärkungsmittel dieser geistigen Gesundheit erblicken.

Es ist seltsam, daß der geehrte Verfasser so weit sucht nach einer Erklärung, die doch seiner jetzigen Auffassung der Sache so nahe zu liegen scheint. Sollte denn wirklich unter denen, welche im Jahre 1833 schon von derselben Ansicht durchdrungen waren, für welche durch eine zehnjährige Erfahrung und ein höchst ehrenwerthes Streben nach Wahrheit auch Herr Streckfuß gewonnen worden, keiner gewesen sein, der schon damals in gleicher Aufrichtigkeit und unparteiischer Ueberzeugung zu jenen Ansichten gelangt wäre? Unwahrscheinlich ist es mindestens, daß im Jahre 1833 nur leidenschaftliche Befangenheit auf derselben Seite sollte geirrt haben, auf welcher wir jetzt Herrn Streckfuß selbst mit seinem besonnenen Ernst, mit seinem parteilosen, uneigennützigen Streben

freudig begrüßen. Daß seine jetzige Richtung der früheren wesentlich widerstreitet, daß jene mit den Ueberzeugungen seiner alten Gegner durchweg den Resultaten, großentheils auch den [illegible]ven nach zusammentrifft, kann nicht in Abrede gestellt werden. Warum sollten nun dieselben Ansichten, die sich jetzt eines so würdigen Vertheidigers erfreuen, zehn Jahre früher nur unwürdige Vertreter gefunden haben? Doch wir müssen vielleicht fürchten, daß uns wieder Mißdeutung vorgeworfen werde und wollen nicht unterlassen zu berücksichtigen, daß Herr Strauß ja nur von „den meisten" jener Schriftsteller redet. Wir können daher nur bedauern, daß er bei dem harten Urtheil über jene Mehrzahl nicht für gut gefunden hat, auch ein Wort über die Minderzahl zu sagen. Hätte Herr Strauß es über sich gewinnen können, positiv einzuräumen, daß auch nur ein einziger seiner damaligen Gegner — etwa der treffliche, seitdem entschlafene v. Ammon, den ich am höchsten unter jenen zu stellen gewagt bin — von gründlicher, besonnener Einsicht in die Sache geleitet worden, so würde dadurch freilich der gegen die übrigen verhängte Tadel sehr an Gewicht gewonnen haben: aber der guten Sache, die sich ja damals auf derselben Seite befand wie jetzt, wäre der üble Schein einer so gänzlich verfehlten Vertheidigung erspart, und ich würde dann gern den alten, glücklich erledigten Streit haben ruhen lassen.

Einer der wichtigsten Puncte, um die sich der Streit des Jahres 1835 drehte, betraf die gesetzliche Einbeziehung der Juden in Classen, für die sich Herr Strauß damals erklärt hatte. Auch auf diesem Puncte sucht derselbe seine damaligen Vorschläge als unausführbar, zumal in rechtlicher Hinsicht, — mit Beziehung auf die Unzulässigkeit der Verletzung erworbener Rechte und auf den 16. Art. der Bundesacte — aus. Doch will Herr Strauß diesen Vorschlägen für solche Fälle, wo an ihrer Ausführung freie Hand gegeben ist und zumal da

wo es ſich um einen Uebergangspunct von der ungemilderten Barbarei der alten Beſchränkungen zu einem Zuſtande der Rechtsgleichheit handle, einigen Werth, und zwar minder einen practiſchen, als einen moraliſchen Werth, der ſich in der Einwirkung auf die öffentliche Meinung äußern ſoll, beigelegt wiſſen. Aber gerade dieſen moraliſchen Werth möchten wir einem auf unrichtiger Baſis ruhenden Syſtem am wenigſten zugeſtehen, während wir bei der Beantwortung der Frage nach dem, was practiſch in der trivialſten Bedeutung des Wortes iſt, weniger ſchwierig ſein würden. Iſt einmal die dürftige Anſicht zur Geltung gelangt, daß das Leben die raſche Verwirklichung der Rechtsidee nicht ertrage, ſind Uebergänge vom Unrecht zum Recht dadurch nothwendig geworden, daß die, in deren Händen die Entſcheidung ruht, ſie für nothwendig halten, ſo ſind wir nicht geſonnen, das Beſſere darum zurückzuweiſen, weil wir ihm das Beſte vorziehen. Der jugendliche Stolz des Vertrauens auf die Idee, der jede Transaction um ihrer Würde glaubt, iſt nicht mehr im Geiſt unſerer Zeit; die vollendete Reife zum Gemeingut gewordener Ueberzeugungen, die des Sieges gewiß iſt und keiner Transactionen bedarf, iſt noch nicht in ihrem Geiſt. Unſere Zeit iſt vielmehr zu Uebergängen und zu Vermittelungen geneigt, und es wäre thöricht, ſie zurückzuweiſen, wo das Höchſte nicht zu erreichen, ein bewährter ungewandter Fortſchritt aber zu gewinnen iſt. Soll nun in Betreff einer Frage, in welcher das, was das Rechte und Wahre, längſt feſtſtehe, eine Milderung des in einigen deutſchen Staaten noch herrſchenden, ganz mittelalterlichen Zuſtandes gewonnen, aber das Ziel der Gleichheit vor dem Geſetze doch in keinem Falle erreicht werden, ſo wird der Punct, bis zu welchem man ſich dem Rechte nähern will, nicht wohl nach einem Princip, das ein Ganzes und Vollſtändiges erbeischt, beſtimmt werden können, ſondern er wird nach Willkühr, ohne ein inneres Motiv für die Gewährung des einen

und der Verfassung des anderen Rechts, angenommen werden müssen. Und so geschieht es denn auch in der That. Unter solchen principlosen, willkürlich normirten Uebergangszuständen mag nun auch ein solcher, der auf einer Classen-Eintheilung beruht, seine Stelle finden und seinen relativen Werth haben. Wenn Herr Streckfuß S. 15. behauptet, daß das auf ein System dieser Art gebaute, im Großherzogthum Posen geltende Gesetz vom 1. Juni 1833 dort erwünschte Resultate gezeigt habe, so stimmen wir ihm gern darin bei. Nur glauben wir, daß es diese Resultate durch dasjenige erzielt hat, was es gewährt, nicht durch das, was es versagt, durch die Fortschritte, die es macht, nicht aber durch diejenigen, die es zurückhält. Auch von dem letzten in Deutschland zu Stande gekommenen Gesetz über die Verhältnisse der Juden, von dem im vorigen Jahr unter den trübsten Auspicien nach jahrelangen, mühseligen Debatten im Königreiche Hannover publicirten, das in seinen kümmerlichen Gewährungen noch hinter dem im Großherzogthum Posen geltenden zurückgeblieben ist, dessen wir nichtsdestoweniger erfreuliche Folgen, die sich auch in der kurzen Zeit seiner Geltung schon bemerkbar zu machen anfangen. Man braucht nur an den Grauen erregenden Zustand zu denken, welchem namentlich dieses letztere Gesetz ein Ende gemacht hat und der zur Schande unserer Zeit noch hie und da in dasselbe hineinragt, um es erklärlich zu finden, daß der ungenügendste Fortschritt, die noch so kärglich zugemessene Erlösung von einem Theile des unerhörtesten Drucks, der doch immerhin den Weg zu einer besseren Zukunft bahnte, freudig begrüßt werden konnte. Ausschließung von den meisten redlichen Gewerben, Abhängigkeit von der schrankenlosesten Willkür der Behörden selbst in Betreff der gestatteten, Beschränkung der Heirathen, Einpferchung in gewisse Orte und in gewisse Gassen mancher dieser Orte, — wer diese empörenden Einrichtungen, wie sie in früheren Jahrhunderten durchweg obwalteten, und ihre in mora-

licher und ſocialer Hinſicht heilloſen Folgen kennt, der wird nicht umhin können, den erſten noch ſo dürftigen Schritt aus einer ſolchen Barbarei heraus willkommen zu heißen und günſtige Folgen von ihm zu erwarten.

Wenn wir uns demnach in practiſcher Hinſicht in das früher vom Herrn Streckfuß vertheidigte Syſtem der Claſſen-Eintheilung gleich wie in andere unvollkommene Maßregeln der Abhülfe wider ein viele Jahrhunderte altes Unrecht finden können, und die Hoffnung, daß es als Uebergang zum Beſſeren dienen werde, gern feſthalten, ſo können wir nicht einräumen, daß daſſelbe in ſittlicher Hinſicht, in der Einwirkung auf die öffentliche Meinung etwas ſpecifiſch Wohlthätiges in ſich trage, wir können nicht glauben, daß das an ſich Falſche und Ungerechte einen ſelbſtſtändigen Werth habe, und dem ewig Wahren und Rechten, der reinen Verwirklichung des ſchlichten Gedankens der Gerechtigkeit, irgendwie vorzuziehen ſei. Inſoweit die Volksmeinung überhaupt durch die verwaltenden Rechtseinrichtungen beſtimmt wird, kann ſie durch jede Art von Ausnahmegeſetzen nur verwirrt und auf Abwege geleitet werden. Was ihr Noth thut, um verderbliche Vorurtheile zu zerſtören, iſt, daß ſie aufhöre, den Werth der Menſchen nach Claſſen und Kategorieen zu meſſen, daß ſie den Maßſtab des ſittlichen Ideales an die Individuen lege und Jeden darnach ſchätze, wie er für ſich die Probe beſteht, Jeden für ſein ſittliches Sein und Handeln, aber nicht für das irgend einer Geſammtheit, mit der er zuſammenhängt, verantwortlich mache, nicht die zerſtreuten Fehler und Vergehen von Tauſenden auf das Haupt des Einzelnen häufe. So kommt es denn auch in dem vorliegenden Fall nicht darauf an, die Meinung zur Milde und Nachſicht gegen den einzelnen Juden zu ſtimmen: ſie ſei ſo ſtrenge wie ſie will, wenn ſie nur unpartheiiſch iſt, wenn ſie nur den allgemein menſchlichen Maßſtab anlegt, und die Prüfung mit ungetrübtem Auge vernimmt: dann möge der Ein-

seine sich bemühen, daß er vor ihr beſtehe und ihr Achtung abgewinne. So wie die Emancipation im Geſetze den Sinn hat, daß die Abtheilung in Claſſen und Confeſſionen, ohne daß die letzteren darum in Hinſicht auf das Religiöſe zu exiſtiren aufhörten, ihre rechtliche Bedeutung ganz verliere, und daß ſich die Stellung des Individuums im Staate allein nach ſeiner Perſönlichkeit, Fähigkeit und Leiſtung beſtimmt — ſo hat auch die Emancipation in der Meinung, deren Herr Streckfuß ſo oft erwähnt, im Grunde keinen andern Sinn, als den, daß auch in der ſittlichen Würdigung des Menſchen jene Kategorieen ihren Einfluß verlieren und der Werth des Individuums den einzigen Maßſtab ſeiner Werthſchätzung bilde. Aber allerdings wirkt hier das Eine auf das Andere ein; allerdings wird die unbefangene Würdigung, auf die hier Alles ankommt, durch die geſetzlich über eine gewiſſe Klaſſe verhängte Zurückſetzung unendlich erſchwert, und bleibt nur den Gebildetſten, deren Bewußtſein ſich über das ungerechte Geſetz zu erheben vermag, möglich. Und eben in dieſer Richtung kann die Meinung nur von Neuem miſsleitet werden durch eine neue Klaſſen-Eintheilung, gleichſam eine höhere Potenz des Uebels, ein Unrecht im Unrecht. Nie und nimmer wird eine ſolche Eintheilung — und das räumt Herr Streckfuß jetzt ſelbſt ſo ziemlich ein — auch nur einen annähernden Maßſtab an den ſittlichen Werth des Individuums anlegen können; ſie wird vielmehr immer nur an ganz äußerlichen, zufälligen Unterſcheidungen — in den meiſten Fällen, wie die Erfahrung zeigt, an der des Vermögens, in wenigen höchſtens an der der Bildung, die ja meiſtentheils nur Folge der mehr oder weniger günſtigen Verhältniſſe iſt — haften bleiben. Steht es nun gleich nicht in der Macht der Geſetzgebung, dieſe in der Natur der menſchlichen Dinge liegenden Ungleichheiten aufzuheben, ſo kann ſie doch nimmermehr dazu berufen ſein, ſie zu erſchweren, an das unverſchuldete Zurückſtehen im Beſitze von Glücksgütern,

in geistiger oder in äußerer Bildung außer ihren natürlichen Zolgen noch eine künstliche Zurücksetzung im Recht für eine besondere Classe zu knüpfen. Am wenigsten dürfte es von irgend einer Seite der zu den Aufgaben unserer Zeit, die vielfach für die Beseitigung überlieferter Rechts-Unterscheidungen streitet, gezählt werden, auf dem Wege zu der Hinwegräumung einer derselben neue, gleich willkürliche, aufzuführen. Und wenn es eben im Ganzen und Großen jene Classen-Eintheilungen sind, die dem Vorurtheil die gefährlichste Nahrung geliehen, die den verderblichsten Zwiespalt erzeugt haben, wie möchte man da einem auf ähnlichem Grunde ruhenden System die Macht beilegen, daß es die Wunden des Hasses und des Vorurtheils heilen, daß es die ersehnte Einigung der Gemüther, die heilsame Unbefangenheit des Urtheils herbeiführen werde?*)

Es hängt dieser Punkt nahe mit einem anderen zusammen, rücksichtlich dessen wir gleichfalls mit Herrn Streckfuß nicht einverstanden sein können, bei welchem es sich jedoch nicht um die Zweckmäßigkeit gewisser Maßregeln, die durch Beweisgründe könnte ermittelt werden, sondern gleichsam um die Anschauung eines moralischen Thatbestandes handelt, wo Täuschung allzuleicht möglich ist, und wo Jeder am Ende aus dem Blicke des eignen geistigen Auges das Resultat schöpfen wird. Ich rede von dem Stande der öffentlichen Meinung, in welchem Herr Streckfuß auch jetzt noch, wie vor zehn Jahren, wo dieses Moment einen der erheblichsten Streitpunkte bildete, ein Hinderniß der Gleichstellung der Juden, das man zu bekämpfen habe, um sie siegreich durchzuführen, erblickt. Wenn aber derselbe früher von der Gesetzgebung eine ängstliche Rücksicht auf diese behauptete öffentliche Meinung fordern, und deshalb Zornschreute, denen sie widerstreben könnte, widerrathen zu müssen glaubte, so ist er jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß

*) Ueber die genaueren Resultate jenes Classen-Systems vergleiche man die eben angeführten Betrachtungen, S. 344—376.

der Gedanke des Rechts ihr die Spitze bieten, daß ſie durch die Einführung eines gerechten Syſtems überwunden werden müſſe; aber immer noch iſt er geneigt, in ihr eine Schwierigkeit zu ſehen. Ohne nun die Thatſachen, auf welche Herr Streckfuß dieſe ſeine Auffaſſung ſtützt, zu ignoriren, ſind wir unſererſeits gewöhnt, in demjenigen, was wir die öffentliche Meinung nennen, die Quelle alles deſſen, was bisher für die Sache der Gewiſſensfreiheit geſchehen iſt, und die Stütze alles deſſen, was noch für ſie geſchehen muß und wird, zu erblicken. Wir zählen auf den Geiſt der Zeit, auf den Fortſchritt des Jahrhunderts: wenn aber findet dieſer ſein treues, ſein lebendiges, ſein ſiegreiches Organ, als in der öffentlichen Meinung? Freilich weiß die Geſchichte von einzelnen Fällen einer freiſinnigen Reform zu berichten, die — wie z. B. gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Oeſterreich — ein gewaltiger Einzelwille kraft uneingeſchränkter Herrſchergewalt in's Leben gerufen hat; aber die Geſchichte lehrt auch, daß gerade dieſe Reformen nicht Stand gehalten, daß ſie ohne feſte Wurzel im Boden des Volkslebens vom Sturme der Reaction konnten fortgeriſſen, daß das Werk eines Einzelnen auch von Einzelnen konnte zerſtört werden, während die durch die Volksmeinung errungenen Reformen trotz aller Stürme, die der gewaltige Kampf um ſie heraufbeſchworen hat, in dem, was ihnen weſentlich, das Feld unerſchütterlich behauptet haben. Die Thatſache, daß der Grundſatz der Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Geſetze ohne Rückſicht auf ihr Glaubensbekenntniß, gleich allen andern Principien, um die ſich der politiſche Fortſchritt des Jahrhunderts bewegt, ſeine Siege dem Volksgeiſte verdankt, den er durchdrungen hat, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Wiederum läugnen wir auch diejenigen Thatſachen nicht, welche als Zeichen des Widerſtrebens gegen das gleiche Recht von der andern Seite geltend gemacht werden. Es fragt ſich alſo, welche Reihe von Thatſachen, welche

Symptome den Namen einer öffentlichen Meinung eher verdienen, die von uns oder die gegen uns als solche geltend gemachten? Wir glauben nun so viel als erwiesen annehmen zu können, daß ein Gedanke des Fanatismus, der den Andersglaubenden als solchen, bloß darum, weil er die Wahrheit gewisser Dogmen nicht anzuerkennen vermag, der Unterdrückung preisgeben will, — daß dieser Gedanke, welcher allerdings in früheren Jahrhunderten unzählige Gemüther in einem Hasse vereinigte, es nicht mehr ist, welcher heutzutage eine öffentliche Meinung gegen die Juden und ihre rechtliche Gleichstellung bildet. Vielmehr wird von keinem unpartheiischen Beobachter in Abrede gestellt — und auch Herr Streckfuß räumt es ein — daß das Widerstreben gegen die Rechtsgleichheit der Juden in unseren Tagen auf der zärtlichen Liebe zu dem eignen Vorrecht beruht, wie sie allen Privilegirten eigen ist, auf der engherzigen Furcht, man werde nicht bestehen können, wenn eine kleine Schaar gewaltsam Fernegehaltener zur freien Mitbewerbung in den verschiedenen Kreisen des Bürgerlebens werde zugelassen werden, also auf den Motiven der kleinlichsten Selbstsucht, auf einer wesentlich antisocialen Gesinnung, die, wenn sie je in allen öffentlichen Verhältnissen herrschend werden könnte, alles Gemeinsame, alles Bindende auflösen und den Zustand der Gesellschaft in einen Krieg Aller gegen Alle verwandeln würde. Unmöglich kann eine solche Sinnesweise, bei der eben Jeder an sich und an den eignen Vortheil denkt, und wenn sie auch zufällig, wie in dem vorliegenden Fall, von Vielen gegen Wenige gehegt würde, eine öffentliche Meinung bilden, die wesentlich auf dem Grunde einer gemeinsamen, sittlichen Ueberzeugung, eines die persönliche Selbstsucht überragenden Strebens ruhen muß. Eine solche Grundlage bildet der Eifer für das gleiche Recht und die Freiheit Aller, das Streben nach Institutionen, die das Recht und die Freiheit Aller schützen, und mit einer in solchem Boden wurzelnden öffentlichen Meinung hängt die

Wärme auch für das Recht eines unterdrückten Theiles der Nation innig zusammen. Anders als in solchem Zusammenhange kann sich allerdings eine öffentliche Meinung für das Recht der Minderzahl nicht kräftig bilden: in einem Volksleben, das von der Idee der Freiheit und der Rechtsgleichheit noch gar nicht durchdrungen ist, in dem sich eine bewußte Selbständigkeit des gemeinsamen politischen Wollens noch gar nicht hat entwickeln können, findet sich für das Streben nach der Befreiung der gedrücktesten Classe keine Stelle; es ist vielmehr ganz natürlich, daß das unter dem Druck der höheren Stände leidende Volk einige Entschädigung suche in der Lust, die es selbst an der Bedrückung eines ihm tief untergeordneten Standes empfindet. Aber in einem solchen Zustande giebt es überhaupt keine öffentliche Meinung, welche einen hinlänglichen Grad sowohl von Freiheit als von Einheit des nationalen Bewußtseins, die über das beschränkte Standes-Bewußtsein hinausgeht, voraussetzt. Ich kann auf diese Ideen, die ich bei Gelegenheit der Besprechung der früheren Schrift des Herrn Streckfuß*) ausführlich entwickelt habe, hier nur oberflächlich hindeuten, um das Vertrauen zu rechtfertigen, das die große Mehrzahl der Freunde unserer Sache eben in die öffentliche Meinung setzt, die wir unseren Wünschen hier als ein Hinderniß entgegengestellt sehen. Wer konnte aber wohl in diesem Augenblick diese Frage besprechen, ohne eines bedeutungsreichen Ereignisses zu gedenken, das zwischen der Ausarbeitung der vorliegenden Schrift und dem gegenwärtigen Augenblick in der Mitte liegt, und das vielleicht auch den geehrten Herrn Verfasser zu einer neuen Prüfung seiner eben besprochenen Ansicht dürfte veranlaßt haben. Man wird leicht errathen, daß ich von dem Antrage der Rheinpreußischen Provinzialstände zu Gunsten der Emancipation der Juden und von den mannich-

*) S. die oben angeführte Schrift S. 167—178.

fachen Aeußerungen einer freisinnigen Volksmeinung rede, die diesem rühmlichen Votum vorausgegangen sind, und in ihm ihren höchsten und reinsten Ausdruck gefunden haben. Vergleicht man die hier zur Freude der Einen und zur Verwunderung der Anderen an's Licht getretene Gesinnung mit dem Widerstreben, das bei einem früheren Anlaß die verschiedenen provincialständischen Versammlungen Preußens gegen die rechtliche Gleichstellung der Juden mehr oder weniger an den Tag gelegt, und an welchem auch die Stände Rheinpreußens theilgenommen haben, so wird man diesen Gegensatz allerdings zum Theil aus einem in dem dazwischen liegenden Zeitraum in den Gesinnungen der Mehrheit der Wähler und des übrigen Volkes eingetretenen Fortschritt zu erklären haben. Ich sage zum Theil denn anderen Theils waren, dünkt mich, die freieren, duldsameren, rechtliebenderen Gesinnungen auch damals im Volke schon verhanden, fanden aber in den provinzialständischen Versammlungen keinen angemessenen Ausdruck, weil diese sich — vielleicht den Absichten und Formen ihrer ersten Einrichtung hierin folgend — mehr zur Vertretung ständischer, localer Einzelinteressen, als zur Verkündung höherer, umfassenderer Principien und Bestrebungen, die im Volke lebten, berufen glaubten. Wer würde es aber läugnen können, ohne durch den Augenschein widerlegt zu werden, daß gerade jetzt die Beziehungen der Provinzialstände — der Rheinpreußischen insbesondere — zu dem geistigen Leben des Volks, zu der öffentlichen Meinung inniger und lebendiger geworden sind, daß die Empfindungen und Bestrebungen der Gesammtheit wärmer in den ständischen Debatten pulsiren, und daß diese wiederum im Volke einen mächtigeren Wiederhall finden, als früher? Es sind nicht mehr ausschließlich, nicht mehr vorzugsweise die gesonderten Interessen der Localitäten, der Stände und der Provinzen, die hier eine Vertretung finden, sondern es ist auch der Geist, es sind die Ideen der Gegenwart, die sittlichen Gesammt-

Interessen, die sich nach Art einer ächten Volksvertretung geltend zu machen suchen. Erst in diesem geistigen Zusammenhange konnte und mußte diejenige Meinung, die mit dem Rechte und der Freiheit Aller auch die der bisher gedrückteren Classe der Staatsbürger erstrebt, der die Gleichheit Aller vor dem Gesetze das höchste Ziel und die edelste Aufgabe ist, eine Stelle finden, und sich als öffentliche Meinung manifestiren, auch in einer Frage, in welcher früher dumpfe Antipathieen und enge Sonder-Interessen ungestört ihr Wesen hätten treiben können.

Der Verfasser kommt im weiteren Verlauf seiner Schrift S. 79 ff. auf denselben Punct von einer bestimmten practischen Seite zurück, indem er der Bedenklichkeiten erwähnt, welche die behauptete, abgeneigte öffentliche Meinung für die Anstellung eines Juden im Staatsdienste erzeuge. Wir lassen hier gern der redlichen, ehrenwerthen Absicht des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren, insofern er keineswegs jenen Umstand zur Beseitigung des Anspruchs auf Rechtsgleichheit, wie es von Andern geschieht, geltend macht, sondern nur einen Uebelstand darin erblickt, der von dem Gesetzgeber wohl beachtet, aber schließlich doch überwunden werden müsse. Es scheint uns jedoch, daß der Verfasser auch hier zu trübe sieht, und daß gerade die Erfahrung in dieser Hinsicht tröstlichere Resultate bietet. In keinem derjenigen Staaten, wo eine freiere Gesetzgebung den Juden solche Stellungen, welche der frühere Druck ihnen versagte, in weiterem oder geringerem Umfange eingeräumt hat, und wo es der vollziehenden Gewalt Ernst damit war, das Gesetz in's Leben treten zu lassen, haben einzelne Juden in solchen Stellungen mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt: wir sehen sie vielmehr eben so leicht und sicher, als gehörten sie durch die Geburt der herrschenden Kirche an, oder als hätten sie durch den Uebergang zu ihr sich den Weg zu einer ihren Kräften angemessenen Thätigkeit erst hab-

nen müssen, sich bewegen. Wir möchten namentlich in Beziehung auf die letzte Zusammenstellung dem Verfasser oder einem anderen unparthenischen Beobachter wohl die Frage stellen, ob denn jenes unklare Gefühl der Abneigung und des Widerstrebens gerade durch den Uebertritt entwaffnet wird, ob es nicht vielmehr häufig in den Rechten, die dessen unausbleibliche Folge sind, nichts als ein nothwendiges Uebel erblickt, in das es sich eben fügen muß, ungefähr so, wie es sich nach hergestellter Rechtsgleichheit in dasselbe Resultat auch ohne Uebertritt fügen würde. Schon in diesem Umstande dürfte ein Grund liegen, um jenes Gefühl als einen Anhaltpunct für die geltenden gesetzlichen Ausschließungen nicht eben allzustark zu benutzen. Doch wollen wir die Frage lieber auf ein anderes, anschaulicheres Gebiet versetzen. Es wäre ein Irrthum, wenn man wähnte, jenes unklare und unbestimmte Gefühl der Abneigung müsse sich erst bis auf die letzte Spur verloren haben, ehe dem Einzelnen eine bedeutendere, seiner Leistung entsprechende Wirksamkeit im bürgerlichen Leben ohne Unbehagen gegönnt werde. Als Beispiel bieten sich hiefür am nächsten die Verhältnisse in Holland dar, wo die rechtliche Gleichstellung der Juden in der alten Toleranz der Niederlande schon seit lange wurzelnd, nachdem sie in der Revolution gesetzlich war ausgesprochen worden, bald nach allen Richtungen hin, und namentlich in Beziehung auf den Staatsdienst, ohne Schwierigkeit und ohne Widerstreben in's Leben getreten ist, ohne daß man darum behaupten könnte, daß auch in den übrigen Beziehungen des Lebens, die den Staat nichts angehen, in den gesellschaftlichen namentlich, jede Abneigung und Fremdung dort geschwunden wäre. Es ist hier also das gleiche Gesetz, das die Ansichten von den öffentlichen Verhältnissen beherrscht und bestimmt, das die Meinung moralisch nöthigt, den Einzelnen, den sie in der bürgerlichen, in der politischen Sphäre nützlich wirken sieht, nach seinem Werthe gelten zu lassen, wäh-

rend in anderen Gebieten, wo Jeder frei seiner Meinung, seiner Laune, seinem Vorurtheil selbst folgen darf, wo er sich die, die ihm näher stehen, nach willkürlichem Belieben wählt, eine innigere Annäherung erst allmälig eintritt. Aber auch in Preußen fehlt es nicht an Momenten, die zu einer klareren Einsicht in dasjenige, was die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht will, hinleiten. Während sen dem Vorbehalte, den das Edikt vom 11. März 1812 in Beziehung auf die Zulassung der Juden zum Staatsdienst aussprach, in der Praxis die allerentschiedenste Ausschließung bis auf die geringfügigsten Bedienungen herab und bis auf solche Thätigkeiten, die — wie z. B. die der Rechtsanwälte — keinesweges ihrer Natur nach, sondern nur infolge ganz positiver Bestimmungen in den Kreis amtlicher Thätigkeit gehören, festgehalten wurde, hat das durch eine freisinnige Städteordnung unterstützte Princip der Zulassung der Juden zu Communal-Aemtern — mit einer einzigen Ausnahme — keine Anfechtung erlitten. Wenn nun diese Bestimmung keineswegs ein bloßer gesetzlicher Buchstabe geblieben ist, vielmehr an vielen Orten die Mehrheit der christlichen Wähler von der ihr ertheilten Befugniß Gebrauch gemacht und einen oder den anderen ihrer jüdischen Mitbürger zum Mitgliede der Communalbehörde gewählt hat, mit welchem Scheine des Rechts kann da noch behauptet werden, daß dieselbe Meinung, die dort den Fortschritt, den sie gemacht hat, durch die That an den Tag legt, selbst in den noch weit untergeordneteren Sphären des öffentlichen Dienstes, bis zu welchen die gesetzliche Ausschließung nach ihrer practischen Auslegung hinuntersteigt, nur mit Sorge und Unbehagen einen Juden erblicken würde? Es ist, um noch Specielleres anzuführen, bekannt, daß zur Zeit der Einführung der Schiedsgerichte, da die Meinung obwaltete, es werde für dieselben keine andere Qualificationen, als für städtische Aemter erfordert werden, in mehreren Communen auch zu diesem Amte Juden gewählt

und daß dieſe Wahlen nur zufolge der von der höheren Behörde verſagten Beſtätigung nicht zur Vollziehung haben gelangen können. Wenn nun chriſtliche Bürger Vertrauen genug zu einigen ihrer jüdiſchen Mitbürger gezeigt haben, um die friedliche Schlichtung ihrer Rechtshändel vermittelſt einer trefflichen Inſtitution mit in ihre Hände zu legen, wenn von der anderen Seite der Staat in dem ganzen weiten Bereiche ſeines Einfluſſes keinem Juden eine Stellung, die nur in der allerentfernteſten Beziehung zur Rechtsſprechung ſtände, ja nicht einmal die dem Privatleben angehörende, lediglich von dem Vertrauen der ſtreitenden Partheien abhängende Thätigkeit eines Anwalts geſtattet; wie mag da noch behauptet werden, daß der Staat der Volksmeinung wegen, deren freiſinnigſten Act er, wie wir geſehen haben, zu caſſiren ſich genöthigt geglaubt hat, Behutſamkeit üben müſſe und in jener Rückſicht Anlaß finden könnte, ſolcher Fortſchritte, die an ſich als gerecht erkannt worden, ſich zu enthalten!

Herr Streckfuß beſchäftigt ſich in einem großen Theile ſeiner Schrift damit, die Quellen jenes ſittlichen Mißverhältniſſes, das er beklagt und gehoben zu ſehen wünſcht, jenes Zwieſpalts und jener Abneigung aufzufinden. Es leuchtet aus dieſer ganzen Unterſuchung der aufrichtigſte Wunſch, das Wahre zu finden, hervor, und gewiß hat auch der Verfaſſer auf manchen Puncten ſein Ziel erreicht. Sollte das Wahre aber durchweg und im Ganzen getroffen werden, ſo mußte mehr Rückſicht auf verwandte Erſcheinungen genommen, ſo durfte das geſchichtliche Mißverhältniß zwiſchen den Juden und der ſie umgebenden chriſtlichen Welt nicht als eine ganz und gar vereinzelte Thatſache ohne alle Analogie in der Geſchichte und im Leben aufgefaßt und nicht allein aus den beſonderen Eigenthümlichkeiten eben dieſes Verhältniſſes erklärt werden. Es iſt nicht möglich, dieſes letztere recht zu begreifen, wenn man ſich nicht den Zwieſpalt, den Haß und die Verwüſtungen, welche

der religiöse Fanatismus von der einen, der Standes- und Geburtsdünkel von der anderen Seite auf so manchen Gebieten der Geschichte angerichtet haben, in's Gedächtniß ruft.*) Man thut fürwahr nicht wohl daran, es so ganz zu vergessen, daß alle die Bedrückungen, unter welchen in unseren Tagen nur noch die Juden leiden, — alle ohne Ausnahme, von der Ausschließung vom Staatsdienste bis zu der von den Zünften und von dem Rechte der Niederlassung — von Katholiken und Protestanten noch vor einem halben Jahrhundert und später gegeneinander wechselseitig geübt wurden. Soll ich daran erinnern, daß noch in unseren Tagen in einem Lande deutscher Zunge eine protestantische Gemeinde die Heimath hat verlassen müssen, weil die herrschende christliche Confession nicht für gut fand, ihr in der Heimath die Freiheit des Gottesdienstes zu gestatten?

Jene Gemeinde fand eine gastliche Stätte unter dem Scepter eines Fürsten ihres Glaubens. Die Judengemeinden, denen der Fanatismus — allerdings oft mit Habsucht gepaart — im Mittelalter so oft ein ähnliches Schicksal bereitete, fanden keine Ruhe unter dem Schutze des eigenen Glaubens; sie fanden nur einen gleich unsichern Aufenthalt, da wo gerade der ihre Aufnahme anrathende Eigennutz für den Augenblick den Fanatismus überwog. Man sollte diese Lage der Dinge wahrlich nicht übersehen, wenn man die geschichtlichen Quellen des vorhandenen Mißverhältnisses aufsucht, selbst wenn man überzeugt ist, daß dessen Fortdauer in der Gegenwart großentheils anderen Ursachen zuzuschreiben sei. Und wäre wirklich das Motiv des Fanatismus in der Gegenwart ganz verschwunden, hätten wir ein System an die Religion geknüpfter Bevorzugung, unter welchem die religiöse Grundlage gänzlich gewichen ist, so würden wir dasselbe um so mehr um

*) Man vergleiche die oben angeführte Schrift S. 104 fg.

Zusammenhange mit anderen Privilegien des Standes und der Geburt betrachten müssen, die bei gleicher Gewalt so wiß in keinem Fall mit minderer Beharrlichkeit ihre Herrschaft behauptet haben. Oder hat sich etwa der Adel, hat sich der privilegirte Städter, gegenüber dem unterworfenen Landvolk, seiner Vorrechte so willig, ohne daß er Zwang auf irgend eine Weise zu fürchten hatte, begeben?

Diese Andeutungen dürften genügen, um es zu rechtfertigen, daß wir eine Ansicht wie die, welche Herr Streckfuß S. 33. allen gebildeten Juden unterlegt, „daß ihr Ritualgesetz die Quelle alles über sie hereingebrochenen Unheils sei", für einseitig und unvollständig halten. Auf die Gefahr hin, den Gebildeten nicht beigezählt zu werden, bekenne ich, daß ich es ernsthaft bezweifle, ob die Lage der Juden, wenn sie durch das Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit herab die Lehre von dem einigen Gott, die den Kern des Judenthums bildet, ohne alles Außenwerk des Ceremonialgesetzes festgehalten hätten, inmitten des sie umgebenden Fanatismus und Vorurtheils eine im mindesten günstigere gewesen sein würde, ja ich fürchte sehr, daß eine solche, der herschenden Denkweise auf's allerschärfste widersprechende, reine Gottesverehrung einen noch tödtlicheren Haß, eine noch blutigere Verfolgung würde heraufbeschworen, daß der Aberglaube der Vernunft noch weniger als dem fremden Aberglauben einen freien Spielraum würde gegönnt haben. Es scheint mir, daß wenigstens die Weise, wie der Fanatismus gegen die Regungen einer geistig freieren Richtung in der eigenen Mitte in finsteren Jahrhunderten verfahren ist, keineswegs zu der Annahme berechtigt, daß er das, was er hier mit Schwerdt und Feuer verfolgt hat, in dem fremden Kreise mit Liebe und Anerkennung würde belohnt haben. In unserer Zeit freilich, wo eine freiere Auffassung des Religiösen inmitten aller Confessionen mehr oder weniger Boden gewonnen hat, ist es natürlich, daß

die freieren Ansichten unter den verschiedenen Confessionen mit einander sympathisiren. Es mag demnach sein, daß wir, die wir, unserer vernünftigen Ueberzeugung folgend, viele in der Bibel oder in der sogenannten Tradition enthaltene Vorschriften nicht beobachten, aus dem einzigen Grunde, weil sie unserem religiösen Bewußtsein fremd und gleichgültig geworden sind — daß wir durch diese Handlungsweise solchen Christen, welche die Dogmen ihres Glaubens ihrerseits auch der Vernunftprüfung zu unterwerfen gewohnt sind, geistig näher treten und uns ihren Beifall erwerben. Wir dürfen uns dieses Resultats freuen, wenn wir auch dasselbe bei unserem Verfahren keineswegs im Auge gehabt haben. Aber von dem Wahne, daß wir uns auf diesem Wege die Billigung der Gesammtheit der Christen erwerben, sind wir sehr frei, und selbst ob die der Mehrheit, halten wir noch für zweifelhaft. Herr Streckfuß thut nicht wohl daran, hier seine religiöse Auffassung als die einzig vorhandene anzusehen und es so ganz außer Acht zu lassen, daß es wiederum auch viele — und darunter sehr achtbare und wohlmeinende — Christen giebt, die ihrer religiösen Denkweise nach jene Lossagung von den Vorschriften des Ceremonialgesetzes mißbilligen und sich denjenigen Juden geistig näher verwandt fühlen, die in der Beobachtung jener Vorschriften eine religiöse Pflicht, der sie sich nicht überheben dürfen, erblicken. Fürwahr, wenn die Juden ihr religiöses Leben statt nach der eignen freien Einsicht, nach der Gunst ihrer christlichen Mitbürger modeln, es durch ein Streben nach demjenigen, was Herr Streckfuß die Emancipation in der Meinung nennt, wollten bestimmen lassen, es würde wie eine Wetterfahne hin und her schwanken und sehr schwer zu einer festen Richtung gelangen. Am wenigsten aber können diejenigen deutschen Juden, die der in Rede stehenden Umgestaltung des religiösen Lebens zugethan sind, wenn sie sich nicht einer Täuschung hingeben, sondern die Sachen sehen, wie sie sind, das

Gefühl hegen, als wenn sie dem Staatsleben, so wie es ist, mit den in ihm lebenden, positiv religiösen Elementen, durch ihre aufgeklärtere Richtung näher träten und so ihre Aussichten auf eine bürgerliche Emancipation verbesserten. Wenn wir selbst von den keineswegs seltenen Fällen absehen wollen, in denen gerade der krasseste Obscurantismus unter den Juden in der äußeren Gewalt eine mächtige Stütze gefunden hat, vermittelst deren er die im Innern oft überwiegende Partei des Fortschritts auf dem gottesdienstlichen Gebiet gewaltsam unterdrückte — Fälle, die Herr Streckfuß, wenn er sie gleich als traurige Verirrungen betrachten mag, doch in den Kreis seiner Betrachtungen hätte ziehen und sie nicht ignoriren sollen, da sie zu seiner Auffassung der Sachlage einen eigenthümlichen Contrast bilden — wenn wir auch, sage ich, von solchen extremen, traurigen Erscheinungen absehen, so werden wir doch immer wahrnehmen, daß das gegenwärtige Staatsleben, da wo es überhaupt mit dem religiösen Wesen in Berührung kommt, seiner ganzen Richtung folgend, auch im Judenthume die alte Form als die eigentlich normale anerkennt und in den neuen, freieren, wie in allem Werdenden, eine Art von Opposition erblickt, der nicht einmal die ungehemmte Entfaltung deren sie bedarf, gegönnt wird. Herr Streckfuß wird es mir nicht übel deuten, wenn ich hier nicht umhin kann, ihn an die Erörterungen zu erinnern, die sich auf S. 36—38. seiner früheren Schrift finden, wo er freilich über die alten Formen des jüdischen Gottesdienstes sich mit vieler Bitterkeit ausläßt, aber es dennoch von Seiten des Staates höchst bedenklich findet, den sehr gemäßigten Reformversuchen, die bis dahin in Preußen vergeblich waren gemacht worden, freien Spielraum zu lassen, weil er die Gesinnung, in der sie wurzelten, sehr irrthümlicher Weise des Deismus verdächtig hielt!*)

*) Man sehe meine angeführte Schrift S. 177—200.

Die reformiſtiſche Richtung unter den Juden befindet ſich in der That in Deutſchland in einer wunderlichen Lage. In der Praxis iſt ſie allenthalben bedrängt: das Leben wird ihr, ſo wie ſie irgend Geſtaltung gewinnen will und über das bloße Individuelle hinausgeht, auf jede Weiſe ſauer gemacht; ſie würde froh ſein, wenn man ihr nur geſtatten wollte, ſich neben der alten, unangefochten beſtehenden Form friedlich anzubauen; ſie mißgönnt der letzteren weder die volle Freiheit der Bewegung, in deren Beſitz ſie iſt, noch die Sympathieen der ſtabilen Richtung, die ihr von vielen Seiten zu Theil werden; ſie möchte nur von jener Freiheit auch ihren beſcheidenen Antheil haben, während ſie auf dieſe Sympathieen bereitwillig verzichtet. In der Theorie dagegen ſtreut man ihr Weihrauch, den ſie nicht verlangt, bietet man ihr zu der Freiheit noch Vorrechte, die ſie zurückweiſt, da ſie eben nichts will, als Recht und Freiheit für Alle und, wenn man es auch wirklich in ihre Wahl ſtellte, ſich jeden bürgerlichen oder ſocialen Vorzug vor der Parthei des religiöſen Stillſtandes auf's entſchiedenſte verbitten würde.

Ungern habe ich in dieſem Zuſammenhange bei dem Verfaſſer die gehäſſige Faſſung eines Satzes wahrgenommen, die mit der wohlwollenden Haltung der ganzen Schrift auf unangenehme Weiſe contraſtirt, und die ich um ſo mehr zu rügen mich verpflichtet halte, da ſie ein Syſtem trifft, dem ich anzuhängen weit entfernt bin. Herr Streckfuß ſagt S. 41 in Beziehung auf die moſaiſchen Speiſegeſetze: „Kein Jude „darf ſich an den gaſtfreundlichen Tiſch eines Andersgläubigen „ſetzen, ohne das Gebot zu übertreten. Was dieſer genießt, „muß ihm als unrein, der Genießende ſelbſt als ein Unreiner erſchienen.“ Der ungerechte Character der — zumal in den letzten Worten liegenden — Deutung der moſaiſchen Geſetze und ihrer Beobachtung, wie ſie ja von gar manchen durchaus humanen und menſchenfreundlichen Juden

bis auf die neueste Zeit geübt worden, ist schon häufig von billigern und kundigern Auslegern nachgewiesen worden, zuletzt von Dr. H. Salomon in seiner Schrift gegen Bruno Bauer's Judenfrage S. 85 – 86; und ich will hier nicht darauf zurückkommen. Es sei mir nur vergönnt, eine mir kürzlich aus einem hebräischen Buche des Mittelalters mitgetheilte Erzählung wiederzugeben, die mir der Verbreitung würdig zu sein, und, wenn gleich im Geschmack ihrer Zeit, doch diesen ewig wiederholten, platten Böswilligkeiten gegenüber eine treffende Widerlegung zu enthalten scheint. Ein Rabbi, der bei einem Könige von Frankreich in Gunst stand, wurde bei ihm von seinen Höflingen auf eben diese Weise angeschwärzt, daß er von seinen, des Königs Speisen nicht esse und von seinem Weine nicht trinke, also ihn für unrein halte. Der König stutzt über diese Anklage, läßt dem Rabbi bei seinem nächsten Erscheinen Wein reichen aus einem Gefäße, aus dem er selbst getrunken. Der Rabbi reichte den dargebotenen Wein zurück. Der König geräth in heftigen Zorn und erklärt dem Rabbi, es müsse demnach wohl wahr sein, was seine Höflinge sagten, daß er ihn für unrein achte, da er es verschmähe, den Wein zu genießen, von dem er, der König getrunken. Der Rabbi in ruhiger Fassung, greift nach einem Waschbecken, in welchem der König sich gewaschen, trinkt von dem Wasser und spricht zu dem Könige: „Siehe, ich weise den Wein zurück, „von dem du getrunken, weil das Gesetz meines Glaubens „mir verbietet davon zu trinken; aber ich verschmähe es nicht, „das Wasser zu trinken, in dem du deine Hände gewaschen, „da mein Gesetz mir nicht verbietet, es zu trinken. Liegt nun „in meinem Verfahren oder in dem Gesetze, das es mir vor„schreibt, eine Geringschätzung gegen dich und die, die deines „Glaubens sind?“ — Es mag gegen die Procedur des Rabbi — zumal von Seiten des guten Geschmacks — sehr viel einzuwenden sein; man mag gegen den Grundsatz des blinden

Gehorsams gegen das Gesetz, der sich darin kund giebt, vom Standpunct der Freiheit eifern; aber man wird nicht läugnen können, daß das Raisonnement des Rabbi jene eben so boshafte wie trügerische Auslegung, durch die man noch bis auf den heutigen Tag die Gemüther der Christen gegen die unschuldigsten Gebräuche des orthodoxen Judenthums einzunehmen sucht, schlagend zurückweist.

Trefflich und wahr ist alles dasjenige, was der Verfasser in einem großen Theile seiner Schrift über die einzelnen, so drückenden als zwecklosen und widersinnigen, von alten Zeiten her auf den Juden lastenden und leider in manchen kleinern deutschen Staaten noch aufrecht erhaltenen Beschränkungen vorbringt, besonders was er an vielen Stellen — namentlich S. 97 — über die kleinlichen und grundlosen Befürchtungen sagt, die sich der Aufhebung jener Beschränkungen dort bisher entgegengestellt haben, und über die Erfahrungen, die gerade in Preußen solche Befürchtungen auf's glänzendste widerlegen. Nur eine Ansicht findet sich in diesen Erörterungen wiederholt zu Grunde gelegt, von der ich einräumen muß, daß sie eine sehr verbreitete ist, von der ich aber nichts desto weniger überzeugt bin, daß sie weit mehr auf einer vorgefaßten Meinung, als auf wirklicher Wahrnehmung beruht und daß sie bei unbefangener Beobachtung nicht Stich halte. Ich meine die Ansicht von dem Zusammenhalten der Juden in Beziehung auf Handel und Gewerbe. Daß ein solches Zusammenhalten in anderer Hinsicht stattfindet, in Hinsicht nämlich auf die sittlichen Interessen, welche an die Glaubensgemeinschaft geknüpft sind und wohl noch lange geknüpft bleiben werden, in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht der ärmern Classen, auf alle damit in Beziehung stehenden innern Verbesserungen, auch in Hinsicht auf Zwecke der Wohlthätigkeit, zumal unter Verhältnissen, die eine besondere Sorgfalt in dieser Richtung zur unerläßlichen Pflicht machen, in Hinsicht endlich auf kräftiges, gemeinsames Widerstreben

gegen gemeinsam erduldeten Druck — daß ein solches Zusammenhalten stattfindet, das läugne ich keineswegs, und es würde mich schmerzen, wenn ich es nicht läugnen müßte: ja es schmerzt mich manchmal in der That, daß ich es gar nicht in dem Grade, wie ich es wünsche, auffinden und rühmen kann. Dagegen läugne ich jedes Zusammenhalten der Juden als solcher in Beziehung auf Handel und Gewerbe aufs entschiedenste und bin überzeugt, daß es sich auch hiebei — nach dem trefflichen Ausdruck des Herrn Streckfuß — um ein Gespenst handelt, das noch Keiner gesehen und vor dem es doch Jeden grauet. Der am nächsten liegende obgleich unbegreiflicher Weise meist außer Acht gelassene Umstand, der zur Beseitigung jenes Vorurtheils zu dienen geeignet ist, ist der, daß die Juden sich in denjenigen Geschäftszweigen, die sie in größerer Anzahl betreiben, zu einander nothwendig als Concurrenten verhalten, und daß dieses Verhältniß in der Regel keineswegs das des Zusammenhaltens, sondern das des Strebens, einander wechselseitig zu überflügeln, ist. Das Verhältniß des Kaufmanns zu dem Producenten, dessen Fabricate er bezieht, von der einen, zu dem Käufer, dessen Bedürfnissen er dient, von der andern Seite ist ein weit engeres, freundlicheres, weit mehr Vertrauen erforderndes und erzeugendes, als das des Kaufmanns zu seinem Gewerbegenossen. Der Vorfall, den Herr Streckfuß auf S. 74—75 erzählt, mag recht ergötzlich sein; aber er kann so wenig als Belag für das gewöhnliche Verfahren der ärmsten Trödler, wie für das der größten Handlungshäuser dienen. Jene Kleiderhändler mögen sich einmal ausnahmsweise einen Spaß haben machen wollen und deshalb auf einen möglichen kleinen Gewinn verzichtet haben: aber in der Regel werden Geschäfte nicht des Spaßes, sondern des Erwerbes halber mit ganz bitterem Ernst betrieben, es wird daher jeder Trödler das für die ihm angebotene Waare geben, was er geben muß, um seinen Mitbewerber zu überbieten, und selbst doch noch einen

— wenn auch geringen — Verdienſt übrig zu behalten, eine zarte collegialiſche Rückſicht, die Andern nicht zurückſtehen zu laſſen, wird dabei nicht ſtattfinden. Das Streben nach Erwerb iſt ein weſentlich egoiſtiſches, und dieſer Egoismus wird ſich am ſchärfſten gegen diejenigen äußern, die demſelben Erwerbe obliegen; eine Verbrüderung unter Gewerbsgenoſſen läßt der Handel nur in den Ausnahmefällen eines gemeinſchaftlichen Vortheils zu. Wer dieſe Verhältniſſe unbefangen und ohne Vorurtheil beobachtet, wird finden, daß der jüdiſche Kaufmann mit ſeinem jüdiſchen Gewerbsgenoſſen in den Handelsverhältniſſen keineswegs auf einem vertrauteren oder freundlicheren Fuße ſteht, als mit dem chriſtlichen; daß da, wo das Gewerbs-Intereſſe ſelbſt ein gemeinſames Wirken erfordert, ein ſolches eben ſo wohl unter den Gewerbtreibenden beider Confeſſionen, wie unter den jüdiſchen ſtattfindet, daß in ſolchen Fällen, wo das factiſche Uebergewicht einzelner großer Handlungshäuſer erdrückend auf die Geſchäfte der mit minder großen Mitteln ausgeſtatteten Handlungen wirkt, ein derartiger, der Natur der Verhältniſſe nach nicht zu verhindernder Einfluß, ſich, wenn von einem jüdiſchen Hauſe geübt, darum doch anderen jüdiſchen Häuſern in ganz gleicher Weiſe, wie den chriſtlichen fühlbar macht, ſo daß in der That nichts abſurder iſt, als wenn, wie ſo oft geſchieht, gerade aus ſolchen Vorgängen Anlaß zur Klage über das Zuſammenhalten der Juden im Handel geſchöpft wird. Sieht man aber von dem Verhältniß der Concurrenten zu einander ab und blickt man auf ſolche Beziehungen, in welchen eine Begünſtigung im Geſchäftsleben, wenn gleich immer in der Abſicht eines wechſelſeitigen Vortheils, durch Zuwendung der Kundſchaft, durch Credit-Gewährung und auf ähnliche Weiſe allerdings ſtattfindet, ſo wird man bei unpartheiiſcher Prüfung finden, daß in dieſen Beziehungen die Gemeinſamkeit des Glaubens durchaus kein Gewicht in die Wagſchale legt, ſondern daß hier ganz allein Rückſichten der Convenienz, der

Sicherheit und des eignen Vortheils den Ausschlag geben, daß namentlich in allen diesen Hinsichten der jüdische Kaufmann seinen Glaubensgenossen nicht im geringsten im Handel vor dem Christen bevorzugt, und daß jeder Jude das, was er in diesem Gebiete erreicht, sich selbst, seiner Thätigkeit oder seinem Glück, aber in keiner Weise der Unterstützung seiner Glaubensgenossen verdankt. Es können hier freilich nur Behauptungen aufgestellt werden, für die sich ein Jeder den Beweis oder den Gegenbeweis in seinen Erfahrungen zu suchen hat; allein es ist doch nöthig, einem verbreiteten, schädlichen Vorurtheil entgegen zu treten und zur genaueren Untersuchung eines oft als unbestritten angenommenen Thatbestandes dringend aufzufordern.

Mit den Wünschen des Verfassers für Verbesserung der gottesdienstlichen Einrichtungen der Juden sind wir vollkommen einverstanden. Nur hätte es billiger Weise erwähnt werden sollen, daß eine solche Verbesserung fast an allen Orten, selbst ohne besondere Begünstigung und Förderung von außen her, wo man sie nur frei hat gewähren lassen, und sie nicht gewaltsam unterdrückt hat, bereits ins Leben getreten ist. In Gemeinden freilich, wo die vorwaltenden religiösen Ansichten, Bedürfnisse und Bildungs-Elemente allzu verschieden sind, um sich über die Gestaltung des Gottesdienstes oder über die Wahl eines Geistlichen vereinigen zu können, giebt es, wenn nicht entweder auf alle Verbesserung verzichtet, oder endloser Hader herbeigeführt werden soll, kein anderes Mittel, als daß die verschiedenen Partheien sich in ihrem Gottesdienste trennen und es der einen gestattet werde, so weit sie will, in ihren Reformen fortzuschreiten, und der anderen, so weit sie will, zurückzubleiben; der Geist der Zeit wird sie schon nöthigen nachzukommen. So lange aber aus sehr unzulänglichen Gründen eine innerlich nicht vorhandene Einheit durch administrativen Zwang äußerlich festgehalten wird, so lange wird der Fortschritt hier unmöglich gemacht, dort durch widerwärtige Streitigkeiten vergällt werden, und man hat jedenfalls

Unrecht, den in ihrer Freiheit wesentlich Beschränkten den Stillstand zum Vorwurf zu machen.

Herr Streckfuß beschäftigt sich in dem letzten Theile seiner Schrift mit den religiösen und sittlichen Folgen, die er von der bürgerlichen Emancipation der Juden erwartet und wünscht. Insofern diese Wünsche überhaupt dem Fortschritte in religiöser Aufklärung und ächt humaner Bildung zugewendet sind, theilen wir dieselben von ganzem Herzen. Dagegen haben wir gegen die Beziehung, in welche Herr Streckfuß seine Erwartungen zu der Emancipations-Angelegenheit bringt, mancherlei einzuwenden, das zum Theil mit dem schon oben Bemerkten zusammenhängt. Wir können die genaue Verbindung, welche Herr Streckfuß zwischen der bürgerlichen Freiheit und der religiösen Aufklärung ohne weiteres annimmt, so wenig der Erfahrung als der Theorie nach zugeben. Wir glauben, daß auch unter dem bürgerlichen Drucke Aufklärung und geistiger Fortschritt gedeihen könne, und daß wiederum der Zustand der Freiheit jene eben so wenig nothwendig zur Folge hat, wie er sie wesentlich voraussetzt, daß vielmehr Beide von ganz verschiedenartigen Momenten und Bedingungen abhängen. Fassen wir mit Hrn. Streckfuß als das Zeichen des Fortschritts unter den Juden das Aufgeben der s. g. Ritualgesetze auf, so findet sich, daß die Zahl derer, die in dieser Hinsicht dem Fortschritte huldigen, in Deutschland größer ist, als in irgend einem von jenen Staaten, in welchen die vollständigste Gleichstellung in bürgerlicher Hinsicht stattgefunden hat. So wie in Deutschland noch auf manchen anderen Punkten im Vergleich zu anderen Ländern die geistige Bildung vorangeschritten, aber die bürgerliche zurückgeblieben ist, so auch auf diesem. In Frankreich freilich, namentlich in der Hauptstadt, hat dieselbe Geistesfreiheit oder Freigeisterei, — wie man sie nun je nach der individuellen Ansicht von ihrem Werthe nennen mag — die den Katholicismus in den Gemüthern erschüttert hat, in gleicher Weise das Judenthum in vielen seiner Anhänger ergriffen und die Bekenner der einen wie der andern Religion von den Dogmen und Ceremonien derselben abgewendet. Gleichwie es je-

doch ein Irrthum wäre, wenn man den Katholicismus in Frankreich gänzlich abgethan oder in den letzten Zügen liegend wähnte, während er in den Gemüthern sehr vieler Franzosen noch feste Wurzeln hat, eben so würde es ein Irrthum sein, wenn man das Judenthum in Frankreich für erloschen hielte. Nicht allein in den östlichen, sondern auch in den südlichen Provinzen Frankreichs hat dasselbe noch zahlreiche, warme Anhänger. Und hiebei muß nun daran erinnert werden, daß jene Uebergänge und Vermittelungen, durch die man in Deutschland den überlieferten Glauben mit den Bedürfnissen moderner Bildung auszugleichen sucht, in Frankreich unter allen Confessionen wenig Raum gewonnen, und auch im Judenthume höchstens der äußeren Form sich zu bemächtigen vermocht haben. Den theologischen Rationalismus, der Vernunft und Glauben — ob zum Vortheil oder auf Kosten Beider, wage ich nicht zu entscheiden — vereinigt zu haben wähnt, kennt das katholische Frankreich kaum; man ist dort entweder Katholik im Sinne der Kirche, oder man ist es nur dem Namen nach, in so fern man eben nichts Anderes ist; selbst der Protestantismus Frankreichs hat jene Elemente nur in geringem Maße in sich aufgenommen. So läßt denn auch das Judenthum in Frankreich moderne Bestandtheile in viel geringerem Maße zu, als in Deutschland, es läßt höchstens den äußeren Anstrich seines Cultus davon berühren; man ist dort — mit wenigen Ausnahmen — entweder Jude im alten Sinne, oder man bekümmert sich gar nicht um das Judenthum. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß derjenige Theil der Franzosen, der sich zu den Grundsätzen der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts bekennt, in dem alten Judenthume, gleichwie im Katholicismus, viel Thorheit, Vorurtheil, Aberglaube und Geistesknechtschaft erblickt; aber ich behaupte, daß es keinem gebildeten Franzosen einfällt — und zwar ganz eben so wenig dem Judenthume, wie dem Katholicismus gegenüber — aus einer Frage der religiösen Aufklärung eine Frage der bürgerlichen Freiheit, der Rechtsgleichheit und der Nationalität zu machen, und der aufgeklärteste Franzose wird jene rationalistische Engherzigkeit und

Unduldſamkeit nicht begreifen, die einen Mann, der ſeine Pflichten gegen ſein Vaterland pünktlich erfüllt, deshalb in politiſcher oder ſocialer Hinſicht zurückgeſetzt wiſſen will, weil er aus religiöſem Vorurtheil dieſen oder jenen alten Gebräuchen anhängt. — Noch anders ſteht die Sache in Holland, wo das orthodoxe Weſen aufs entſchiedenſte unter den Juden vorherrſcht, ein Umſtand, auf den die Zähheit des holländiſchen Volks-Characters nicht ohne Einfluß ſein dürfte. Es giebt keine Gegend in Deutſchland, in der die Anhänglichkeit an die alten Gebräuche noch ſo verbreitet unter den Juden wäre, wie in Holland, und es hat auch ſeine Richtigkeit, daß damit ein Zurückſtehen in moderner Bildung in nahem Zuſammenhange ſteht. Dennoch ſind dieſe ungebildeten und orthodoxen Juden nicht allein gute Holländer, die an aufopfernder Vaterlandsliebe keiner Claſſe ihrer Mitbürger nachſtehen, ſondern es wird auch von allen Seiten bei jedem Anlaß anerkannt, daß ſie es ſind, und es fällt keinem Holländer ein, daß, damit die bürgerliche Gleichſtellung ihre rechte Verwirklichung erhalte, erſt eine Umgeſtaltung der religiöſen Anſichten erfolgt ſein müßte. — Noch intereſſanter dürfte ein Hinblick auf England in dieſer Hinſicht ſein. Es muß hiebei im Allgemeinen von der unläugbar richtigen Wahrnehmung ausgegangen werden, daß in England der ſtreng kirchliche Glaube, der nicht deutet und ausweicht, ſondern am gegebenen Dogma mit Starrheit feſthält, entſchieden überwiegt. Gerade die große Zerſplitterung der Secten iſt dort keineswegs ein Werk des Verfalls des religiöſen Lebens, ſondern ſie iſt das Erzeugniß des Ernſtes, womit ein Jeder ſeine ganz beſtimmte und poſitive Ueberzeugung, ſeine von ihm für allein richtig gehaltene Auslegung des bibliſchen Wortes, auch auf's ſchärfſte äußerlich ausgeprägt wiſſen will. Beſtimmtheit der Meinung und des Willens, ungehemmte, bis zum Wunderlichen eigenthümliche Entfaltung des Individuellen iſt überhaupt der Grundzug des Engliſchen Charakters, und die in ihm zugleich vorherrſchende Toleranz beruht nicht etwa auf Gleichgültigkeit und Unbeſtimmtheit, ſondern auf der Hochachtung, die ihm die Entſchiedenheit des perſönlichen Wollens und

Glaubens — dasjenige, was der Engländer vorzugsweise „einen Character" nennt — auch in Anderen einflößt. So war es möglich, daß, während seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, in dessen Lauf auch in England — wenigstens in einem großen Theile der gebildeteren Classen und in manchen Gebieten der Literatur — die Freigeisterei geherrscht hatte, eine entschiedene Reaction im kirchlichen Sinne eingetreten ist, zugleich die religiöse Toleranz, mit den Ideen politischer Freiheit eng verknüpft, ihre Herrschaft weit ausdehnen konnte. Alles hier Gesagte findet nun auch seine Anwendung in vollem Maße auf die Juden. Diejenige gänzliche Lossagung von den Ritualgesetzen, die Herr Streckfuß als ein unerläßliches Kriterium der Bildung nicht allein, sondern des ächten Bürgerthums ansieht, findet sich bei den englischen Juden, auch bei den Gebildetsten, wenig oder gar nicht. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß der gebildete englische Christ eine Zumuthung der Art an die Juden stellte, oder daß es die Letzteren irgend populärer machen oder gar sie der Emancipation in den wenigen Punkten, in denen sie in England noch mangelt, irgend näher bringen würde, wenn sie von der Beobachtung jener Vorschriften abließen. Eine solche freiere Ansicht würde sich allerdings, wenn sie recht bestimmt hervorträte, und sich in einer selbständigen religiösen Gemeinschaft darstellte, allmälig bei der Englischen Toleranz auch Geltung und Achtung erringen; aber Sympathieen würde sie auch dann noch weit schwerer, als die orthodoxe Meinung finden: und bis sie auf jenen Punkt gelangt ist, würde sie bei den Meisten Anstoß erregen, die es nicht begreifen können, daß man einem kirchlichen Verbande angehöre, ohne dessen Gebräuche zu üben. Alle jene Momente, die den deutschen Gelehrten so großes Aergerniß geben, wie die Speisegesetze, der Messiasglaube, werden dem gebildetsten Engländer über jede Einwendung erhaben erscheinen, so wie man ihn auf die Schriftstellen verweist, in denen sie ihre Begründung finden: ein Argument, das in den Augen von 99 Engländern unter 100 ein unwiderlegliches ist. Was namentlich den Messiasglauben, auch in seiner irdischesten, selbst

innerhalb des Rabbinismus vielfach zurückgewiesenen Deutung anlangt, so ist das englische Nationalgefühl ein zu concretes und zu mächtiges, um sich durch solche, dem religiösen Gebiet angehörende Träume irgend berührt zu fühlen; und wenn sich ein Engländer die Möglichkeit der Wiederherstellung eines Judenreiches in Palästina ernsthaft vorstellte, so würde er dabei für England lediglich an die vortheilhaften Handelsverbindungen denken, die sich dann durch Vermittelung einflußreicher englischer Juden im Orient anknüpfen ließen, und an den Gewinn für die commercielle und politische Macht und Größe Englands, der daraus erwachsen könnte. Ohnehin gehört die Vorstellung von einer einstigen Restauration der Juden im gelobten Lande in gewisser Art dem Glauben vieler christlichen Secten Englands an, und selbst die Judenbekehrungs-Versuche mancher unter ihnen gewinnen einen ganz eigenthümlichen Anstrich, indem sie wollen, daß die Juden, selbst nachdem sie den christlichen Glauben angenommen haben, doch die Vorschriften des alten Testaments strenge zu beobachten fortfahren, um dereinst als Juden-Christen ihre alte Heimath zu bevölkern! Wenn daher die Messias-Lehre in England von einigen Ultra's der Hochkirche gegen die Emancipation der Juden geltend gemacht wird, so geschieht das nicht in dem rationalistisch-kritischen Sinn, wie in Deutschland, daß die Juden sich erst von jenem phantastischen Wahne befreien müßten, ehe sie sich als Bürger der Europäischen Staaten fühlen könnten, sondern in dem sehr verschiedenen Sinn, daß der reelle, wirklich geglaubte Inhalt der biblischen Weissagungen mit der Emancipation in Conflict komme. Die Vertheidiger entgegnen darauf nicht etwa, daß es mit jenen Weissagungen nichts sei, sondern sie beschränken sich darauf darzuthun, daß die geheimnißvollen Wege der Erfüllung dem göttlichen Rathschluß anheimzustellen seien, und der beschränkte menschliche Sinn ihm nicht vorzugreifen habe, daß aber der fromme Glaube an die Prophezeiungen des alten und des neuen Bundes die Einen nicht hindern dürfe, Recht zu thun und eine alte Unterdrückung aufzuheben, gleichwie er die Anderen nicht hindere, ihr irdisches, bürgerliches Ra

terland zu heben, auf sein Wohl bedacht zu sein und ihre Pflichten gegen dasselbe zu erfüllen. — Von den beiden am höchsten gestellten unter den englischen Juden, die das Ehrenamt eines Sheriffs in der Hauptstadt durch freie Volkswahl bekleideten, gehört der Eine, Herr David Salomons, einer etwas aufgeklärteren Richtung an, der in der neuen Londoner Synagoge repräsentirten, die aber in Deutschland — zumal nach dem Maßstabe, den Herr Streckfuß anlegt — immer noch für sattsam orthodox gelten würde. Der zweite und populärere jener Männer aber, Sir Moses Montefiore, gehört der extremsten Orthodoxie an, und hat selbst die äußerst gemäßigten Reformen jener neuen Synagoge auf eine fast zelotische Weise bekämpft. Dennoch ist dieser Mann, seinem ganzen inneren Wesen, wie seiner äußeren Haltung nach ein durch und durch britischer Character, jeder Zoll ein Engländer. Und gerade die Entschiedenheit, mit der er bei dem edelsten und liebenswürdigsten Anstande doch seine religiöse Eigenthümlichkeit in seinem ganzen Thun und Treiben darlegt, ist eine ächt englische, und macht ihn den Engländern werth. Nicht allein mußte ihm seine letzte Reise nach dem Orient ihres edlen Zweckes wegen, unschuldige Opfer der Tortur und dem Henkerbeile der Barbaren zu entreißen, die Verehrung aller fühlenden Menschen erwerben, sondern schon seine früheren Reisen dahin, die allein den Besuch des heiligen Landes im Auge und in seiner Pigotterie ihre Quelle hatten, fanden Theilnahme und wurden, als den englischen Namen in fernen Landen ehrend, gern gesehen. Characteristisch ist besonders die Art, wie er seine Anhänglichkeit an das gelobte Land in jeder Weise äußerlich kund giebt. Daß er z. B., wie wenigstens allgemein erzählt wird, selbst die Livreeknöpfe seiner Bedienten mit „Jerusalem" bezeichnen läßt, das ist eine so ächt englische Narrheit, die in einem continentalen Gehirn gar nicht hätte aufkeimen können, daß sie allein schon ihn der heraldischen, eben so englischen Auszeichnungen, die er der Gnade seiner Monarchinn verdankt, würdig macht.

Wenn mir nun Einer auf das Alles erwiderte, ſolche characteriſtiſche Thorheiten möchten ganz gut für England ſein, aber wir wollten uns freuen, daß man in Deutſchland aufgeklärter und vernünftiger ſei und ſich von der Beſchränktheit überlieferter Vorurtheile immer mehr frei mache, ſo habe ich dagegen nichts einzuwenden. Selbſt wenn Einer oder der Andere mit etwas weniger bürgerlicher Freiheit bei größerer Geiſtesfreiheit gern vorlieb nehmen zu wollen erklärte, ſo iſt das eine in manchen Individualitäten ganz natürlich begründete und in ſo fern ehrenwerthe Anſicht, und es wird am Ende nur die Character-Richtung hier über den Vorzug entſcheiden können. Mag man gern die Befreiung von Vorurtheilen als eine vorzugsweiſe von dem deutſchen Geiſte geſtellte Forderung geltend machen und mag die deutſche Bildung empfindlicher gegen die Befangenheit in traditionellen Irrthümern ſein! Ich laſſe mir in dieſen Fragen die härteſte Bekämpfung gefallen, ſo lange man in ihnen Fragen der Bildung, der Kritik, der vernünftigen Einſicht erblickt. Aber ſo wie man ſie irgend auf das Gebiet des Politiſchen, der Nationalität, der bürgerlichen Freiheit hinüberſpielt, ſo darf es unter denen, die dem Princip der Gewiſſensfreiheit huldigen, keine Meinungsverſchiedenheit mehr geben, und die leiſeſte Conceſſion kommt hier einem Verrath an jenem Principe gleich. Bei einer ſolchen falſchen und unredlichen Stellung der Frage aber dürfen wir uns denn auch allerdings auf das Beiſpiel ſolcher Nationen berufen, die, wenn ſie der deutſchen an Kritik, an religiöſer Aufklärung nachſtehen mögen, an nationaler Einheit, an patriotiſchem Geſammtbewußtſein, an Einſicht in das Weſen der bürgerlichen Freiheit doch ſicher mindeſtens hinter keiner anderen zurückſtehen.

Wenn wir aus den bisher entwickelten Gründen dem Ausſpruche, in welchem Herr Streckfuß gegen das Ende ſeiner Schrift (S. 115.) ſeine Anſicht gleichſam reſumirt, daß „ſo lange nicht alle Juden ihrem Ritualgeſetze entſagen, ſo „lange auch diejenigen, welche ſich längſt vollkommen davon „losgemacht, ſich aber doch noch Juden nennen, empfinden „würden, daß die Emancipation in der Meinung noch un-

„vollendet ſei" — wenn wir dieſem Ausſpruche unſere Zuſtimmung verſagen müſſen, ſo ſind wir dagegen mit dem gleich darauf folgenden Satze, daß die Emancipation erſt dann vollendet werde, wenn das Geſetz die Ehen zwiſchen Chriſten und Juden geſtatte, völlig einverſtanden. Und zwar halten wir dieſe Geſtattung nicht bloß mit dem Verfaſſer für eine Bedingung der Emancipation in der Meinung, ſondern für eine der wirklichen Emancipation im Recht. Denn es iſt eine offenbare, arge Verletzung der natürlichen Freiheit, daß denen, deren Geſinnung einer derartigen Verbindung nicht widerſtrebt, durch das Geſetz verboten werde, dieſelbe einzugehen, und die Erledigung dieſer Frage gehört auf's Allerenaſte in das Rechtsgebiet der Gleichſtellung der Confeſſionen, der Trennung des kirchlichen und bürgerlichen Elements. Zu weit aber dürfte der Verfaſſer auch hier gehen, wenn er die fernere Bedingung aufſtellt, daß „von beiden Seiten kein Bedenken dabei gefunden werde, von jener Erlaubniß Gebrauch zu machen." Wenigſtens ſcheint uns die Faſſung des Ausſpruchs eine zu allgemeine zu ſein. Wir meinen nämlich, wenn das Widerſtreben gegen ſolche Verbindungen bei einem Theile der Bekenner beider Confeſſionen auch noch fortwährte, daſſelbe aber auf keiner perſönlichen Abneigung beruhte, auch auf keinem Gefühle des Stolzes bei der bevorzugten Parthei, als vergebe man ſich etwas durch eine Mißheirath mit einer zurückgeſetzten Claſſe, ſondern ganz allein auf einer religiöſen Empfindung, auf der Anſicht, daß eine ſo innige Beziehung wie die Ehe, auch Einklang in den kirchlichen Ueberzeugungen erfordre — wir meinen, daß ein ſolches Widerſtreben mit der Emancipation, ſei es im Geſetze oder in der Meinung, nichts zu ſchaffen hat. Man kann doch fürwahr den Andersglaubenden in allen ſeinen Rechten als Menſch und Bürger, in all ſeinem Thun und Streben auf's Vollſte achten und anerkennen und doch für ein ſo eng perſönliches Verhältniß, wie die Ehe, wo die Wahl, die den Einen unter Tauſenden trifft, ſich durch ſo gar manche Umſtände bedingen laſſen darf und muß, die Gemeinſamkeit des Glaubens wünſchenswerth oder gar nothwendig erachten.

Herr Streckfuß ſcheint hier, wie auf anderen Puncten, das religiöſe Moment ganz zu überſehen, er ſcheint über die vielen fremdartigen Elemente, welche ſich dem religiöſen Gegenſatze beigeſellt haben, und welche unſere Zeit mit Recht davon zu trennen bemüht iſt, die Natur jenes Gegenſatzes ſelbſt, der, ſo lange er beſteht, ſein Recht fordern wird, zu vergeſſen. Wenn das Moment des poſitiven Glaubens bei der Schließung des Ehebundes, bei der Gründung der Familie, gar nicht mehr ſoll in Rechnung gebracht werden dürfen, ſo muß eine Abſchwächung deſſelben, die ſeine Kraft auf wenig mehr als Null reducirt, vorangegangen ſein, und wenn wir die Frage, in wie weit eine ſolche Abſchwächung für die humane Bildung förderlich oder gar durch dieſelbe geboten ſei, hier nicht zu erörtern haben, ſo müſſen wir uns auf's allerentſchiedenſte gegen die Meinung, als wenn ſie durch die Emancipation erfordert werde, erklären. Herr Streckfuß ſpricht ſich an einer früheren Stelle ſeiner Schrift (S. 90.) gegen die wider die Religion gerichteten Anſtrengungen Bruno Bauer's und ſeiner Meinungsgenoſſen aus. Wer ſich mit den Aeußerungen dieſes Schriftſtellers über die Emancipationsfrage bekannt gemacht hat, weiß, daß ſeine Anſicht darauf hinausgeht, die Emancipation ſei durch den Untergang des Chriſtenthums und des Judenthums bedingt. Herr Streckfuß wird gewiß dieſe Anſicht, wenn ſie ihm ſo ſchroff entgegentritt, gleich uns auf's entſchiedenſte zurückweiſen. Aber ſcheint es nicht, als wenn er ſich ihr um ein Bedeutendes nähere, indem er, um die Emancipation für vollendet zu achten, für eine das Gemüthsleben ſo innig angehende Handlung wie die Schließung einer Ehe, eine völlige Gleichgültigkeit gegen das religiöſe Bekenntniß fordert! An eben der Stelle, wo Bruno Bauer zurückgewieſen wird, äußert Herr Streckfuß die Hoffnung, daß der ganze Unterricht in den chriſtlichen Gemeindeſchulen auf die Religion begründet bleiben werde. Wir haben dagegen nichts einzuwenden, nur vermögen wir nicht einzuſehen, warum, wenn auch nach aller Gleichſtellung der Confeſſionen das Schulweſen doch vom chriſtlichen Glauben durchdrungen bleiben ſoll —

warum denn das Familienleben deſſen entkleidet werden muß. Wenn es nach der Anſicht des Herrn Streckfuß durchaus nicht mit dem Emancipations-Princip ſtreitet, ſondern trotz aller Rechtsgleichheit ganz in der Ordnung bleibt, daß die Schulkinder der chriſtlichen Gemeinde den Primär-Unterricht nicht von einem Juden erhalten können, warum ſoll es denn einem chriſtlichen oder jüdiſchen Manne nicht nach aller Emancipation und ohne alle Intoleranz vergönnt ſein, daran feſtzuhalten, daß er zur Mutter ſeiner eignen Kinder nicht wohl eine andere als eine Glaubensgenoſſin wählen könne?

Der Verfaſſer führt als Folge der durch Geſetz und Sitte zugelaſſenen gemiſchten Ehen an, daß „erſt dann der jüdiſche „National-Typus verſchwinden und die wahre Verſchmelzung „zu einem Volke werde bewirkt werden.“ Ich kann dieſe Aeußerung nicht anders verſtehen, als daß die Confeſſionen, die ſich bisher zufolge des Eheverbots nothwendig als getrennte Stämme zu einander verhalten mußten, nunmehr beide wechſelſeitig mehr oder weniger Beſtandtheile von einander aufnehmen werden, mithin die Religionsverſchiedenheit aufhören werde, zugleich Stammes-Verſchiedenheit, oder — wie es häufig meines Erachtens nicht ganz richtig bezeichnet wird — National-Verſchiedenheit zu ſein. Hier tritt aber ein eigenthümlicher Umſtand ein, den Herr Streckfuß überſehen zu haben ſcheint. Das Sachſen-Weimariſche Geſetz nämlich, das derſelbe ohne weitere Bemerkung allen Regierungen zur Nachahmung empfiehlt, enthält die beſtimmte Vorſchrift, daß alle Kinder aus ſolchen gemiſchten Ehen Chriſten werden müſſen. Bei dieſer Sachlage iſt aber nicht wohl einzuſehen, wie ſolche Ehen auf die Stammeseinheit oder den „Nationaltypus“ der Juden den mindeſten Einfluß üben ſollen: es fällt vielmehr in die Augen, daß unter dem Einfluß eines ſolchen Geſetzes gemiſchte Ehen Jahrtauſende hindurch geſchloſſen werden können, ohne die Stammesqualität derer, die Juden bleiben, im allergeringſten zu modificiren. Eine Verſchmelzung von Chriſten und Juden zu einem Stamm kann vielmehr nur dann

erfolgen, wenn die Kinder aus gemischten Ehen abwechselnd Christen und Juden werden. Es will uns überhaupt scheinen, als wenn, sobald man diesen Gegenstand nicht mehr von dem Gesichtspuncte der Verbreitung des Christenthums, sondern von dem der Emancipation und des Rechts aus betrachtet, eine solche zwingende Vorschrift durchaus verwerflich erscheinen müßte. Dem rechtlichen Wesen der Ehe kann nichts mehr widerstreiten, als eine gesetzliche Ungleichheit in den Rechten der Eltern an ihren Kindern und deren Erziehung. Zumal für die Fälle, — der Erfahrung nach die häufigeren, wo solche Ehen überhaupt vorkommen — daß der Vater Jude, die Mutter Christin ist, hat eine Bestimmung, wonach die Kinder der Religion der Mutter folgen müssen, etwas der Natur einer vollgültigen Ehe so sehr widerstreitendes, daß sie nicht leicht in der Volksmeinung dafür gelten und daß die „Bedenken" erheblich bleiben dürften. Wenn also diese Gesetzung Anspruch darauf soll machen können, einen Fortschritt des Rechts zu bezeichnen, und wenn vollends der in Aussicht gestellte Zweck der Verschmelzung soll erreicht werden, so muß jedenfalls eine Bestimmung, welche die Rechte beider Confessionen in Betreff der religiösen Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen gleichstellt, in der Art, wie sie bei Ehen zwischen Protestanten und Katholiken gilt, erfolgen.

Doch vielleicht habe ich den Verfasser mißverstanden in dem, was er über die zu bezweckende „Verschmelzung zu einem Volke" sagt: vielleicht hat er dabei nicht an eine wechselseitige Durchdringung der Stammes-Elemente gedacht, sondern an ein bloßes Untergehen des jüdischen Glaubens in dem christlichen. Die Stelle selbst, die ich so eben besprochen habe, bietet zu dieser letztern Deutung keinen Anlaß: ich mußte sie deshalb nach ihrem eignen Sinn beurtheilen. Aber es wäre möglich, daß der Verfasser darin den Gedanken, der den Schluß seiner Schrift bildet, anticipirt hätte, den Gedanken nämlich, daß der Untergang des Judenthums eine nothwendige Folge der Emancipation sein werde. Es ist so schwer und so müssig zugleich, zu streiten über einen Erfolg, der auch nach der Ansicht des

Verfassers erst nach Jahrhunderten eintreten wird, daß ich diese Aeußerung wohl mit Stillschweigen übergehen würde, spräche sich der Verfasser nicht über die entgegengesetzte Anschauung, die er bei den Juden allgemein vorgefunden zu haben erklärt, auf eine Weise aus, die ich nicht unberührt lassen kann. Das Reden über das, was künftig sein wird, würde ja ein nutzloses Rathen, ein eitles Spielen mit Prophezeiungen sein, wenn nicht unsere Anschauung von der Zukunft ein Spiegelbild wäre von unserer geistigen Auffassung der Gegenwart, das Erzeugniß unseres gegenwärtigen Glaubens, Wünschens und Hoffens, wenn es sich also dabei nicht in der That um ein lebendig Vorhandenes fragte. Und nur in diesem Sinn halte ich eine ernsthafte Erörterung derartiger Fragen für möglich. Ein deutscher Dichter sagt, jede Liebe glaube an eine doppelte Unsterblichkeit, an die eigene und an die der Gegenliebe: wenn sie fürchten könne, je aufzuhören, so habe sie schon aufgehört. Dasselbe gilt auch vom Glauben. Jeder Glaube glaubt nothwendig an sich selbst, an die Unvergänglichkeit im eignen Gemüthe so wie in der Gemeinschaft der Gläubigen: wenn er fürchten kann, je aufzuhören, so hat er schon aufgehört. Wo also noch ein Funke Glaube ist, mit oder ohne Ritualgesetz, da ist jeder Zweifel, mithin freilich auch jede unparteiische Untersuchung über einen solchen Punct unmöglich. Ich hätte demnach nichts dagegen, wenn Herr Streckfuß die Juden, so lange sie überhaupt glauben, für blind und urtheilsunfähig in dieser Hinsicht erklärte. Dagegen finde ich es sehr unbillig, wenn derselbe der dem Untergange ihres Glaubens widerstrebende Empfindung, die er bei den Juden wahrnimmt, als auf „einer Art von aristokratischem Stolze" beruhend ansieht. Herr Streckfuß schreibt seinem eignen Glauben die Kraft zu, daß er dem natürlichen Lauf der Dinge nach den unsrigen in sich aufnehmen und von der Erde verschieden machen müsse: wir meinen, der letztere werde wohl sein bescheidenes Dasein neben dem mächtigen christlichen Glauben fortsetzen. Wo ist nun da der aristokratische Stolz? Auf der Seite, wo auf Ueberwindung, auf Vernichtung des fremden Glaubens gezählt, oder auf der, wo nur Erhal-

rung des eignen gebeßt wird? Wenn sehr Viele unter uns dieselbe Ausbildungsfähigkeit, die der Verfasser dem Christenthume beilegt, und von der er selbst meinte, daß sie die Grenzen des kirchlichen Christenthums weit überschreitet, auch mit fester Zuversicht vom Judenthume behaupten, wenn sie glauben, daß es, falls einmal ein Herbilden, ein Idealisiren des positiven Glaubens stattfinden soll, wahrhafter und natürlicher sei und bleibe, dieses Verfahren an dem eignen Glauben zu üben, an das einem Jeden geistig zunächst Gelegene, an die eignen Erinnerungen, an die ersten religiösen Eindrücke der eignen Kindheit, die reinsten und höchsten Vorstellungen von dem Ueberirdischen anzuknüpfen, was liegt denn darin Hochmüthiges, Aristokratisches? Hierbei vom „Absonderung" zu reden, hat der Verfasser jedenfalls in hohem Grade Unrecht. Der Uebertritt zum Christenthum darf dem Redlichen — damit ist Herr Strauß ohne allen Zweifel einverstanden — nichts Anderes bedeuten, als die Annahme christlich religiöser Ueberzeugungen, und für denjenigen, der zu solchen nicht gelangt ist, ist bei dem feurigsten Wunsche der engsten nationalen und bürgerlichen Vereinigung mit seinen Mitbürgern der Uebertritt eine sittliche Unmöglichkeit; die Einmischung politischer oder socialer Rücksichten auch der feinsten Art muß hier, als zur Heuchelei und zur Frivolität führend, aufs entschiedenste zurückgewiesen werden. Es darf sich bei dieser Frage zu allen Zeiten um nichts, um gar nichts anderes, als um die religiöse Macht des Christenthums und des Judenthums in den Gemüthern handeln. Ueber die des letzteren sei hier noch eine practische Bemerkung vergönnt. Der Verfasser hegt den aufrichtigen Wunsch, Verbesserungen im jüdischen Gottesdienst herbeigeführt, ja selbst zur besseren Bildung der Rabbinen einen Lehrstuhl für jüdische Theologen an einer Landes-Universität errichtet zu sehen. Daß solche Einrichtungen von den Bekennern eben des Glaubens, dem sie dienen sollen, ausschließlich oder doch hauptsächlich müssen geschaffen und erhalten werden, ist gewiß. Woher sollte aber diesen die Kraft und der Eifer und die Liebe zu solchen Schöpfungen kommen, wenn sie den Glauben, dem sie gewid-

met sind, als durch den bisherigen Druck nur künstlich am Leben erhalten, nach erlangter Freiheit aber unwiderbringlich dem Untergange verfallen betrachteten? Warum so viel Mühe aufwenden, um die Qualen eines erlöschenden Lebens zu verlängern und gar neuen Schöpfungen, die den Keim des Verderbens schon in sich tragen, das dasein zu geben? Wenn demnach der Verfasser jene Einrichtungen für heilsam hält, so muß er den Glauben an die Fortdauer des Judenthums, der allein dieselben zu begründen und zu erhalten im Stande ist, wenigstens als eine wohlthätige Täuschung gelten lassen.

Aber es giebt allerdings eine Ansicht unter den Juden — mag auch die Zahl derer, die sie theilen, nicht groß sein — welche die Möglichkeit des Verschwindens des Judenthums ohne Empfindlichkeit und Kränkung, mit voller Unbefangenheit in's Auge faßt, welche freilich will, daß sein Bestehen ein würdiges und ehrenvolles sei, ohne daß sie darum seine Ewigkeit als eine schlechthin nothwendige ansähe, wie ja selbst das vergängliche Leben des Individuums ein sittlich würdiges und ehrenhaftes sein soll, und wie es das sittliche Bewußtsein und die Handlungsweise eines Ehrenmannes nicht ändern wird, wenn er selbst dem nahen Tode entgegensähe. Diese Ansicht fragt allein danach, ob der vorausgesagte Untergang unseres Glaubens ein durch rein geistige Motive, durch eine höhere sittliche Nothwendigkeit herbeigeführter sein solle oder nicht. Während sie eine Weissagung der Art, wenn dabei äußerliche, bürgerliche oder gesellschaftliche Motive vorausgesetzt werden, als eine Beleidigung der Würde des Menschen mit Verachtung zurückweisen wird, würde sie ihrer Erfüllung mit ruhiger Resignation, ja mit Befriedigung entgegen sehen, wenn es sich von einem geistigen Leben handelte, das mit neuer, unwiderstehlicher Macht die Seelen ergriffe und sie zu einer Ueberzeugung, die nicht Vortheile sucht, sondern zu jeglichem schweren Opfer bereit ist, hinrisse. Wenn also Herr Streckfuß dem Christenthume diese überwältigende Macht der Ueberzeugung beilegt, wenn er glaubt, daß es diese unwiderstehliche Geistesmacht in den kommenden Jahrhunderten an einer religiösen

Gemeinschaft bewähren werde, über die es in den vergangenen Zeiten der intensivsten Glaubensstärke nicht obzusiegen vermocht hat, so müssen wir diese seine Voraussetzung freilich bezweifeln, hätten aber, wenn sie richtig wäre, gegen ihre Consequenz nichts mehr einzuwenden. Wenn dagegen Herr Strackfuß seine Weissagung auf Erfahrungen stützt, gleich denjenigen, die er uns beispielsweise in seiner Schrift (S. 107 — 109.) vorführt, so müssen wir einem allmäligen Hinsterben des Judenthums auf solchem Wege als einem sittlich beklagenswerthen und deshalb, wie wir hoffen, unmöglichen Hergange widersprechen. Diese Eltern, die erst ihre unmündigen Kinder den neuen Glauben versuchen lassen, um später selbst bei Gelegenheit von dem Glauben ihrer Väter zu dem Glauben ihrer Kinder überzugehen, diese Leute, die nach Dresden oder nach Paris reisen, um dort die Taufe zu empfangen, weil sie besorgen, man möchte diesen Schritt daheim etwa der Einwirkung der Judenbekehrungsgesellschaft zuschreiben — in diesen Erscheinungen, die wir recht wohl kennen, liegt kein Ernst, kein Glaube, keine Ueberzeugung: das ist fürwahr nicht die Weise, wie sich ein neues geistiges Leben der Gemüther bemächtigt, das ist Gleichgültigkeit, Leerheit, gedankenloses Anschließen an die religiöse Form, welcher die Mehrheit folgt und welche für die bürgerliche und sociale Existenz noch für lange Zeit die bequemere sein wird. Es giebt keinen Act, der die Indifferenz gegen den Glauben entschiedener an den Tag legte, als eben jene Trennung der Kinder von der religiösen Gemeinschaft ihrer Eltern, eine Handlung, durch die man die Kinder vermittelst einer Form, bei der sie noch nichts denken können, einem Glauben hingiebt, zu dem sich zu bekennen den Eltern ihre Ueberzeugung nicht gestattet. Die Ansicht, die in dem Religiösen überhaupt nur eine leere Form sieht, mag sich solcher Fortschritte freuen: die christliche kann es wahrlich nicht. Und jene Scheu vor dem Verdacht einer Einwirkung der Bekehrungsgesellschaft, und jene Reisen, durch die man solchem Verdachte entgehen will, was bedeuten sie denn, genauer betrachtet? Ich vermag nicht zu beurtheilen, in wie weit jene Gesellschaft ihren Zweck auf

eine klage und angemessene Weise verfolgt, allein das scheint mir gewiß, daß sie in der Regel auf die Gemüther und die Ueberzeugungen zu wirken sucht: und über den Verdacht, daß die Unterstützungen, die hie und da armen Convertiten mögen ertheilt werden sein, sie bestochen hätten, sind ja Personen, wie die, welche Herr Streckfuß anführt, schon infolge ihrer äußeren Verhältnisse erhaben. Jene Scheu gilt also offenbar mehr dem religiösen Character jenes Bekehrungs-Strebens. Man mag nicht den Schein haben, als sei man durch Lehre und Unterweisung, wie man sie mehr für die geringeren Classen gewohnt zu finden beliebt, bekehrt worden: man will einem Act, durch den man lediglich, wenn auch ohne directen, persönlichen Vortheil, sich einer bevorzugten und deshalb vornehmeren Gesellschaft anschließen möchte, keinen hervorstechend religiösen Character zu geben scheinen, den er in Wahrheit nicht hat. Und weil es eben mehr darauf ankommt, jener besseren Gesellschaft anzugehören, als auf den Act, durch den man zu ihr gelangt, und der an das, was man gewesen, auf unbequeme Weise erinnert, so hüllt man diesen Act lieber in Dunkel und geht auf Reisen, um ihn vergessen. Solchen Bekehrungen gegenüber scheinen mir die von der Bekehrungsgesellschaft ausgegangenen noch die werthvolleren zu sein und bei solchen hat in der That das Christenthum nichts zu gewinnen, das Judenthum und seine Zukunft nichts zu verlieren.

Dennoch hat die Ansicht des Verfassers auch über diesen Punct eine Seite, mit der ich mich gern einverstanden erkläre. Wenn durch eine rechtliche Gleichstellung der Confessionen, die das Gesetz und das Leben nach allen Richtungen durchdrungen hat, jeder durch den Uebertritt zum Christenthum zu gewinnende Vortheil hinweggefallen sein wird, so wird damit allerdings ein Ehrenpunct, der an sich scheu zum Ausharren bei dem unterdrückten Glauben mahnt, beseitigt sein. Es wird dann für den einen wie für den anderen Glauben allein der Glaube, die innere Ueberzeugung, die lauterste Wahrhaftigkeit entscheiden, und die durch keine fremde Rücksicht mehr getrübte und gehemmte Wahrheit wird ihrem Siege entgegengehen.

Wenn alſo der Verfaſſer von der errungenen Freiheit Vortheil hofft für diejenige Lehre, die er für Wahrheit hält, ſo iſt dieſe Geſinnung conſequent und ehrenwerth. Wir können ihm freilich in dem beſtimmten Reſultate nicht beſtimmen, da wir ſeine Vorausſetzung nicht theilen: aber wir theilen doch die Geſinnung wie die Hoffnung und ſchreiben gern von dem Verfaſſer mit einem Gefühle, in welchem ſich alle Redlichen, Alle, die im Leben und im Glauben die Wahrhaftigkeit über Alles ſchätzen, Alle, die den Sieg der Wahrheit aufrichtig wünſchen, zum Kampfe für den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit vereinigen ſollten.

Gedruckt bei Julius Zittenfeld